# Torso und Korso.

## Aus dem alten und neuen Rom

von

**Hermann Lessing.**

**Berlin.**

Verlag von Julius Springer.

1859.

# Vorwort.

Wenn Montesquieu behauptet, daß Frankreich geschaffen sei zum flüchtigen Lebensgenuß, England um zu denken, Deutschland um zu reisen und endlich Italien, damit die Menschen dort Hütten bauen, so hat er den Italienern das angenehmste Heimathszeugniß ausgestellt. Vielleicht mit Rücksicht auf diesen Ausspruch ertheilte der geistvolle und dankbare Papst Benedikt XIV. dem Verfasser des Geistes der Gesetze und seiner Nachkommenschaft die ehrende Erlaubniß, an Fasttagen Fleisch zu essen. Glückliches Land, dessen Souverain noch vom Fasten dispensiren und den Genuß von Fleischspeisen gestatten kann, während in andern, weniger am Appetit als am Mangel leidenden, Ländern auch die liberalste Erlaubniß zu genießen sich so oft von selbst verbietet! Deshalb hat Italien die wenigsten Auswanderer und die meisten Gäste. Deutsche, Angelsachsen, Franzosen, Amerikaner schlagen dort ihre Winterquartiere auf, und die Fremdlinge aus dem ho=

hen Norden machen den besten Tausch, indem sie um einen Winter ärmer und um einen Sommer reicher werden. In dem reichen Diadem aber, mit dem die Natur die hesperische Halbinsel geschmückt hat, prangt Rom als der herrlichste Stein, und dieser Stein, dem der Geist sein Leben eingehaucht, redet eine Sprache, die allen civilisirten Nationen verständlich ist. Rom hat zweimal die Welt beherrscht und beherrscht noch heute unsre Gerichtshallen, Rom ist das Grab der alten und die Wiege der neuen Kunst, Rom ist der Wohnsitz des geistlichen Herrschers, der mit der Tiara, mit der dreifachen Krone geschmückt ist. Und auch eine dreifache Residenz finden wir an der Tiber: die Residenz des Apollo von Belvedere und der erlauchten Mitglieder seiner Familie, die Residenz der mittelalterlichen Hierarchie, und endlich die Residenz der Künstler und kunstsinnigen Geister aller Nationen. Und als ob die Stadt der Cäsaren und des Raphael hiermit noch nicht gesättigt wäre, so zeigt sich auf diesem farbenreichen Bilde noch der moderne Firniß eines Badeorts, wie ihn das Leben und Treiben vornehmer und müßiger Fremden mit sich bringt.

Nach diesen vielfachen Beziehungen haben wir „das goldne Rom," wie es Karl der Große nannte, zu schildern versucht, und um das Ziel unsrer Reise, das Wohin? noch mehr hervorzuheben, haben wir häufig auf das Woher? Rücksicht genommen und die

grauen Wellen der Spree bis nach den gelben der Tiber versetzt. In diesem reich gegliederten Organismus aber, den die einstige Beherrscherin der Welten entfaltet, erschienen uns als die wesentlichsten charakteristischen Faktoren: der Torso und der Korso. Wir verstanden unter Torso nicht allein jenes plastische Werk des Vatikan, an dessen Ergänzung kein Künstler sich wagte, sondern jene unsterblichen, antiken Ruinen, die die sieben Hügel bedecken, diese nicht zu erschöpfende Trümmerstätte einer untergangnen Welt; ihr gegenüber erscheint der Korso nur als ein buntes vorüberziehendes Schattenspiel, und über den Mikrokosmus des täglichen Genusses erheben sich die gewaltigen Todten. Aber selbst der Korso, der Repräsentant der Vergänglichkeit zeigt eine Doppelnatur, durch die er zwei Welten verbindet. Die Prozession, die auf ihm sich bewegt, ist nicht immer eine weltliche, oft trägt sie einen ernsten, feierlichen Charakter und beugt sich vor einem heiligen Gedanken.

Um unsere Bilder so treu wie möglich zu machen, haben wir nicht von der Pracht des goldnen Rom uns blenden lassen. Wir haben auch die „Niobe der Städte" betrachtet, ihre Klagen gehört und mitgetheilt mit dem Wunsche, daß sie erhört werden. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Nur Elisabeth, Königin von England, wollte, wie Walpole erzählt, ohne Schatten gemalt sein. Die Königin der Städte strahlt noch in so hellem Lichte, daß selbst die schwarzen unnatürlichen Schat-

ten, so gern man sie verbannen möchte, im Ganzen nur wenig ihren Glanz verdunkeln können.

Sonst bewilligten die Vasallen dem deutschen Kaiser einen Römermonat, d. h. Gelder, um zur Krönung nach Rom zu ziehen. Seitdem der deutsche Kaiser sein Recht verloren, ist der Römerzug nicht mehr gesetzlich geregelt, sondern nur vom Willen des Einzelnen abhängig.

Wenn dieses Buch den Willen des Einzelnen zur That reifen läßt, so hat es vollkommen seinen Zweck erreicht. Und deshalb, weil wir mehr anregen als belehren, mehr unterhalten als erschöpfen, mehr Reisende anwerben als Fremde führen wollten, wird ein nachsichtiges Urtheil manche Lücken entschuldigen und an das treffende Wort Voltaires denken: le secret d'ennuyer est celui de tout dire.

Paleokapa, Minister der öffentlichen Bauten in Turin, sagte einst in der piemontesischen Kammer mit einer für einen Italiener sehr schätzenswerthen Offenheit: „In unserm Lande sind die schönen Künste nicht mehr heimisch, Europa hat uns überflügelt, wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren unserer Vorfahren." Auch in diesem Buche ist viel von den Lorbeeren der Vorfahren die Rede. Möge der Leser niemals dieselben ministeriellen Empfindungen haben!

Berlin am 1. März 1859.

Der Verfasser.

# Inhalt.

---

## Druckfehler.

Seite 27 Z. 8 v. o. } lies Antonins-Säule statt Antonius-Säule.
„ 29 Z. 1 }

„ 109 Z. 2 v. u. lies Tiber, so seicht statt leicht.

„ 112 Z. 13 v. o. lies Klöster sind sie nicht statt Klöster sind nicht.

„ 113 Z. 1 lies angeklebt sind statt ist.

„ 143 Z. 3 v. o. lies Tarantella statt Tatantella.

„ 143 Z. 5 v. o. lies ausgeführt statt ausführt.

„ 184 Z. 3 v. u. lies sich auszeichnet statt auszeichnet.

„ 254 Z. 6 v. o. } lies Immondezzajo statt Immondezajo.
„ 255 Z. 2 v. o. }

„ 261 Z. 7. v. u. lies Kongregation statt Kongegration.

---

# I.

## Die ersten Tage in Rom. — Kapitol und Kolosseum.

Wer an einem trüben Wintertage im Reisewagen die öde menschenleere Kampagna passirt, wer den bedeutungsvollen Ruf des Vetturino: ecco Roma! vernimmt, mit dem er die in der Luft schwebende Kuppel des St. Peter aus weiter Ferne begrüßt, wer dann mit klopfendem Herzen der ewigen Stadt sich nähert, die Brücke der Tiber überschritten hat und endlich an der Porta del popolo einem demüthig sich verbeugenden Aedilen den Paß in die eine Hand und das Trinkgeld in die andere giebt: der hat endlich das lang ersehnte Ziel erreicht, aber nicht um mühelos Lorbeern zu ernten und an den Wundern sich zu erbauen, nein, um neuen Kämpfen entgegen zu gehen. Ist der Fremdling noch erfüllt von den Erinnerungen an den klassischen Boden, denkt er an die Zeiten des Cicero, des Cäsar, des Tacitus, will er die Früchte genießen für den Schweiß, den er bei der Lektüre der Unsterblichen in der Schule vergossen, eine bittre Täuschung harret

seiner. Im Gasthof angekommen, steckt unser neugieriger Reisender die Nase zum Fenster hinaus; er sieht zwar römische Nasen und römische Köpfe, er sieht faltenreiche Gewänder und lange Mäntel, die mit Kunst getragen werden, er sieht Patrizier und noch mehr Proletarier, die gewiß wie im alten Rom keine Steuer bezahlten, aber wo ist römisches Leben, wo ist nur das Leben einer Hauptstadt? In dieser Straße, die im Centrum der sieben Hügel liegt, nichts als kleine Krämer, Bilderhändler, schmutzige Kafés, Osterien, Viehtreiber, wo ist da der Luxus der Gegenwart, wo der der Vergangenheit? Selbst das Haus an der Ecke, das palazzo genannt wird und einer berühmten Familie gehört, wie unbedeutend ist seine Facade! Jeder venetianische und florentiner Palast übertrifft diesen schwerfälligen Steinhaufen an Schönheit. Nein, von dieser Vogelperspektive sieht man nicht den Adler, der einst die römischen Legionen zum Siege geführt.

Steigt nun der Fremdling auf die Straße hinab, biegt er, selbst gegen den Willen zweier Bettler, in den Korso ein, so hat auch diese Straße nichts Charakteristisches, nichts Anziehendes, besonders wenn er den lachenden Toledo von Neapel und sein volkreiches Gewühl gesehen. Die Beherrscherin der Meere, London, die Beherrscherin des Geschmacks, Paris, sie lassen gleich den Pulsschlag einer Weltstadt hören, die Stadt aber, die zweimal die Welt beherrscht hat, die Metro-

pole der Christenheit erscheint trübselig und melancholisch, und selbst die nordische Metropole der Intelligenz offenbart mehr inneres Leben. Solche Täuschungen, solche Gedanken beschleichen das Gemüth des Fremden in den ersten Tagen seines römischen Aufenthalts. Aber bald kommen wir zu der Ueberzeugung, daß Rom nicht zu den glänzenden Städten gehört, die wie eine Kokette alle Mittel der Eroberung anwendet; Rom prunkt nicht mit seinen Schätzen und verschmäht es, Toilette zu machen, um mit einem Blick durch eine reiche Perspektive die Sinne des Beschauers gefangen zu nehmen. Rom ist nicht mit dem Auge zu erschöpfen. Man muß erst einige Zeit in dieser Atmosphäre geathmet haben, um den unsagbaren Reiz zu empfinden, der auf diesen Trümmermassen ruht, die auf das moderne Leben, das sich um sie gruppirt, so eigenthümliche Schlaglichter werfen. Der Torso und der Korso, die eine Weltgeschichte umspannen, sind zu große Gegensätze, um sie auf einmal überwinden zu können. Die Gedanken der Ewigkeit und der Vergänglichkeit umarmen sich hier, der nüchternste Realismus steht dem höchsten Idealismus zur Seite und der Tempel einer Minerva dient einem Gewürzkrämer als Verkaufslokal. Wie der Räuber Moor nur durch Moor sterben kann, so muß man zeitweise Römer — vielleicht auch Räuber — gewesen sein, um Rom ganz in sich aufnehmen und geistig verdauen zu können. Bei allen modernen Städten

haben wir Vergleichungspunkte, dieselbe Art zu leben, dieselben Bedürfnisse, eine ähnliche geschichtliche Entwickelung hat auch dieselbe Außenseite hervorgebracht und der Unterschied ist mehr oder weniger quantitativ; bei jedem Schritt aber, den wir auf klassischem Boden thun, spielt das Alterthum in die Gegenwart hinüber, die verschiedensten Epochen reichen sich die Hände; Bildung, Barbarei, Freiheit und Knechtschaft zeigen ihre Ebenbilder und das Heidenthum lächelt in seinen großartigen Ueberresten über die so vergänglichen Schöpfungen seiner frommen Nachfolger. Eine Fülle von Gegensätzen bestürmt unsere Brust, Gegensätze, die manchmal eben so erhaben wie lächerlich sind, Zwerge bewegen sich in riesigen Dimensionen, reisende Engländer schütteln den klassischen Staub von lackirten Stiefeln und vor dem Kolosseum steht eine französische Schildwache, damit man die Steine nicht wegtragen soll, über die die Jahrtausende und eine Reihefolge systematischer Zerstörungen keine Gewalt hatten.

Das Kolosseum, das Forum, das Kapitol, die man mit einem Blick übersehen kann, wer möchte vor dieser Dreieinigkeit sich nicht beugen! Vom Kapitol ist nichts mehr vorhanden, als der Hügel, Capitolii immobile saxum, und das Geschlecht der Gänse, die es gerettet. Wo der Tempel des kapitolinischen Jupiter stand, steht jetzt die ehrwürdige Basilika, Santa Maria d'Ara Celi. 124 Stufen führen hinauf, die

Gläubigen werden warm, noch ehe sie in die Kirche eintreten, und ist man angelangt, so halten hier zur Weihnachtszeit Kinder unter acht Jahren, die auf einen Tisch gestellt werden, wohleinstudirte Predigten und zeigen fortwährend mit den Händen auf eine schlecht gemalte Dekoration, die die Geburt des Erlösers darstellt. Der kapitolinische Jupiter zürnt über diese Karrikatur des Heiligsten und dankt Gott oder sich selbst, daß während seiner heidnischen Herrschaft eine solche Vermischung von Komödie und Frömmigkeit kaum denkbar war. Und doch sagte der protestantische Engländer neben mir, der glücklich drei Worte aus der Predigt des kleinen Mädchens im breiten Strohhute verstanden hat, sein stereotypes „beautiful", und freut sich, daß man hier die Kinder eben so dressirt, wie in seiner Heimath die Pferde. Als echter Sohn Albions mehr sportsman als Mensch verläßt er die Kirche und bewundert im Fluge an der bronzenen Reiterstatue Mark Aurel's, die auf dem Platze des Kapitols steht, mehr das kräftige Roß als den reitenden Philosophen. Und das kräftige Roß, das auf seinen Reiter stolz ist, und den Fuß emporhebt, hört noch heute die Worte, die Michel Angelo, als er die Statue vom Lateranplatze hierher bringen ließ, ihm zugerufen: Ricorda ti che sei vivo e cammina, erinnere Dich, daß Du lebst und schreite vorwärts! Ja, da ist unsterbliches Leben in diesem letzten Sprößling, diesem letzten eines

Stammes von vielleicht hunderten ähnlicher vollendeter Kunstwerke, die einst die ewige Roma schmückten, die Stadt, von der Kassiodor, der sie im sechsten Jahrhundert gesehen, behauptet, daß sie noch damals nach vielen Kämpfen und Zerstörungen an Bildsäulen eben so reich gewesen sei, wie an Menschen. Mark Aurel, der Liebling des Volks, hat sich in seiner Statue eben so vortheilhaft erhalten, wie in der Geschichte, nur wenige Rostflecken entstellen sein Antlitz und seine vorgestreckte Hand erscheint eben so segnend wie gebietend. Die kolossalen Dioskuren, die die flache, von Michel Angelo angelegte Treppe zieren, scheinen seine Schützer zu sein, wie sie ja die Beschützer der Reiter und Kämpfer waren. Der Palast der Senatoren, der auf den Ruinen des alten Tabulariums (des Staatsarchivs) erbaut ist, schließt den Platz ein; die Glocke dieses Palastes hat eine eben so gewichtige historische, wie lokale Bedeutung: denn sie darf nur dann erschallen, wenn der Karneval beginnt oder — wenn der Papst gestorben ist. Dies sind gleich wichtige Ereignisse im gegenwärtigen römischen Leben: der Papst wird mit derselben Glocke zu Grabe geläutet, mit der die Maskerade im Karneval beginnt, am Grabe des Papstes dieselben Töne, wie an der Wiege des Karnevals, der Papst und der Karneval — das ist das Alpha und Omega der ewigen Stadt.

Wir könnten jetzt bei unserer flüchtigen Rundreise

mit gutem Gewissen das Kapitol verlassen, wenn es nicht für uns Preußen noch ein spezielles Interesse hätte. Wie nämlich die Franzosen die Engelsburg besetzt halten, so haben die Preußen den westlichen Theil des kapitolinischen Hügels, von dem aus man ganz Rom beherrscht, schon seit Jahren okkupirt. Hier steht der Palast Caffarelli, in dessen schönen und wegen seiner Aussicht weltberühmten Räumen die protestantische Regierung zum großen Leidwesen der römischen ihr diplomatisches Lager aufgeschlagen. Auf dem Kapitol, dem denkwürdigsten Punkte Roms, der von allen Seiten sichtbar ist, die Manen des großen Friedrich, der Jedem sein individuelles Seligwerden gestattete! Wie konnte der päpstliche Stuhl zugeben, daß hier die Preußen diese historische Position für immer besetzt hielten! Deshalb erhob die Geistlichkeit so viel Schwierigkeiten, so daß bis heute der Palast Caffarelli, obgleich der Kaufkontrakt dem Abschluß schon nahe war, noch nicht in den Besitz Preußens übergegangen ist und der Vertreter der Krone noch immer zur Miethe wohnt. Aber, Gott sei Dank, sind die römischen Miethskontrakte nicht so jesuitisch abgefaßt wie die Berliner; eine Exmission kann so leicht nicht stattfinden und einst wird der Tag kommen, wo engherzige Ansichten schwinden und auf den Zinnen des Kapitols das vaterländische Banner wehen wird. Wie aber Preußen berufen ist, durch das Schwert des freien Geistes Propaganda zu

machen, so bemüht sich auch sein Vertreter in Rom, indem er Künstler und Gelehrte aller Nationen um sich versammelt, vom Kapitol aus den Kirchenstaat geistig zu erobern, während die Franzosen und Oesterreicher den kürzern Weg vorziehen und die ultima ratio, den letzten Grund aller Dinge, rein vom materiellen Standpunkt auffassen. Einen Theil dieser preußischen Eroberungen haben wir der Autorität der deutschen Wissenschaft zu verdanken, die auch neben dem Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol sich angesiedelt und in dem „archäologischen Institut" eine wissenschaftliche Kolonie angelegt hat. Deutsche Gelehrte bemühen sich hier die geheimsten Gedanken des Romulus und Remus zu erforschen, und Niebuhr, der die Wolfsmilch und die Geschichte der römischen Könige chemisch und kritisch zersetzt hat, liefert noch immer eine reiche Ausbeute. Auf wie festem deutschen Grunde aber dies Gebäude steht, in dem das archäologische Institut sich befindet, zeigt schon sein Name; es heißt nach seinem Besitzer „Casa Schulze", das Haus Schulze, und die Römer lernen auf solche Art, daß auch wohlklingende Namen und berühmte Geschlechter im rauhen Norden zu finden sind. Der Hof des Hauses nimmt den äußersten Vorsprung des kapitolinischen Hügels ein. Er ist durch deutschen Fleiß in den schönsten duftenden Blumengarten verwandelt und die Kamelien sprießen hier so üppig, daß selbst im Januar ganze Bouquets

davon für wenige Groschen zu haben sind. Aber das Liebliche und das Entsetzen Erregende begegnet sich stets in der ewigen Stadt, die an blutigen Erinnerungen so reich ist. Wir gehen noch einige Schritte bis zur Grenze des Gartens und sehen plötzlich herab, ein jäher Abgrund thut sich vor uns auf und der Kustode sagt: dies ist der tarpejische Felsen, die rupe tarpea, von dem die alten Römer die Verbrecher herabstürzten. Die Unglücklichen verloren nicht nur ihre bürgerliche Ehre, sondern sogar das Gleichgewicht und kamen unten an, zerschmettert an Haupt und Gliedern. Schon zu des Aeneas Zeiten scheinen die Landleute die künftige Richtstätte geahnt und gefürchtet zu haben. Virgil sagt: jam tum religio pavidos terrebat agrestes, eine heilige Scheu erfüllte die Furchtsamen. Jetzt scheint Natur und Kultur die Rachegeister versöhnen zu wollen. Eine protestantische, zierlich eingerichtete Kirche, aber ohne Thurm — denn das ist nicht gestattet — steht zwischen dem Palast Caffarelli und dem tarpejischen Felsen und die schönen Römerinnen, die nur echten Schmuck tragen, erscheinen in Gesellschaften und im Theater geschmückt mit den schönsten Blumen, die häufig der Richtstätte des tarpejischen Felsens entnommen sind. Schulze'sche Blumen, eine germanische Flora im glänzend schwarzen Haar einer Römerin, diesen Gedanken konnte Horaz noch nicht fassen!

Aber wir müssen dem Kapitol den Rücken drehen.

Verweilen wir einen Augenblick auf den Stufen, die nach dem Forum zu führen: welch' ein Anblick bietet sich uns dar! ein Anblick, der einzig in der Welt vorhanden ist, den keine Kunst wiedergeben, kein Gemälde darstellen, keine Beschreibung versinnlichen kann. Eine Straße, die aus Tempeln, aus Triumphbögen, aus Ruinen von Palästen zu bestehen scheint, schlanke Säulen, die in die Lüfte streben, und umgestürzte, die geviertheilt am Boden liegen, die edelsten Schöpfungen der Baukunst, in ihren zerstörten Gliedern vielleicht noch großartiger, als in ihrer einstigen harmonischen Existenz! Die Trümmer der Paläste, die hochgewölbten Hallen mit der grünen Decke des Epheu bekleidet, zu beiden Seiten der Tempel und der Säulen sich hinziehend. Endlich im Hintergrunde, das Gemälde abschließend, die großartigsten, etagenförmig aufgebauten Rundbogen des Kolosseums, wie geschaffen für Titanen, die den Himmel erstürmen wollen. Und Alles noch belebt durch die Reize einer verschwenderischen Natur, die, wo sie nur unter der Wucht der Steinmassen athmen konnte, das reiche Füllhorn der Vegetation aufschloß, den Kranz von Höhen und Hügeln durch die Säulen der Cypressen und durch die Dächer der Pinien hervorhob und mit dem tiefblauen italienischen Himmel den Silberblick der Albaner Schneeberge auf's Schönste kontrastiren ließ.

Das ist die via sacra, die heilige Straße, die

uns ein tieferes Gefühl von Heiligkeit, von Ewigkeit und Vergänglichkeit einflößt, als es irgend eine menschliche Schöpfung vermag. Hier war bei den alten Römern die Wohnung der Vestalinnen und des Pontifex maximus. Die Auguren nahmen bei ihren religiösen Verrichtungen ihren Weg durch diese Straßen und die Triumphatoren zogen von hier auf den Hügel des Kapitol. Hier machte Horaz seinen täglichen Spaziergang und wir denken an das ibam via sacra, sicut meus est mos. Steigen wir hinab, wandeln wir auf den wohlerhaltenen Quadersteinen des antiken römischen Pflasters — wir sind auf einer Schädelstätte der Geschichte und die Geister von Jahrtausenden wehen uns an. Der Engländer macht seinen „Murray" zu, der Deutsche seinen „Förster", selbst die Töchter Eva's verzichten auf das Erbtheil der weiblichen Neugier, denn hier predigen die Steine mehr als es jedes Papier vermag. Mag es den Archäologen von Fach interessiren, ob diese drei, 60 Fuß hohen, korinthischen Säulen zum Tempel der Minerva gehören, oder ob auf dieser Stätte der Tempel der Schutzgöttin Roma stand, ob dort der Tempel der Vesta war, ob diese Basilika mit dem kühnen Schwung ihrer Bogen wirklich vom Kaiser Konstantin erbaut ist — genug, wir sind hier auf dem alten römischen F o r u m, dem Mittelpunkte des öffentlichen Lebens, wo man den Göttern und den Menschen zugleich diente, wo das Volk zu-

sammenkam, wo die Redner auftraten, wo der Brennpunkt des religiösen und politischen Lebens war. Durch die Normannen und Sarazenen zerstört, lag das Forum Jahrhunderte lang unter häuserhohem Schutt begraben; da erst faßte der erste Napoleon den Entschluß, die Wunder des Alterthums wieder an's Licht zu bringen. Denn die römische Regierung fürchtete sich stets vor ihrer eigenen großen Vergangenheit und beschäftigte sich weit lieber mit dem Ueberirdischen, als mit dem Unterirdischen. Noch in späterer Zeit machte der russische Fürst Anatole Demidoff der päpstlichen Regierung den Vorschlag, die ganze Umgebung des Forum, die gewiß noch die denkwürdigsten Schätze enthält, auf seine eignen Kosten aufdecken zu lassen; aber Gregor XVI. lehnte es hartnäckig ab und die Obskuranten, die Alles in das Dunkel der Nacht begraben möchten, riefen ihm Beifall zu. Für diese Triumphe, die das gegenwärtige Rom feiert, sind die Triumphbogen des Titus und Konstantin nicht mehr passend; das herrschende Geschlecht ist ihnen entwachsen, die Kardinäle sind alte wohlbeleibte Greise, die in mittelalterlichen schwerfälligen Karossen zur Verdauung spazieren fahren. Nur Pius IX. hielt vor einem Dezennium zur Feier der Konstitution einen feierlichen Umzug durch das alte Rom, er fuhr wie ein Triumphator durch die Siegeshallen; es schien, als ob die Vergangenheit wieder aus ihrem Grabe auferstanden wäre;

das Forum war mit den dichtesten Volksmassen belebt und die alten Götter schauten neugierig auf ihre Stellvertreter. Von dieser Scene hat der deutsche Maler Wittmer, der Günstling des Königs von Bayern, eine eben so lebendige wie durch die Persönlichkeiten interessante Skizze entworfen. Doch das sind tempi passati! Rom, wie es jetzt erscheint, ist eine todesmüde Stadt, in der die Menschen schleichen wie die Schatten, in der das dolce far niente nur die Lethargie der Abspannung, nicht der süße Genuß ist. Nur durch die zahlreichen Fremden erhält die einstige Beherrscherin des Erdkreises einen belebenden Odem, und die Mitglieder der verschiedensten Nationen, die schon längst das römische Joch abgeschüttelt, die Gallier, die Germanen, die Celten, die Lusitanier werden hier gastlich aufgenommen, damit sie ihr Geld verzehren und dem darbenden Volke wenigstens einigen Erwerb verschaffen. So ist denn das Forum nur belebt durch die Fremden, die „forestieri", nicht durch die Römer; auch den Namen Forum hat es längst verloren: es heißt jetzt campo vaccino, allgemeine Viehweide, und in der That war bis zu der Zeit, wo der letzte der Cäsaren, Napoleon, das alte Rom entdeckte, der Tummelplatz der politischen Leidenschaften weiter nichts, als ein Ruheplatz der Pferde und Ziegen, der Büffel und Esel. Wo Curtius sich mit seinem Roß in den Abgrund gestürzt hatte, wo Cicero seine Reden gehalten, da hörte

man nur die Pferde wiehern und Ochs und Esel um die Wette brüllen. Die alten mit ihren Tempeln begrabenen Götter mögen über den Fortschritt der Menschheit gelächelt haben, der Geschlechter, welche die Kunst und die große Vergangenheit so wenig zu schätzen wußten, Götterbilder ihren Viehheerden preisgaben und in ihrer Verkehrtheit den Wahlspruch hatten: Quod licet bovi, non licet Jovi.

Das gegenwärtige Geschlecht bereut die Sünden seiner Väter. Selbst das jüngste Volk, das allein durch einen glücklichen Anachronismus der römischen Weltherrschaft entgangen war — es kommt über's Meer und pilgert zu dem ältesten. Die freien Ueberseeischen, die Ultramarinen kommen schaarenweise zu den gedrückten Ultramontanen. Was kann aber mehr die Phantasie der Yankees entzünden, was springt dem unbefangenen Sinn am meisten in die Augen, als das Kolosseum, dessen Wunder mit Händen zu greifen sind? Zu allen Tageszeiten, am Morgen, am Abend, in der Nacht und namentlich beim Mondschein finden wir hier in dem großartigsten und am besten erhaltenen Amphitheater die Amerikaner aller Farben, vom blonden Sohn des Nordens bis zu den wechselnden Schattirungen des Südens, vom Befreier des Onkel Tom bis zu seinem Bedrücker. Deutsche, Engländer, Franzosen wissen nicht so laut und in so spitzen Tönen ihr Erstaunen auszudrücken, als die Bewohner der

Vereinigten Staaten, die hier einen so klassischen Durst entwickeln, wie einst die wilden Thiere nach dem Blute der Christen. Zu zwei der größten Paläste hat das Kolosseum seine Quadern hergeben müssen, und doch sind seine Ruinen noch so bedeutend, daß unter einem schweren nordischen Himmel die höchsten Spitzen der Rundbogen häufig von den Wolken verschleiert wären. Vier Stockwerke, von denen drei mit 80 Bogen überwölbt sind, bilden das Amphitheater, das 90,000 Menschen faßte. An verschiedenen Punkten finden sich sogenannte Vomitoria, Mündungen, aus denen die Treppen bis zu den höchsten Sitzen aufsteigen. Tritt man beim Mondenschein in die Arena, so erhalten die Ruinen fast noch gigantischere Formen, es verschwinden die Lücken, die Wunden, welche die Barbarei geschlagen, nur die Umrisse treten auf's Schärfste hervor, das sanfteste Licht vermählt sich mit den verwitterten Steinen und gießt einen unnachahmlichen Zauber aus über die von Epheu umsponnenen mächtigen Steinmassen. Bedenkt man nun noch, in welcher Umgebung das Kolosseum liegt, wie seine Nachbarn und Vorläufer Triumphbogen, Tempel und Trümmer von Palästen sind, die auch im Mondschein von schwarzen Cypressen umgeben wie Traumbilder aus einer andern Welt erscheinen; so muß man unsern mondsüchtigen Amerikanern in ihren enthusiastischen Lobpreisungen beistimmen. Auch Goethe, der stets seine Marmorkälte bewahrte,

ruft bei diesem Anblick begeistert aus: „Sonne und Mond haben hier ein ganz anderes Geschäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegenstehen.“

Aber unsere Amerikaner, deren Parole das „nil mortalibus arduum“ ist, sind mit dieser mächtigen Wirkung noch nicht zufrieden und suchen noch nach andern Emotionen. Deutschland gab hierzu die erste Veranlassung. Ein deutscher Professor grollte vielleicht mit der Luna, die sich ihm nicht unverschleiert zeigen wollte. Da faßte er in einer Gesellschaft von Herren und Damen den Entschluß, das Kolosseum durch Fackelträger beleuchten zu lassen, um so die Wirkung des Lichts auf die Ruinen nach einander mit Ruhe betrachten zu können. Die Kosten wurden von der Gesellschaft bestritten. Wie ein Lauffeuer lief die Nachricht durch alle Zirkel, daß die Germanen um 9 Uhr Abends im Dunkel einer Dezembernacht entschlossen wären, mit der Fackel der Aufklärung die schwarzen Trümmer des Amphitheaters zu beleuchten. An jenem Abend hörte man in der Arena alle Dialekte des zersplitterten Deutschlands, von der Spree, von der Elbe, vom Rhein und von der Donau. Aber die wenigen Fackeln zeigten sich als ohnmächtig diesen ungeheuren Massen gegenüber, die Fackelträger liefen eifrig auf den höchsten und mittleren Gängen umher und beleuchteten die verschiedensten Punkte; aber vergebens, die Wirkung

blieb aus, es war der Kampf von Pygmäen gegen Riesen, es war die Schwäche der Halbheit, es war ein kleindeutsches Dämmerlicht. Da zeigten nun die naturwüchsigen Amerikaner wenige Tage später dem deutschen Gelehrten, wie man das Ding anfassen muß. Nicht eine einzelne Flamme, nicht ein akademischer Fackelzug, nur ein Meer von bengalischen Flammen kann der kolossalen Schöpfung des Titus ein Farbenspiel abgewinnen, das nur noch einen ebenbürtigen Nebenbuhler hat, nämlich die keusche Luna. Die Amerikaner, ohne weitere philologische oder pekuniäre Bedenken, zahlten der Verwaltung der Museen ungefähr 600 Thaler; die tüchtigsten Priester des Lichts wurden ausersehen, und das herrliche Schauspiel spottete aller Erwartungen. Kein Volk versteht besser die Kunst der Beleuchtung, als das römische; durch eine Uebung seit vielen Generationen und durch ihre unzähligen Kirchenfeste können sie mit dem Feuer spielen, wie keine andere Nation. Ganz Rom war zu diesem seltenen Schauspiel hinausgeströmt, Europa und Amerika hatten ihre vollständigsten Kontingente geliefert, Kopf an Kopf standen die Massen gedrängt in der Arena, aus deren Mitte das große hölzerne Kreuz, das hier zu Ehren der Märtyrer aufgerichtet ist, gespenstisch hervorragte, dies Kreuz, das beiläufig dem Küssenden für hundert Tage und vielleicht für hundert andere Küsse Ablaß ertheilt. Da glühte nun das alte Mauerwerk und eine

ganze Reihe von Pfeilern wie von rosiger Farbe übergossen; es war ein Aufflackern und Verschwinden, das Werk eines Augenblicks, denn schon zeigte sich an der gegenüberliegenden Seite ein hellgrüner Stern, der nun, zur Flamme sich ausbreitend, mit den dunkelgrünen Schlingpflanzen, die jede Spalte bekleidet haben, den herrlichsten Kontrast bildete. Das Kolosseum fing förmlich an, die Künste der Koketterie zu entfalten, es zeigte sich in den verschiedensten Toiletten, verlor seinen erhabenen Charakter, aber es trat den Menschen näher, indem es seine Reize in bunten Bildern dem Auge vorüberführte. Das illustrirte Kolosseum riß selbst die Römerinnen, die sonst nicht laut ihren Beifall äußern, zu den feurigsten Exklamationen hin. Sie riefen mit ihren sonoren Stimmen ein schallendes „bellissimo“ und ließen die transatlantischen Republikaner leben. Die tiefe Melancholie, die häufig auf den Gesichtern der schönen Römerinnen liegt, wie ein schwarzer Flor über blühendem Rosenstrauch, sie war für diesen Abend verschwunden, und noch beim Nachhausegehen freuten sie sich kindlich, als der Triumphbogen des Konstantin zur allgemeinen Ueberraschung seine schönen Linien in rothem Feuer erglänzen ließ. Ein „Gute Nacht" ertönte nun in allen Sprachen die ganze via sacra entlang bis zum Kapitol, wo das Gedränge ziemlich groß war, und die Wagen oft einen gordischen Knoten bildeten. Alle Völker sind mit dem Wunsche

„gute Nacht“ zufrieden, nur die Italiener sagen „glücklichste Nacht“, felicissima notte, wohl wissend, daß italienische Nächte von anderen wie Tag und Nacht unterschieden sind. Bald auch wurden die Straßen einsam, man hörte die Tritte wiederhallen, und die „felicissima notte“, die die glücklichsten Träume spendet, hüllte die ewige Stadt in die tiefste Ruhe ein.

---

## II.

### Ein Künstler-Kafé. — Der Korso. — Das Pantheon.

Es giebt einen gewissen klassischen Heißhunger, den man sogleich in den ersten römischen Tagen befriedigen muß, theils um den vielen Generalfragen zu entgehen, die von allen Seiten an den Fremden gerichtet werden, theils um die Traumbilder der Vergangenheit, wie sie Lektüre, Tradition und Phantasie ausmalen, in Wirklichkeit vor sich erscheinen zu lassen. Kennen Sie schon die sieben Hügel, auf deren Höhe das alte Rom seine Jugendjahre verlebte? Haben Sie die Antoninssäule gesehen, das Pantheon, den Quirinal, die Peterskirche? Haben Sie den Papst noch nicht gesehen? Dieses „noch“, das die flüchtigsten Touristen gewöhnlich Einem entgegenhalten, kann den gewissenhaften Reisenden wahrhaft zur Verzweiflung bringen. Es fängt Einem an der Kopf zu schwirren und die stille, geräuschlose Stadt, in der man kaum einen Pulsschlag hört, ist fast eben so Nerven aufregend, wie das stets im Fieberzustand befindliche Paris. Zwar hat in Rom der Tag

wirklich 24 Stunden und oft, wenn man nach der Uhr fragt, und nicht die ora francese sich ausbittet, hört man vor Sonnenuntergang irgend eine mystische 20, aber trotzdem hat der Zeiger für den Fremden hier Flügel, während der Einheimische nur zu häufig sein Bleigewicht bemerkt. Das „carpe diem“, benutze die Stunde, das einst Horaz seinen Landsleuten zurief, ist jetzt weit mehr die Parole der Germanen als der Römer, und als wir heute unsere Reise nach dem Pantheon antraten, waren wir entschlossen, die Zeit so gewissenlos auszubeuten, wie ein Kapitalist die Arbeitskraft. Nur das ist das Schlimme, Rom hat außer dem schlechten Pflaster so viele historische Steine des Anstoßes, daß, wer nicht mit einem Kompaß in der Hand seine Richtung verfolgen will oder den „Förster“ als Evangelium betrachtet, von den entgegengesetztesten sanftesten Winden hin und her getrieben wird. Jedoch auch das hat seine Reize, sich von den Wellen schaukeln zu lassen und auf jedem grünen oder verdorrten Eiland Anker zu werfen.

Zu welcher Kategorie gehört aber dies Kafé, auf das unser künstlerischer Cicerone uns aufmerksam macht, das erste Hinderniß auf dem dornenreichen Wege zum Pantheon? Das ist das cafe greco, das schon zu den Zeiten Winckelmann's, Goethe's und Thorwaldsen's bekannt und stets der Sammelplatz der Deutschen war. Griechen waren in Rom die ersten Kaffeewirthe und

daher der Name. Eine nicht hohe gewölbte Halle nimmt uns auf, die, braun getüncht, vom Lampenrauch eben so angeschwärzt ist, wie vom Tabacksrauch; nicht sehr reinlich gekleidete Kellner in abgetragenen Fracks mit abgetragenen Mützen auf dem Kopf bringen hier das geforderte Getränk in mäßigem, südlichem Tempo, stets ohne Uebereilung: der „primo ministro“, wie hier der Oberkellner heißt, da Rom sonst keine Premierminister kennt, sitzt nachlässig, den Kopf auf den Arm gestützt, hinter dem Büffet und ordnet die ein- und ausgehenden Gelder. Er ist der glückliche Besitzer eines höchst interessanten Albums, zu dem jeder Künstler, der hier den Mokka schlürfte, ein Blatt lieferte und oft als einzigen letzten Scheidegruß zurückließ. Da sitzen die deutschen Koryphäen der hiesigen Künstlerwelt. Jener mit den scharfgeschnittenen Zügen, deren feine Linien der starke Bart nicht beeinträchtigt, ist Riedel, dessen Albanerin mit dem Kinde einst in Berlin die allgemeine Bewunderung erregte. Seine Palette ist ein schöpferisches „es werde Licht“, das er in allen Nüancen wieder zu geben weiß, und er malt weit besser den gebrochenen Lichtstrahl, als mancher Dichter das gebrochene Herz. Sein Nachbar mit der feinen aristokratischen Physiognomie ist Rudolf Lehmann, der Maler des Salon, der selbst den Volksscenen die höchste Eleganz zu verleihen weiß und zugleich den zartesten Blüthenstaub der Lamartine'schen

Poesie in seiner „Graziella“ in Farben nachdichtete. Eine weit derbere Natur ist der eben eintretende Ernst Meyer von Altona. Der Norden schuf ihn vielleicht, um zu erfahren, wie der Süden aussieht. Trotz seines gebrechlichen Zustandes malt er die gesundesten, den Volksgeist wiedergebenden Genrebilder, und seine humoristischen Skizzen zeigen, daß er auch ohne Hände ein großer Maler geworden wäre. Auch an die Berliner Kunstschätze werden wir hier erinnert durch einen preußischen Landsmann, durch Muhr, der einst im neuen Museum die Kaulbach-Geister an die Wand malte und jetzt so eben ein großes Figurenbild vollendet hat, das eine Funktion in der sixtinischen Kapelle im vollen Glanze der Hierarchie uns zeigt, wobei die Köpfe mit eben so großer Treue wiedergegeben sind, wie der betäubende Weihrauchsdunst, der sie umschwebt. Ueberhaupt liefert Preußen und der Norden die meisten Stammgäste des café greco. Der mit der Augsburger Zeitung in der Hand ist der Bildhauer Wolff, dem die Berliner Schloßbrücke eine ihrer Gruppen zu verdanken hat. Selbst im schönen Süden wußte er den Winter in so charakteristischer Figur darzustellen, daß er ihn bereits zehnmal wiederholen mußte. Wir hören den reinsten Berliner Dialekt aus dem Munde eines talentvollen Genremalers, der, gleich dem Hamburger Michael, dem dürren Stein der Alltäglichkeit den poetischen Funken zu entlocken weiß. So sitzen

hier die Jünger der Kunst harmlos zusammen, entwerfen Pläne für Gegenwart und Zukunft oder besprechen das Treiben der Fremden aller Länder, die stets einen pikanten Unterhaltungsstoff abgeben. In den hintern Zimmern hören wir mehr italienisch, französisch und spanisch, die romanische Race hat der germanischen den Vorrang gelassen.

Doch wir wollen bei den Künstlern unsere Kunstreise nicht vergessen. Wir verlassen den Centralpunkt Deutschlands, noch begleitet von den stereotypen Rufen hungriger Gäste: caffe nero, caffe latte, zigari; wir treten hinaus — da überfällt uns eine bettelnde Familie, die hier stets ihren Sitz aufgeschlagen. Eine mater dolorosa im Nationalkostüm, ein Schmerzenskind auf dem Arm, und ein kleines lustiges Mädchen, das neben ihr herspringt. Diese Köpfe haben wir schon auf vielen Bildern gesehen. Die Familie, belehrt mich mein Freund, sind Bettler in der Wirklichkeit und in der Kunstwelt; sie sind sowohl Bettler wie das Modell dazu und in so fern die objektivsten Darsteller. Das Urbild der Kunst geht hier noch mehr nach Brod als die Kunst selbst. Wir stehen jetzt in der via condotti, einer der wenigen eleganten Straßen der ewigen Stadt, in der die Fenster nicht dazu benutzt werden, die Familienwäsche dem Spiele der Winde preiszugeben. Kleine, schmucklose Verkaufsläden sind hier dicht neben einander und die Industrie der

Mosaikarbeiter und Steinschneider hat ihre graziösen Erzeugnisse zur Verlockung der Fremden ausgestellt. Alle Blumen finden wir in den feinsten Schattirungen musivisch zusammengesetzt und die Herzen der Damen pochen hörbar, wenn sie hier, wo die Versuchung so groß ist, vorübergehen. Den gesammten Olymp und die Engel des neuen Himmels finden wir hier in Muscheln und Steinen geschnitten, und die Römer wissen so genau mit den Göttern ihrer Vorfahren Bescheid, daß mir einer treuherzig versicherte, dieser Jupiter sei Portrait. Ja, selbst die antiken Monumente wissen die Mosaikarbeiter in kleinen Umrissen mit großer Treue darzustellen, und wir fanden wirklich geschmacklose Engländerinnen, die das ganze Kolosseum wie es leibt und lebt als Broche auf der Brust trugen und dadurch ihr Asthma, zu dessen Heilung sie hier waren — wenigstens für den Beschauer — noch steigerten. Diese Künste hat das neue Rom vom alten gelernt und betreibt sie schon seit Jahrtausenden; in der Gegenwart haben die Römer sich nur die Photographie angeeignet, in der sie es zu großer Meisterschaft gebracht haben. Die zahlreichen Magazine der Kunsthändler zeigen in ihren Schaufenstern die denkwürdigsten Monumente und wir wandeln häufig an einer Reihe von Tempeln und Tempeltrümmern vorüber, die wie aus einer fremden Welt uns anstaunen. Das strahlende Licht des Südens erleichtert die Kunst der Photographen und

das Spiegelbild fixirt sich hier so klar und glänzend wie in den Augen der Römerinnen.

Biegen wir jetzt um die Ecke, so nimmt uns eine Straße auf, deren Regelmäßigkeit uns an die heimischen Gestade mahnt. Indem wir sie von Anfang bis zu Ende übersehen können, giebt sie der Phantasie keine Nahrung und ist weniger in der Geschichte der Vergangenheit, als in der der Gegenwart bekannt. Ganz regelmäßig gebaut, ohne irgend wie über die Schnur des Geometers zu hauen, ist sie für den Wettlauf der Pferde wie geschaffen und führt deshalb den stolzen Namen „Corso“, der von Rom aus der ganzen Welt sich mitgetheilt und bei uns sogar zu Wasser und zu Lande eine klägliche Berühmtheit erlangt hat. Keine Straße ist so oft beschrieben worden wie diese und keiner andern hat das neue Rom seinen Ruhm zu verdanken; denn in dieser engen, kaum 1/4 Meile langen Passage, in der nur zwei Wagen bequem neben einander Platz haben, ist der Karneval, das Wettrennen und die tägliche Promenade der Römer, die hier vom Piazza di Venezia bis zur Piazza del Popolo im langsamen Tempo den Glanz ihrer Equipagen entfalten, während die Fußgänger eine wandelnde Kette bilden, die nur durch die Querstraßen und die Gruppen vor den Kafés eine Unterbrechung erleidet. Mit Ausnahme des im Florentiner Styl gebauten venetianischen Palastes unterscheiden sich die hier befindlichen Paläste

Doria, Bonaparte, Ruspoli in ihren Fronten nur wenig von den bürgerlichen Häusern, wie man überhaupt mit dem Namen Palast in Italien nicht sehr gewissenhaft ist. Nur ein großer Platz unterbricht die moderne Monotonie der via del Corso und erinnert uns an die Vergangenheit. Es ist die Piazza Colonna, in deren Mitte sich die marmorne 175 Fuß hohe Antoniussäule erhebt. Mark Aurel's Siege über die Markomannen sind hier in Reliefs dargestellt, die, schneckenförmig abgetheilt, den ganzen Säulenschaft, der 12 Fuß im Durchmesser hat, bedecken. Von dem gutmüthigen Kaiser, Krieger und Stoiker ist aber sonst keine Spur mehr vorhanden; seine Schlachten hat der Griffel der Geschichte noch dauernder eingegraben, als der Meißel des Bildhauers, aber auf der Höhe der Ehrensäule ist seine Statue nicht mehr zu finden, sondern die des Apostels Paulus, der hier in vergoldeter Bronce mit dem Heiligenschein umgeben strahlt. Der Papst Sixtus V. hatte die Geschmacklosigkeit, ein Kriegerdenkmal einem geistigen Kämpfer zu weihen, und Roß und Reiter im Schlachtengetümmel dienen dem ersten Diener des Evangeliums als Piedestal, eine Art der Verherrlichung, von der er sich gewiß nichts hatte träumen lassen. Eine kleine plätschernde Fontäne ziert diesen Platz, wie überhaupt in Rom Säulen, Fontänen, Obelisken immer innig verbrüdert sind. Hat man den Hals emporgestreckt, um zur Höhe der Vergangenheit

sich emporzuschwingen, so kann man gleich darauf zur Erde sich beugen, und ein erquickender Strahl empfängt uns. Dicht neben den Denksteinen der Geschichte erblicken wir die malerischsten Scenen am sprudelnden Brunnen, Mädchen in dem kleidsamen Kostüm des Landes füllen irdene Krüge, und Bauern von der Campagna tränken Pferde und Esel. Ja die Römer wußten besser ihre Wasserleitungen zu benutzen als die Berliner, deren Aquadukte in gußeisernen Röhren schlummern und lebendig begraben sind. Unsre einzige Hoffnung auf die Wiederauferstehung des Wassers ist der hier lebende Bildhauer Troschel, der so eben mit seltener Meisterschaft eine großartige schwungreiche Fontäne vollendet, die den Sieg Amors über die Tritonen darstellt. Königliche Munifizenz hatte sie anfangs für Potsdam bestimmt, wie wir aber jetzt hören, soll ein so bedeutendes Kunstwerk der Vaterstadt des Künstlers erhalten bleiben, die bis jetzt den Schmuck der Wasserwerke fast ganz entbehrt. In eine großartige Häusermasse bringt das ewig frische Element einen belebenden Funken; das Wasser ist lebendig, darum wirft es die Todten aus.

Ueberschreiten wir jetzt den ein Viereck bildenden Kolonna-Platz, so finden wir die eine Seite durch ein großartiges mit einer Säulenhalle geschmücktes Gebäude eingenommen. Ueber dem Balkon der ersten Etage weht eine dreifarbige französische Fahne, die mit der

eben betrachteten Antonius=Säule und dem Apostel Paulus einen seltsamen Kontrast bildet. Würde der Apostel Paulus auf seinem hohen Ehrenplatz sich umdrehen und einen Blick in den ersten Stock werfen, so würde sein Auge hier nur auf rauchende, spielende und lesende Gruppen fallen, die alle rothe Hosen tragen und mit Säbeln und Dominosteinen klappern. Das ist das Kasino der französischen Offiziere, die sich hier von den Anstrengungen des Dienstes erholend auf dem Schachbrett manövriren, und nachdem sie am Tage den Papst gestützt, am Abend dem Könige Schach bieten. Durch die Freundlichkeit eines Offiziers erhielt der Verfasser nicht nur Zutritt in die schönen Räume, sondern wurde auch als Mitglied des „cercle de la division d'occupation“ aufgenommen. Das französische Militär besitzt nicht jenen exklusiven Standesgeist, der seine aristokratische Abgeschlossenheit durch eine chinesische Mauer bewahren möchte; indem viele Offiziere aus den Schichten des Volks selbst hervorgegangen sind und von der Pike auf gedient haben, ist der Krieger auch stets mit dem Volke verbrüdert und thut dennoch stumm seine Pflicht, wenn ein höherer Befehl und die Disziplin die Zerreißung des brüderlichen Bandes verlangt. Ihr esprit de corps beruht weit mehr auf esprit als auf Standesvorurtheilen. Dem gegenwärtig an der Seine herrschenden Systeme kann man gewiß nicht eine zu große Liberalität zum Vorwurf machen, aber dennoch

gestattet es die Regierung, daß im französischen Kasino an der Tiber die zahmen Journale der Opposition wie der „Siecle" ausliegen; ja selbst die englischen Zeitungen, die gewiß mit Louis Napoleon nicht immer sanft umgehen, sind nicht gefürchtet, und die Offiziere können ohne Gefahr für ihre Stellung dem Kampf der Presse ihre Theilnahme und Aufmerksamkeit schenken.

Vom Kolonna-Platz gelangen wir durch ein Gewinde enger Gassen, in denen mephitische Dünste herrschen, endlich nach dem Platz der Rotonda. Die Rotonda kennt in Rom Jedermann, aber man hüte sich, nach dem Pantheon zu fragen. Das Pantheon hat längst seinen Namen verloren, es lebt noch in den Reisebüchern, aber nicht mehr im Munde des Volks. Jedoch der prosaische Name „la Rotonda" paßt nicht für jenes imposante Gebäude, das uns so stolz und mächtig entgegentritt und als Triumph des menschlichen Geistes mit pantheistischen Gedanken uns erfüllt. Den Eindruck, den es hervorbringt, hat Niemand besser und prägnanter wiedergegeben, als der geistvolle Adolf Stahr. „Das Pantheon", ruft er aus, „ist einfach und groß wie das Gewölbe des Himmels." Als letzter und einziger Ueberrest der augusteischen Zeit ist es das erhaltenste Monument des alten Roms und kann in Hinsicht seiner gigantischen Formen nur mit dem Kolosseum verglichen werden. Ein solcher Tempel, dem allein ein 60 Fuß breiter, aus riesigen Säulen gebildeter

Portikus als Vorhalle dient, konnte nicht Einem Gott, er mußte entweder der Gottheit oder allen Göttern geweiht sein. Denn alle übrigen Tempel verschwinden gegen dieses erhabene Rundgebäude wie Spreu, und die Archäologen, die das Pantheon nur dem Jupiter ultor als Residenz geben, können uns den Gedanken nicht rauben, daß hier alle Götter ihre Majestät und Hoheit entfalten. So groß war weder die Hierarchie im Olymp noch der Respekt der Menschen, daß man dem Vater der Götter diese kolossalen Räume als alleinigen Wohnsitz anwies und seiner Familie jene Tempel, die der Sturm der Zeit vernichtet und deren Ueberreste im Vergleich zum Pantheon nur auf Pygmäenwohnungen schließen lassen. Allen Stürmen der Zeit und allen Barbareien der Päpste hat die Rotunde widerstanden. Seine 20 Fuß dicken Mauern spotteten aller zerstörenden Kräfte und des Augustus Schwiegersohn, Marcus Agrippa, der Erbauer des Tempels, hat sich hier ein Denkmal gesetzt, das wirklich „aere pereennius“, dauernder als Erz ist. In der That hat Alles was an Erz und Bronze und kostbaren Statuen vorhanden war, der Vandalismus vernichtet; der Rundbau, der 133 Fuß Höhe und ebensoviel im Durchmesser hat, glänzt noch in seiner alten Pracht und macht jetzt durch seine schmucklose Einfachheit einen Eindruck, den die kunstreichste Dekoration nur schwächen könnte. Die sechs Nischen im Innern dienen gegenwärtig zu Ka=

pellen. Auf der linken Seite vom Eingang liegt neben der Bildsäule der Madonna Raphael begraben, dessen letzter Wunsch es war, an dieser geweihten Stätte zu ruhen. Die lateinische Grabschrift, die der Kardinal Bembo verfaßte, lautet in der Uebersetzung:

Hier ist Rafael's Grab, den, lebend als ihren Besieger,
Sterbend, zu sterben mit ihm, fürchtete Mutter Natur.

Ruhen wir aus am Grabe des Genius, der wie ein Meteor glänzte und verschwand; wir sind in Rom, im Pantheon und am Grabe Raphael's — wer könnte da seine Wanderung fortsetzen?

## III.

### Die Engelsburg. — Cellini und Cenci.

Wenn man eine Säule, einen Thurm, oder einen Hügel in Rom besteigt, von jedem Höhenpunkte aus tritt dem Blicke ein geflügelter Engel entgegen, der über der Stadt zu schweben scheint, um der gequälten und altersschwachen Frieden und Trost zu bringen. Mißt man aber den Engel vom Kopf bis zu Fuß, so entdeckt man, daß er ein sehr haltbares Piedestal hat, einen kolossalen festungsartigen Rundbau, dessen dunkle Masse grell gegen die blaue, durchsichtige Luft absticht. Der Engel ist ein mehr als ausgewachsener, geflügelter Jüngling, der eben im Begriff steht, das Schwert in die Scheide zu stecken; der kolossale Rundbau, die nach ihm benannte Engelsburg, gegenwärtig eine Citadelle, im Alterthum ein Grabmal. Hadrian, der prachtliebende Kaiser, der Philosoph und Dichter, der mit dem Philosophen von Sanssouci auch die Liebhaberei für Hunde theilte, legte hart an den Ufern der Tiber in den Gärten der Domitia dieses kostbare

Mausoleum an, das zum Erbbegräbniß der Cäsaren bestimmt und mit den reichsten Wandmalereien geschmückt war. Die spätere Zeit erkannte jedoch, daß wer auf diesem 150 Fuß hohen Thurm so feststehe, wie der geflügelte Engel, zugleich die ewige Roma beherrsche. Deshalb wurde diese Ruhestätte der Todten ein Zankapfel in der Geschichte, und bei Roms Belagerungen und den Kämpfen der adligen Familien geht von ihr die Entscheidung aus.

Die letzten Belagerer Roms, die Franzosen, hatten daher nach ihrem Einzug nichts Eiligeres zu thun als sofort in die Engelsburg eine starke Besatzung zu legen, und noch jetzt ist es nur vermittelst einer Legitimationskarte, die der französische Kommandant ertheilt, möglich, das campo santo Hadrian's zu sehen. Die Staatsgefangenen, die Galeerensklaven, selbst die Schatten der Kaiser sind verschwunden; sichtbar sind nur 400 Mann Franzosen, theils Infanterie, theils Artillerie, deren napoleonische Adler treu denen der Cäsaren nachgebildet sind. Von hier aus halten sie den Kirchenstaat im Zaume und schützen die ewige Stadt vor dem nicht weniger dringenden Rettungseifer der Oesterreicher, die sofort in Eilmärschen aus den Legationen einrücken würden, wenn „der ältere Sohn der Kirche" seine Truppen abriefe. Hat der Tourist vermittelst einer „permission" die französische Wache passirt, so erhält er einen Sergeanten als Begleiter, welcher mit

seltener Zungenfertigkeit die ganze romantische Geschichte der Engelsburg an den Fingern abzählt und bei jedem Zweifel auf den gedruckten Führer sich beruft, dessen Wahrhaftigkeit er bei seinem Fahneneide betheuert.

Nachdem wir einige Treppen erstiegen, gelangen wir in einen langen finstern Gang, der wie ein Eisenbahntunnel durch die Fackel des Führers erhellt werden muß. Er ist von der ganzen Umfassungsmauer des Rundbaues eingeschlossen und senkt sich bis in den Wasserspiegel der Tiber hinab. An seinem äußersten Ende, wo wir schon den Strom rauschen hören, stand der Sarkophag Hadrian's, dessen Euthanasie so weit ging, daß er selbst seinen Todesschlaf durch das Plätschern der Wellen versüßen wollte. Der Mann mit der erhobenen Fackel machte uns auf den Genius mit der umgekehrten aufmerksam, von dessen Bilde einige Spuren an den Wänden sichtbar waren, die aber durch die Feuchtigkeit der Jahrtausende so gelitten hatten, daß die Phantasie eines Philologen dazu gehörte, um aus den verwitterten Steinen göttliche Züge herauszulesen. Doch bei jedem Zweifel, der sich irgendwie in den Mienen kund gab, sagte der Sergeant, indem er seine Mütze lüftete: „Messieurs, c'est dit dans mon livre“, und alle Widerrede war abgeschnitten. Der Autoritätsglaube herrscht noch immer in Rom. — Hadrian muß auf eine lange Reihe von Nachfolgern gerechnet haben, denn Hunderte von Särgen würden in

der gewölbten Halle bequem Platz finden. Wir wissen nur, daß bis zu Septimius Severus, dessen Leichenbegängniß Herodian beschreibt, die sterblichen Ueberreste der Kaiser hier beigesetzt wurden. Später, unter Aurelian war das Mausoleum wahrscheinlich schon ein befestigter Brückenkopf, und unter dem kriegerischen Justinian mußte jede Pietät gegen die Todten den strategischen Rücksichten weichen. Eine herrliche Säulenhalle umgab damals das Rundgebäude und glänzte im reichsten Schmuck plastischer Werke. Wie Prokop erzählt, hatten die Truppen des Belisar das Mausoleum besetzt, als die Gothen die Stadt belagerten. Da boten sich den Soldaten des Kaisers die Statuen als das bequemste Wurfgeschütz und ein ganzer Olymp von Götterbildern flog auf die Häupter der Barbaren. In anderer Weise, wie in der alten Zeit ihrer Herrschaft, mußten sie sich am Kampfe der Sterblichen betheiligen; auf dem Schlachtfelde lagen die Gebeine der Menschen und Götter in schamloser Verwirrung; kein Sieg Belisar's wurde theurer erkauft. Nur einem listigen Faun gelang es, den Greueln der Zerstörung zu entgehen und sich in den Graben zu retten, der den Thurm umgiebt. Mehr als 1000 Jahre später fand man ihn dort in schlafender Stellung und mit Ausnahme einiger Kontusionen und Narben noch wohl erhalten. Er wurde im Triumph nach der barberinischen Gallerie gebracht, wo er unter dem Namen des barbe-

rinischen Faun am Licht des Tages eine neue Periode der Unsterblichkeit begonnen hat. Auch einen anderen glorreichen Ueberrest finden wir noch im Museum des Vatikan, den Kopf einer Statue Hadrian's. Alles Uebrige ging durch den Vandalismus der Oströmer zu Grunde.

Wie oft Rom gerettet wurde, schon bevor zuletzt die Franzosen sich dies Verdienst erwarben, das zeigt das Castell St. Angelo, das stets der Preis des Kampfes war. Im Jahre 1379, als Papst und Gegenpapst sich bekämpften, wurde das ganze Mausoleum vernichtet, und namentlich der innere Gang, der zur Grabkammer führt. Erst im Jahre 1822 fand man die Räume wieder auf, die alles Schmucks beraubt und unter Schutt begraben lagen. 12,000 Karren Schutt wurden aus dem Tunnel herausgeholt, dessen Mauern den Jahrtausenden und allen Zerstörungen widerstanden, obgleich sie von der oft hoch anschwellenden Tiber bespült werden. Wir treten jetzt an das Licht des Tages, um auch die letzte traurige Bestimmung der Engelsburg kennen zu lernen, ein Grab der Lebendigen, ein Staatsgefängniß zu sein. Auf den zerstörten Trümmern des Grabmals ließ im 15. Jahrhundert Papst Bonifazius IX. die Festung wieder einrichten, die von dieser Zeit an zwar nicht mehr in den Kämpfen der Weltgeschichte eine bedeutende Rolle spielte, aber die Saat der Thränen reichlich ausstreute und von herz-

brechenden Seufzern erschüttert wurde. Wenn Steine sich erbarmen könnten, müßte die Engelsburg längst aus den Fugen sein. Wer das Unglück hatte, in irgend einer religiösen oder politischen Angelegenheit denunzirt zu werden oder einem angesehenen Großwürdenträger zu mißfallen, bekam in den dunklen nur 8 Fuß langen Zellen seinen unfreiwilligen Wohnsitz. Dort wurde er zuweilen gänzlich vergessen und mußte ausharren, bis der Tod ihn erlöste. Wer so glücklich war, in dem oberen Stockwerke untergebracht zu werden, wo heute die französischen Soldaten ihre Uniformstücke reinigen, dessen Ketten waren noch mit Rosen umwunden. Er hatte wenigstens ein vergittertes Fenster mit der Aussicht auf die Tiberbrücke, auf das jenseitige Ufer, auf die zahlreichen Kuppeln der Kirchen und die mit Pinien bekränzten Höhen. In einer solchen Zelle saß der berühmte Benvenuto Cellini, der vom Sohn des Papstes Paul III. fälschlich angeklagt war, einen Theil der Juwelen der päpstlichen Krone entwendet zu haben. Er erzählt in seiner Biographie: „Die Häscher führten mich in's Kastell St. Angelo und schlossen mich in eins der Zimmer oben auf dem Thurm. Das war das erste Mal, daß ich das Gefängniß schmeckte; ich war eben 37 Jahre alt.“ Beim zweiten Male, als sein Fluchtversuch zwar geglückt war, aber sein vermeintlicher Freund, ein Kardinal, ihn für den Preis eines Bis-

thums dem Papst wieder auslieferte, ging es dem wackern Künstler um so trauriger. Die schlimmste Zelle ward für ihn ausersehen. Unser Sergeant empfiehlt uns, uns auf einen schweren Gang gefaßt zu machen, in dem namentlich unsere Geruchsnerven auf eine harte Probe gestellt werden würden. Wir müssen von dem höchsten Stockwerk in den inneren Hof herab, und steigen dann mit gebücktem Haupt auf einer schmalen Treppe in die Keller hinunter. Ehe wir an die Zelle Benvenuto's gelangen, müssen wir uns langsam durch das Fegefeuer der Kloaken durchwinden, zu denen gegenwärtig ein Theil dieser unterirdischen Räume benutzt wird. Endlich erhellt uns die Fackel des Führers ein Kellerloch, das höchstens sieben Fuß hoch und eben so viel breit ist, und in welches das Licht nur durch eine ganz enge Spalte eindringen kann. Benvenuto beschreibt diese Jammerstätte etwas ausführlicher: „Ungefähr anderthalb Stunden des Tages", sagt er, „drang ein wenig Widerschein durch eine kleine Oeffnung in die unglückseligste Höhle. Das ganze Behältniß war feucht, voll von Taranteln und giftigen Würmern." Und doch scheiterten die barbarischen Mittel der Feinde an der kräftigen Natur des Künstlers, die noch durch das Bewußtsein des Rechts und seiner geistigen Ueberlegenheit gestählt wurde. Sein Lebensmuth konnte nicht gebrochen werden; ja er dichtete sogar Sonette in die-

ser elenden Höhle und an seinem geistigen Auge gingen die erhabensten Visionen vorüber. So waren acht Monate vergangen, da ward eine glückliche Weinlaune des Papstes benutzt und ein Cellini der Welt und der Kunst wiedergegeben.

Noch ein anderer Kerker von historischer und künstlerischer Berühmtheit ist in der Nähe. Unser Führer öffnet uns ein ähnliches dumpfes Gemach, in das kaum der Schein des Tages dringt. Eine der edelsten Jungfrauen Roms schmachtete hier zwei Jahre lang des Verbrechens angeklagt, das der athenische Gesetzgeber für unmöglich hielt. Beatrice Cenci, eine Verwandte des Papstes Clemens VIII., war beschuldigt, ihren Vater, der sie in der brutalsten Weise gemißhandelt, ermordet zu haben. Trotz aller Folterqualen betheuerte sie ihre Unschuld, ein beredter Vertheidiger wies die Grundlosigkeit der Anklage nach, Kardinäle flehten den Papst um Gnade, alle Mittel wurden erschöpft, aber vergebens. Der Governatore sprach das Urtheil. Beatrice Cenci wurde am eilften September 1599 in ihrem zwanzigsten Jahre auf dem Platze vor der Engelsburg unter großem Zulaufe der Menge hingerichtet und ihre Güter zu Gunsten der päpstlichen Familie der Aldobrandini's eingezogen. Sie wurde hingerichtet, aber nicht gerichtet. Dieses tragische Ereigniß wäre vielleicht, wie manches andere

aus den Kriminalakten, längst der Vergessenheit anheimgefallen, wenn nicht die Kunst das unglückliche Opfer verewigt hätte. Wenige Tage vor dem Tode Beatrice's trat ein Maler in ihre Zelle und warf mit der ganzen Gluth, die seiner Palette eigen ist, jenen bezaubernden Kopf auf die Leinwand, in welchem die höchste Reinheit der Seele, der Gram über unverschuldete Leiden, vereint mit der lieblichsten Anmuth, sich ausdrückt. Dem Bluturtheile gegenüber sind ihre dunkelbraunen Augen, die uns so wehmüthig anblicken, und im Lichte einer milden Verklärung selbst für ihre Feinde um Vergebung bitten, die Apostel ihrer Unschuld. Auf diese stille Madonnenstirn hat kein Unmuth und keine Spannung eine Welle geworfen, und die losgeringelte Locke, die aus der weißen Drapperie, mit der ihr blondes Haar wie mit einem Turban umwunden ist, hervorquillt, ahnt nichts davon, daß sie bald vom Blute geröthet sein wird. Das ist der Kopf Beatrice Cenci's in der Barberinischen Gallerie, durch den Guido Reni sich eben so unsterblich machte, wie sein Urbild. Dies Portrait begeisterte den Dichter Shelley zu einer seiner schönsten Tragödien; in unzähligen Kupferstichen und Lithographien an den Schaufenstern der Kunsthändler, begegnen uns seine idealen Züge, und selbst die römischen Steinschneider und Goldschmiede bilden sie auf

Armbändern und Brochen nach, so daß sie auf der Brust mancher Jungfrau wie ein Talisman erscheinen. So sühnt die Nachwelt, was ihre Zeit an der schönen Beatrice verschuldet.

Was unsterblich in der Kunst soll leben,
Muß im Leben untergehn.

---

IV.

## Der Monte Pincio. — Die Villa Borghese.

„Wie geht's?" lautet unsere Anrede, wenn wir uns nach dem Befinden eines Freundes erkundigen. Die Franzosen haben dieselbe Frage der Theilnahme. Die Engländer wünschen von ihren Freunden noch mehr als ein harmloses Gehen zu hören: sie verlangen eine Thätigkeit und ein „how do you do" ist ihr erstes Wort der Begegnung. Nur allein für die beschaulichen Italiener ist selbst das Gehen der Deutschen und Franzosen schon zu beschwerlich, sie wünschen keine ruhelose Thätigkeit, sie sind das eigentliche Volk der Stabilität und ihre Anrede lautet: „come sta?" Wie steht's? Ein zweckloses Gehen, etwa nur um die Luft zu genießen, um eine Gegend zu betrachten, um dem Körper Bewegung zu machen, erscheint dem Italiener wie widersinnig; ein zweckloses Stehen vor dem Kafé, auf dem Marktplatz in der Sonne — dazu ist er immer bereit und hat auch darin eine solche Fertigkeit erlangt, daß er die beste Schildwache abgeben würde,

wenn dieser das Plaudern, das far conversazione, gestattet wäre. — Vielleicht sind auch deshalb in den italienischen Theatern weit mehr Stehplätze, als anderswo, denn das Stunden lange Stehen ist für die Nation, die auch die besten Künstlermodelle liefert, keine Qual. Nicht umsonst haben die alten Römer dem Jupiter stator, dem Stehgott der Schlachten, einen Tempel errichtet, auch die neuen huldigen in ihrem friedlichen Lebenswandel dieser jetzt so müßigen Gottheit, so schwer es ihnen auch sonst wird, auf eigenen Füßen zu stehen. Indem nun der Römer ein abgesagter Feind alles Flanirens und aller Spaziergänge ist, hat leider auch die herrliche Natur unter dieser Antipathie leiden müssen: Alles was nur geschehen kann um einen Blick in's Freie, um eine Aussicht zu verhindern, das geschieht hier in höchster Potenz, so daß vor den Thoren überall auf beiden Seiten der Wege hohe, steinerne Mauern uns entgegenstarren, die die Gärten und Villen einschließen und jede Durchsicht verhindern. Die Species des „Landschaftstigers", welcher nach E. Kossak in deutschen Bädern haust, dieser Vergnügling, der selbst Städte zerstören würde, nur um anmuthige Veduten zu gewinnen, er schlägt hier gerade in sein Gegentheil um, und man sehnt sich hier täglich nach einem solchen Mauerbrecher, der, mit der Axt in der Hand, eine malerische Perspektive um jeden Preis zu schaffen vermag. Vor der Porta Salara,

vor der Porta pia, vor der Porta del Popolo überall eintönige, verzweiflungsvolle Mauern, kein Mittel, in kurzer Zeit „aus der Straßen quetschender Enge" die freie Natur mit einem Blick zu erobern!

Erst der erste Napoleon, der in so vieler Beziehung der Wohlthäter Italiens war, erkannte auch diese Mängel, die von den Fremden so hart empfunden wurden. Obgleich er selbst nie in Rom war, so hat er dennoch das unterirdische Rom eben so von Schutt befreit, wie er dem überirdischen einen freien Luftzug gönnte. Auf der Höhe des Monte Pincio, der den nördlichen Theil der Stadt wie ein grüner Wall umkränzt, ließ er einen zu einem Kloster gehörigen Weinberg zu einem anmuthigen Garten umschaffen, der mit Baumreihen, Bosquets, Blumenbeeten und schön gruppirten Pflanzen aus allen Zonen geschmückt ist. Vom spanischen Platz, also vom eigentlichen Fremdenquartier, gelangt man in wenigen Minuten hierher, und man kann alltäglich das entzückendste Schauspiel des wunderbarsten Panorama ohne irgend eine Beschwerde genießen, und jede freie Stunde, die das alte Rom dem Fremden übrig läßt, in diesem Glanzpunkt des neuen zubringen. Läßt sich auch von dem zierlichen Gärtchen, mit seinen Palmen, Pinien, Lorbeern, Cypressen, von den schattigen Baumreihen seiner immergrünen Eichen eine detaillirte Beschreibung liefern: von der Aussicht, die man von der Balustrade des Walles ge-

nießt, ist es unmöglich. Muß man sich auch ewig das nil admirari hier zurufen, weil man sonst aus dem Enthusiasmus nicht herauskommt, hier helfen alle Vorsichtsmaßregeln nichts; selbst dem Engländer bleibt sein „beautiful“ im Munde stecken, und wie man selbst eine Leidenschaft empfunden haben muß, um zu wissen, was Leidenschaft ist, so muß man selbst von diesem Hügel herab dies Panorama gesehen haben, in dem Natur, Kunst, Geschichte und alle Faktoren, die das Herz erheben können, vereinigt sind. Denn nicht nur, daß die stolze Roma, von Bergen umkränzt, in ihrer ganzen Ausdehnung zu unsern Füßen liegt, nicht nur, daß alle großen Paläste, Kirchen, Obelisken, fast alle Formen der Architektur mit ihren höchsten Spitzen aus dem wirren Häusermeer hervorragen: auch Michel Angelo's Meisterstück, die kolossale Kuppel der Peterskirche, ist es, die hier mit ihrem prächtigen Rundbau in schnurgrader Richtung uns gegenübertritt und mit ihrer imposanten Masse das Gemälde abschließt. Non soli cedit kann man von ihr mit Recht sagen, denn die Sonne geht erst dann unter, wenn sie mit ihren letzten Strahlen das Gewölbe vergoldet. Und dicht hinter ihr erhebt sich der welthistorische Monte Mario mit seinen schwarzen Cypressen, die Pinien der Villa Pamphili zeichnen sich in der durchsichtigen Luft so scharf als möglich ab, und wenden wir uns rechts, so sehen wir über die Gärten der Villa Borghese die malerisch ge-

formte Kette der schneebedeckten Apenninen. Der zakkige Sorakte ist noch eben so weiß wie zu Horaz Zeiten, und wir könnten eben so gut wie der römische Dichter ihm die Worte zurufen: „Vides ut alta stet nive candidum Soracte.“ So zeigt sich hier Rom als ewige Stadt in seiner ganzen Unsterblichkeit.

Aus diesen horazischen Erinnerungen, diesen landschaftlichen und geschichtlichen Genüssen stören uns plötzlich die heimischen Klänge des Strauß'schen Elisabethwalzers, die von der Banda, dem Musikkorps des Schweizerregiments, so eben angestimmt werden. Und nun kommen, wie von den Tönen gerufen, auf allen Seiten Wagen und Fußgänger auf die wohl terrassirten Wege hinauf, und der Lustgarten des Monte Pincio, der nur zweimal so groß ist als der Berliner vor dem Museum, ist plötzlich um 3½ Uhr, wo im Monat Dezember, eine Stunde vor Sonnenuntergang, das Gartenkonzert beginnt, mit Spaziergängern gefüllt. Die Töne rauschen jetzt ebenso wie die Fontainen oder die Krinolines der Damen, die ihre Equipagen verlassen. Wir sind wie durch einen Zauberschlag in das Getümmel eines Badeorts versetzt. Es begegnen uns fast dieselben blasirten Physiognomien in modischen Trachten, wie sie die deutschen Bäder aufzuweisen haben, Engländer, Russen, Amerikaner, gegen welche die Deutschen, die im Ganzen bescheidener auftreten, vortheilhaft abstechen. Namentlich scheinen die sonst als

solide bekannten Engländer ihre ganze Masse junger Abenteurer nach Rom zu schicken, um dort ihr Glück zu machen, während die Franzosen nur ein sehr kleines Kontingent stellen. Die Söhne Albions, die in Rom eine gesellschaftliche Karriere machen wollen, sind gewöhnlich junge Leute, die mit einer angenehmen Persönlichkeit begabt sind. Sie lassen sich in die Salons einführen, knüpfen Bekanntschaften mit einflußreichen Priestern an, werden katholisch, und nun steht dem Proselyten die ganze höhere Gesellschaft offen. Wenn dann der Mister So und So bei Prozessionen baarhäuptig mit gesenktem Blick einhergeht, mehremal am Tage in den Kirchen auf eine auffallende Art seine Andacht verrichtet, viel mit Prälaten und Monsignores sich blicken läßt, so gelingt es gewöhnlich dem Insulaner, an deren Bekehrung der römischen Kirche so viel gelegen ist, eine vortheilhafte Heirath zu schließen und der Engländer ist plötzlich ein Mitglied der römischen Aristokratie geworden, während er in seiner Heimath nur zum Mob gehörte. Sie dienen dann wieder zu Vogelfängern und blenden Andere durch ihren Glanz. Es ist übrigens diese englische Spekulation so bekannt, daß ich selbst einen Engländer in Rom traf, der fast mit keinem seiner Landsleute umging, weil sie ihm alle wie verdächtige Parvenus vorkamen.

Unter einer Gruppe von Herren und Damen zeigt mir mein gesellschaftskundiger Freund, der schon mehrere

Winter in Rom zugebracht, eine Dame von auffallender, pikanter Schönheit, die vorzugsweise das Gespräch führt und außer ihrer Sprache auch in ihren Zügen die echte Französin verräth. Das ist die echte Repräsentantin jener echt französischen gesellschaftlichen Sphäre, sagte mir mein Begleiter, wiewohl sie eine Verwandte des Kaisers Napoleon. Aber sie hat sich durch ihre republikanische Gesinnung so sehr den Unwillen ihres kaiserlichen Freundes zugezogen, daß sie aus Paris und Frankreich verbannt wurde und nur von einer Pension lebt, die die Großmuth ihr zukommen läßt. Aber ein Mitglied dieser Sphäre, sobald sie solchen Stammbaum aufweisen kann, muß stets auf seiner Hut sein und fürchten, verkannt zu werden; deshalb haßt auch die Baronin nichts mehr, als das Inkognito, und wir entdecken sogleich in einer einfachen zierlichen Stickerei ihre hohe soziale Stellung. Nicht nur auf ihrem Sonnenschirme, sondern auch auf dem Kopfe ihres zierlichen Hütchen hat die Dame das gegenwärtige Wappen ihrer Familie, die Kaiserkrone, eingestickt, so daß, von welcher Seite wir sie auch betrachten mögen, uns immer ein Diadem entgegenstrahlt, das bekanntlich die Kraft besitzt, in menschlichen Schwächen nur die liebenswürdige Herablassung zu andern Sterblichen hervorleuchten zu lassen. Die Dame ist eben im Begriff, wieder in ihre Equipage einzusteigen, und der Lakai in reicher, auch mit Kronen geschmückter Livree hält den Wagen=

schlag, als plötzlich wie durch ein Spiel des Zufalls die Frage an unser Ohr vorüberrauscht: Où est donc le temple de Vesta? Die Antwort verhallt in den Klängen einer Verdi'schen Melodie aus der Traviata, der in Musik gesetzten „dame aux camélias", so daß der unglückliche Archäologe, der noch in Rom ein Neuling ist, auf seine antiquarischen Fragen lüsterne Klänge als Echo erhält. Das alte Rom, das neue Paris, die Aera der Cäsaren, alles bewegt sich wie im Kreise um uns umher und die langsam um das grüne Viereck des Parks auf- und abfahrenden Wagen bilden zu diesen bunten Bildern eine eigenthümliche Staffage. Zu beiden Seiten des Fahrweges haben die Römer eine Chaine gezogen, so daß wir auch hier wieder ihre Fertigkeit, mehr spazieren zu stehen als zu gehen, bewundern können. Der gesammte römische Adel, der hier fast dieselbe gesellschaftliche Stellung wie die königlicher Prinzen einnimmt, ist ihnen wohlbekannt; sie erkennen schon durch die lange Uebung von weitem an Pferden und Wappen den fahrenden Ritter und zeigen mit einem gewissen Stolze dem Fremden die Häupter der alten Aristokratie: „Ecco il principe Borghese, il principe Doria, vedete Piombino." Man glaube aber nicht, daß das Verhältniß der niedern Klassen zu den höheren hier etwa ein unterwürfiges ist; die natürliche Empfindung, die allen romanischen Nationen eigen ist, läßt das rein Menschliche weit mehr hervor-

treten und verbannt alle kriechende Abgötterei, und der reiche „Inglese“ verbreitet hier, schon weil er weit über's Meer gekommen ist, einen größern Nimbus als die Spitzen der alten Geschlechter. Ueberdies sind die Italiener durchaus keine Freunde von Reisen und bewundern daher und respektiren jeden Touristen. Es mag dies auch mit ihrer Liebe zur Stabilität zusammenhängen, und wenn schon Virgil sagte: „Lobe nur große Gefilde (ingentia rura), kleines baue du selbst“, so haben die Römer von heute, deren Blick nur auf das Nächstliegende gerichtet ist, ein ähnliches Sprüchwort: „Man müsse die Berge loben, aber von der Ebene sich nicht entfernen.“ Nur mit ihren sieben Hügeln machen sie eine Ausnahme, und der Monte Pincio ist wenigstens an Sonntagen, wenn die Sonne so hell scheint wie heute und im Januar 16 Gr. Wärme sind, fast ebenso sehr von Einheimischen als von Fremden gefüllt.

Wenn die Stabilität der Gegensatz des Kosmopolitismus, wenn das Kleben an der Scholle der erste Keim zur Vaterlandsliebe ist, so zeigt uns auch unser Spaziergang diese römische Tugend im hellen Glanze. Die Hauptalleen, die die Bosquets und Gartenanlagen umschließen, sind alle mit Büsten der berühmtesten Italiener geschmückt, die auf hohen Postamenten sich erheben. Und über die Köpfe der Dichter, der Staatsmänner, der Künstler, der Gelehrten, der Naturforscher

breitet der natürliche Lorbeer seine krönenden Zweige aus, und es scheint, als ob der Lorbeer im Schatten, welchen die Bildnisse großer Männer werfen, üppiger wachse als je. Nennt ihn doch schon Plinius janitrix Caesarum, den Pförtner der Cäsaren! Tasso's, Dante's, Petrarka's, Raphael's, Volta's Lorbeern sind hier mit Händen zu greifen und zu pflücken, ja selbst dem Boccaccio hat das dankbare Vaterland hier ein Denkmal gesetzt, obgleich seine Schriften noch immer zu den streng verpönten gehören. Diese plastische Stätte, der sichtbare Beweis einer hoch gesinnten Nation, stammt erst aus der jüngsten Zeit, als seit dem Regierungsantritt Pius IX. ein nationaler Geist Italien zu durchwehen begann und auch im Jahre 1848, im Jahre der Unruhen und Stürme, vergaß das Volk die Unsterblichen nicht, die dem glücklichsten Himmelsstriche noch den Ruhm des klassischen Bodens verliehen haben. Rückert ruft einmal aus: „O Lorbeerzweige! Ihr wächst auf einem himmelhohen Gipfel, zu dem ich nun schon zwanzig Jahre steige.“ Der Römer ist so glücklich, alltäglich auf diesem himmelhohen Gipfel wandeln zu können, und er sonnt sich in der Glorie seiner großen Vorfahren.

Und wiederum tönen die heitersten Melodien, die Horaz, der Sänger der irdischen Freuden, wenn er von seinem Postamente herabsteigen könnte, gern mit seiner Leier begleiten würde. Kinder spielen im Grase, pflücken

Blumen und freuen sich an dem bunten Prisma, mit dem der Sonnenstrahl den Strahl der Fontänen umgaukelt; als echte Sprößlinge der Aristokratie machen sie sich durch eine Art Universalsprache verständlich, ein Kauderwelsch, das aus allen linguistischen Formen zusammengesetzt ist. Denn die Bonne ist gewöhnlich eine Französin, die Wärterin stammt vom klassischen Boden und die Mutter ist eine nervenschwache Russin oder Engländerin, die in einem milderen Klima den Winter zubringen will. Von einer Muttersprache ist hier keine Rede mehr und die naive Wärterin, deren Obhut die zarten Kleinen anvertraut sind, macht nach Art der Italiener weit mehr durch handgreifliche Pantomimen, als durch Worte ihren Willen kund. Und wie unschuldig ist diese Einfalt vom Lande, ja die Naivetät gehört hier zu dem kleidsamen Kostüm der Albanerinnen, denn die silberne Nadel, die den Haarknoten und das viereckige Schleiertuch festhält, ist das Unterscheidungszeichen, ob die Trägerin eine Frau oder Jungfrau ist. Eine offene oder geschlossene Hand, die an den Enden der Nadel sich befindet, deutet darauf hin, ob die Hand noch frei ist oder schon vergeben, ob das Paradies der Unschuld noch besteht oder verloren ist. Der Italiener ist ein Feind aller Prüderie und Zimperlichkeit. Nur in der Zeit des Karnevals trägt er eine Maske, während die Völker des Nordens die Maske der Unnatur nur ausnahmsweise ablegen.

Deshalb hängt auch der Römer mehr mit dem Boden und dem Klima zusammen, als die anderen Nationen, die mehr oder weniger auf einer ewigen unruhigen Völkerwanderung sich befinden. Er führt mehr ein an die Scholle gebundenes Pflanzenleben, das in seiner Naturwüchsigkeit doch der Kultur der Treibhauspflanzen bei Weitem vorzuziehen ist. Er hat eine Menge klimatischer Gesetze und Vorschriften, die seine Gesundheitsregeln sind, und der Monte Pincio entvölkert sich in dem Augenblicke, wo die Sonne ihre letzten Strahlen wirft. Im Winter, sagen die Römer, ist die kurze Zeit der Dämmerung dem Körper sehr schädlich, sie erzeugt Fieber und gastrische Störungen; sie fliehen dann wie vor dem bösen Feind, und selbst der schwerfällige Franziskaner, dessen Gesichte man es ansieht, daß er selbst die Arbeit des Denkens haßt, eilt, seine Kutte zusammenschnürend, so schnell wie möglich nach seinem Kloster. Nur die Fremden und hauptsächlich die jüngere Generation der Engländer und Germanen trotzen den Einflüssen der Witterung und den Sanitätsvorschriften der Römer. Die Künstler, gleich kenntlich an ihren blonden Bärten und ihren schwarzen Kalabresern, kommen erst jetzt aus ihren Ateliers, um den herrlichen Sonnenuntergang nach der Tagesarbeit als frischesten Eindruck zu genießen und am Lichterspiel, am Abschied des schönen Gestirns, vor dem der Schnee der Berge erröthet, ihr phantasiereiches

Auge zu erfreuen. Aber nur wenige Minuten und die Nacht tritt ein. Unklare, zweideutige Stimmungen, das eigentliche Element des Zwielichts, sind auf dem klassischen Boden nicht zu finden, und erst dem Menschen sind sie künstlich aufgepfropft worden. In das aut — aut des Cäsar stimmt hier die Natur ein und kurz nachdem die Sonne dem St. Peter den letzten Kuß gegeben, stehen schon die Sterne am Himmel. In der Zwischenzeit aber strömen Wagen, Reiter, Fußgänger vom Pincio herunter, und man wird an die Worte, die Livius so häufig gebraucht, erinnert: „Populus descendebat in campum Martium.“ Das alte Rom war auf den Hügeln gebaut, es mußte in die Ebene, in das Marsfeld hinabsteigen, wo die Volksversammlungen gehalten wurden; das neue Rom ist für immer von der Höhe hinabgestiegen und liegt eingeschlossen in der ungesunden dumpfigen Fläche. Aber die Menge, wenn sie den Spaziergang verläßt, steigt noch immer in das Marsfeld, in die Nähe des Korso, aber nicht um zu berathen und Recht zu sprechen, sondern um in die vielen dort liegenden Wirthshäuser und Restaurationen sich zu verlieren. Das Videant consules, der Mahnruf der Freiheit, wird nicht mehr gehört und der Prätor, der, treu dem „interna curat Praetor“, die inneren Angelegenheiten besorgt, ist nur ein nachlässig gekleideter Kellner, der cafe nero oder cafe bianco je nach Belieben bestellt. Und die Unter-

haltung ist leise und vorsichtig, denn die Censoren des alten Rom sind die Spione des neuen.

Früher hatten die Römer dicht bei der Stadt vor der Porto del Popolo noch einen Park, der alltäglich für Fahrende und Fußgänger geöffnet war. Es waren die herrlichen, zur Villa Borghese gehörigen Anlagen, die, mehr als eine halbe deutsche Meile im Umfange, ein Panorama von malerischen Perspektiven darbieten, wie leicht kein zweites zu finden ist. Schattige Gänge mit sprudelnden Fontainen, plätschernde Wasser, in denen Trauerweiden sich spiegeln, sonnige, mit Blumen bedeckte Wiesen, auf den Triften weidende Pferde und Kühe, sanft ansteigende grüne Hügel, ganze Reihen dunkler, melancholischer Cypressen, einsame auf den Höhen stehende Pinien, Alles ist hier vereint, so mannigfaltig und doch so harmonisch und zugleich so kunstlos, um dem Geiste jene Stimmung zu geben, die die Wiege des Großen und Schönen ist. Hier unter dem Schatten der Lorbeern und Cypressen vollendete einst Goethe seine Iphigenie, und wenn die Wipfel rauschen „des alten heiligen dicht belaubten Haines“, der dunkelblaue Himmel über dem Dom der Bäume sich wölbt, und die Sonnenblitze ein buntes Lichterspiel verbreiten, dann scheint die taurische Göttin mit ihren Gespielinnen einen Tanz aufzuführen und ein Flüstern, Kosen und Summen dringt von allen Seiten durch die dichten Zweige. Leider ist dieser herrliche Park und

die dazu gehörige an Kunstschätzen so reiche Villa jetzt nur einmal in der Woche dem Publikum geöffnet. Das Hauptportal an der Porta del Popolo ist ganz geschlossen und der Eingang nur auf einem großen Umwege zu erreichen. Der Fürst Borghese, der sonst mit der höchsten Liberalität sein Eigenthum fast mit dem Volke zu theilen pflegte, sah sich leider zu diesen restriktiven Maßregeln gezwungen, als im Jahre der Unruhen und der Belagerung böswillige Rotten die Popularität und Munificenz des Fürsten durch arge Zerstörungen und Verwüstungen in niedrigster Weise vergalten. Noch ein Denkmal existirt, das dem Haupt des römischen Adels zur höchsten Ehre gereicht, das Salve, das der Fürst dem eintretenden Fremden entgegenruft, und das der römische Nobile so lange zur Wahrheit gemacht hatte, bis die Bosheit Anderer ihn daran hinderte. Die lateinische, am Hauptportale der Villa befindliche Inschrift zeugt von einem so großartigen Sinn, daß wir hier, in Ehrfurcht vor einem so wahrhaft adligen Charakter, ihre Uebersetzung folgen lassen:

„Fremder, wer du auch seiest, wenn nur ein freier Mann, fürchte nicht die Fesseln des Gesetzes: Gehe hin, wo du willst, pflücke, was du willst, gehe fort, wann du willst. Mehr für Fremde, als für den Herrn ist Alles dies gepflegt worden. (Exteris magis haec parantur quam hero.) In dem goldenen Zeitalter.

wo die Sicherheit das höchste Gut ist, will der Herr keine eisernen Gesetze anschlagen; der eigne edle Wille sei hier das Gesetz des Fremden. Wenn aber einer vorsätzlich, böswillig und wissentlich die goldnen Gesetze des Anstandes zerbricht, so hüte er sich, daß nicht der erzürnte Aufseher ihm das Wahrzeichen der Gastfreundschaft (tesseram amicitiae) zerbrochen vor die Füße werfe."

Der Fürst hat sein Wort gehalten, die Tücke hat es gebrochen. Die ungeschmiedeten Ketten der Sitte, wie Euripides den Anstand nennt, sind vor seinen Augen zerrissen worden. Wenn das Wort „Noblesse oblige" ein wahres ist, so ist das alte Geschlecht der Borghese im höchsten Grade seinen Verpflichtungen nachgekommen und hat der Bedeutung seines Namens, ein „Bürger" zu sein, die größte Ehre gemacht. Und wenn die Engländer über die gegenwärtige Beschränkung stolz die Nase rümpfen, so kann man ihnen nur zurufen: Ihr seid die umgekehrten Römer, euer Staatsgebäude ist so öffentlich wie eure Privatgebäude verschlossen sind. Während in dem kunstsinnigen Rom die Kunstschätze der Großen noch mit größerer Liberalität dem Volke zugänglich sind als die öffentlichen, habt Ihr ein politisches Asyl, aber kein künstlerisches. Eure Musen kränkeln unter dem polizeilichen Schutz der Habeas-Corpus-Akte und an der Tiber ist das Sprüchwort, daß das Haus ein Kastell ist, nicht entdeckt worden.

Wie wir übrigens jetzt hören, ist in diesem Jahre schon eine Milderung eingetreten. Die gastlichen Pforten der Villa Borghese öffnen sich von Neuem, wenn auch nur in den Nachmittagsstunden, und die glücklichen Römer und Fremdlinge halten wieder nach achtjähriger Entbehrung ihren täglichen Korso in den von immergrünen Eichen gewölbten Hallen und ihre tägliche Siesta auf schwellendem Rasen beim Rauschen der Pinien und Cypressen.

---

## V.

### Die industriellen Bettler.

Wenn auch Italien fortdauernd von politischen Agitatoren bearbeitet wird, die das Land aus seinen Banden befreien wollen und nur über die Mittel nicht einig sind; wenn auch politische Probleme, die eine Regeneration bezwecken, in den leicht beweglichen Herzen den reichsten Anklang finden: so ist es für die hesperische Halbinsel charakteristisch, daß die sozialen Fragen, die im übrigen Europa den treibenden Stachel bilden, in der schönen Heimath der Lorbeern und Orangen noch keinen Boden gefunden haben, daß der Staat hier nur in Frage gestellt wird, nie aber die Gesellschaft. Die soziale Bewegung ist noch nicht über die Alpen gekommen, und doch begegnen uns im paradiesischen Süden, im Kirchenstaat, in Neapel, in Sizilien Elend, Noth, Armuth auf jedem Schritte, und die Bettelei gehört zu den Landplagen. Bleiben wir jetzt beim Kirchenstaate, so ist nirgends der Besitz so wenig getheilt, wie hier, nirgends wird die industrielle Thätig-

keit so wenig angeregt, nirgends die Gelegenheit zum Erwerb durch Zollwesen, schlechte Kommunikation und Unsicherheit der Straßen so sehr erschwert. Und doch wenn es kocht im Herzen des armen Römers, wenn er die Stirn runzelt — die heitere Sonne lächelt ihm die Falten fort; er läßt sich wirklich die Sonne in den Magen scheinen, schläft ein auf den Stufen eines Palastes und genießt, von den sanftesten Lüften umweht, im Traum die süßesten Früchte. Und bald darauf, nachdem der Schlaf ihn erquickt, schenkt ein günstiges Geschick ihm eine Orange, eine Melone oder auch nur eine seiner Lieblingsspeisen, die Kürbiskerne — und er vergißt seine Noth, seine Sorgen, denn mit dem Wenigsten ist er zufrieden. In einer seiner sozialistischen Schriften ruft Louis Blanc mit Emphase aus: „Sklave ist derjenige, der wegen Kleidung, Nahrung und Wohnung in Sorgen ist, ist der, welcher auf den Stufen eines stolzen Palastes schläft. Sklave ist der Arme, den man bestraft, weil er seine Hand nach der Mildthätigkeit des Reichen ausgestreckt, ist der Mensch ohne Zufluchtsort, den man festnimmt, weil er obdachlos am Ecksteine ruht. Sklave ist das Kind des Armen, das mit sechs Jahren in die Fabrik geschickt wird, die Tochter des Armen, die mit sechszehn sich preisgiebt.“ Alle diese schneidenden Worte mögen wohl an der Seine verständlich sein, an der Tiber haben sie ihre Bedeutung verloren; selbst das Wort Alfieri's von dem

„knirschenden Sklaven": „Servi siam, si, ma servi ognor frementi", mag wohl nur auf die höhern Regionen, auf die besitzenden Klassen, anwendbar sein. Der besitzlose Römer ist doch noch reicher als mancher Besitzende und Steuerzahlende in andern Ländern. Er hat nicht nöthig, die dunstige Luft der Fabriken einzuathmen und vom Morgen bis Abend die eintönigste Arbeit zu verrichten; er hat nicht nöthig, für Kleidung und Wohnung besorgt zu sein; die stets geöffneten Kirchen geben ihm am Tage eine Schlafstätte, ein günstiger Himmel erleichtert ihm das nächtliche Bivouak, und der Gott, der den Lilien auf dem Felde ihre Nahrung giebt, er verläßt ihn nicht in der Noth. Durch den Schutz, den die Regierung der Bettelei angedeihen läßt, die sogar ganzen Mönchsorden diese passive Thätigkeit als Gelübde auferlegt, gereicht das Betteln durchaus nicht zur Schande so wenig wie die Armuth entehrend ist, wie überhaupt das Wort „povero" als Entschuldigungs- und Milderungsgrund für alle antisoziale Thätigkeit gilt. Der Ausruf des Mitleids, „der arme Teufel oder der Unglückliche", tröstet den Verbrecher, den Mörder, den Dieb, wenn er von den Sbirren gefaßt wird, und in den Augen der Bevölkerung steht er mehr als ein Opfer da, denn als Schuldiger. Oft wird er sogar als ein Held betrachtet, der die Todesgefahr und das Schaffot nicht scheut. Die Italiener, so wenig sie sonst die sozialistischen

Lehren kennen, haben dennoch den Grundsatz der Sozialisten und Bettina's: der Verbrecher ist der Gesellschaft eigenstes Verbrechen — eine Theorie, die auch im Kirchenstaat und in Neapel ihre volle Berechtigung hat; denn hier müssen die traurigen Zustände, welche jede Ader des Erwerbs verstopfen, fast mit organischer Nothwendigkeit Verbrechen erzeugen. Der Verbrecher gilt daher nicht wie ein Ausgestoßener, vor dessen Berührung man sich zu hüten hat, dessen Atmosphäre verpestend wirkt; im Gegentheil es umgiebt ihn ein gewisser ritterlicher Nimbus, der an die Zeit des Faustrechts erinnert, während der Bettler, im Gefühle, ein anerkannter Stand der Gesellschaft zu sein, sich mit der prosaischen bürgerlichen Ehre begnügt. Der Bettler, da er sich für vollkommen gleich berechtigt mit dem hält, den er anspricht, ist daher lange nicht so zudringlich wie er von den Reisenden verschrieen wird; nur die Menge derselben erregt den Unwillen. Will man ihm nicht die kleinste Kupfermünze geben, so reichen ein paar tröstende Worte hin, ihn sogleich zu entfernen; wenn man ihn mit den Worten „la Madonna vi proveda“ dem Schutze des Himmels empfiehlt, so geht er zwar betrübt, aber doch ohne ein Wort weiter zu verlieren, von dannen. Indem er den einen Vorübergehenden ruhig verläßt, rechnet er schon auf den folgenden. Der Bettelstolz im wahren Sinne des Worts ist in Italien noch zu Hause und der Diogenes

der weiter nichts verlangt, als den Sonnenschein, ist noch in vielen Exemplaren zu finden, wogegen die Lüge des verschämten Armen, der den Wohlstand heuchelt, im Geheimen sich aber Almosen zustecken läßt, bei dem natürlichen Sinne des Volkes nicht aufkommen kann. Schon Homer sagt: „ein schamhafter Bettler ist elend", und Goethe kommt in Italien zur Erkenntniß des naturwüchsigen Cynismus. „Der zerlumpte Mensch", ruft er aus, „ist hier noch nicht nackt; wer auf den Schwellen der Paläste und Kirchen die Nacht zubringt, noch nicht verstoßen. Alle Klassen arbeiten nicht bloß um zu leben, sondern um zu genießen und wollen sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden."

Mit demselben Stolze, mit dem Belisar sein „Date Belisario obolum"„ ausgerufen haben mag, läßt der römische Bettler seinen Ruf: Una carita, Signore, sono povero" ertönen und kassirt mit den besten Wünschen die Gabe ein. Besitzt er nun gar ein ihm von der Polizei verliehenes messingenes Schild am Knopfloch, worauf er als privilegirter Bettler verzeichnet ist, so erlaubt ihm seine Standesehre nicht sich auf weitläufige Diskussionen beim Einziehen der Steuern einzulassen, eine einfache ablehnende Handbewegung läßt ihn sogleich den Rückzug antreten. Blinden, Lahmen, Altersschwachen, Verstümmelten werden solche Orden ertheilt, häufig sind aber die Gebrechen nur simulirt; es sind wie der Witz sagt: „Bettler, die von der Leiter

der Faulheit gefallen und den Arm gebrochen haben.“ Einer der erfindungsreichsten Industrieritter in dieser Beziehung war ein schlauer Kerl, dem wir regelmäßig des Sonntags begegneten. Er war immer in der Nähe einer vielbesuchten Kirche zu finden und promenirte auf der Straße ganz harmlos in blühender Gesundheit; sobald aber die Messe zu Ende oder wohlgekleidete Fremde ihm begegneten, bekam er plötzlich epileptische Zufälle, die er so treu zu simuliren wußte, daß die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit schwer zu finden war. Die Krankheit ging in allen Stadien vor dem mitleidigen Auge des Publikums vorüber; nur mit dem aus dem Munde hervorbrechenden Schaum erlaubte er sich eine kleine poetische Licenz, die offenbar die Wirkung erhöhte. Er zerkaute vor dem Beginne der Vorstellung einige Kohlblätter, da ihm wahrscheinlich der weiße Schaum zu abgenutzt schien, und stellte dadurch ein Dekokt her, das in allen Regenbogenfarben hervorquoll und zugleich seine Krankheit und das Elend seiner schlechten Nahrung offenbarte. Das ist doch Industrie! Der eigentliche König der Bettler ist aber P e p p o, der sich am einträglichsten Platze postirt hat, auf der Höhe der spanischen Treppe, die zu dem besuchtesten Spaziergang, dem Monte Pincio führt. Peppo, obgleich seine Beine vollkommen verstümmelt und er sich nur auf den Händen bewegt, über die er große lederne Handschuhe gezogen, sieht doch sehr wohlgenährt aus und

scheint immer guter Laune zu sein. Er kräht seinen Wunsch „una buona passeggiata“, einen angenehmen Spaziergang, jedem entgegen und hält immer seinen Hut in Bereitschaft. Nur dann geräth Peppo in Zorn, wenn man ihm erzählt was die Augsburger Zeitung einst über ihn mitgetheilt, daß er reicher geworden sei als mancher Kavalier, daß er seiner Tochter eine glänzende Ausstattung gegeben, daß er eigentlich Almosen geben müsse und nicht welche annehmen. Peppo erklärt alle diese Gerüchte für elende Lügen seiner Neider und Feinde. So viel ist aber gewiß, der König der römischen Bettler ist nicht vollkommen besitzlos. Er reitet stets auf einem Esel zu seinem Posten hin und tritt auch so wieder seinen Rückzug an. Außerdem soll der alte Knabe neuerdings eine junge sehr schöne Frau geheirathet haben; die Eifersucht plagt ihn aber so, daß er seinem ältesten Freunde täglich 2 Paul (ungefähr 6 Sgr.) giebt, damit die Treue der Frau bewacht werde und der glückliche Gatte in Seelenruhe betteln kann.

Während Peppo allein auf den höchsten Stufen der spanischen Treppe umherkriecht, zeigen sich auf der unteren und auf dem spanischen Platze ganze Bettlerfamilien, die in den warmen Strahlen der Sonne ihr Quartier aufgeschlagen, hier essen und trinken und die nöthigen Untersuchungen zur Bewahrung der Reinlichkeit anstellen. Großentheils aus dem Gebirge stammend, haben sie alle die malerischen Trachten des Volks,

wodurch sie zugleich zu Modellen der Kostümbilder dienen und nur dann betteln, wenn die Kunst sie im Stich läßt. Man findet hier die schönsten Physiognomien und oft sind Kerle darunter, die in ihrem Leben weit mehr Kugeln als Hemden gewechselt haben. Von diesen Kunstmodellen, die Hirten, Räuber, Engel, Madonnen, je nach Bedürfniß, darstellen, wird der Kommende fast nie belästigt, sie stehen im Gegentheil größtentheils in einer malerischen Positur und zeigen durch ihre Haltung ihren äußern und innern Beruf; dagegen erscheinen auf dem Platze selbst, wo die meisten Hotels sind und der lebhafteste Fremdenverkehr, ganze Bettlergruppen, die hier besonders in den Mittagsstunden eine unermüdliche Thätigkeit entfalten. Sobald ein Wagen anhält, und namentlich ein gefüllter Reisewagen, da präsentiren sich gleich den Blicken der Ankommenden alle möglichen Gebrechen. Der Lahme, der Blinde, der Altersschwache, der Taugenichts mit seiner Familie, sie stimmen förmlich einen Chor an, umlagern von allen Seiten den Wagen und strecken ihre Hände hinein. In einem solchen Falle ist entweder schnelle Flucht die einzige Hülfe, oder was noch besser ist, Konkurrenz, d. h. noch ein zweiter Reisewagen; dann stürzt sich, wie auf einen Verjüngungsquell, die ganze Schaar der Leidenden auf den zuletzt Kommenden und der Refrain „date qualche cosa Signore“ ertönet in allen Stimmen. Nur die Kinder haben ihre eigne Melodie;

sie sterben fortwährend vor Hunger einen Tag wie den andern; sie schreien: Mi muojo di fame und weisen dabei mit gekrümmten Fingern auf den geöffneten Mund, als argumentum ad hominem, daß er nichts enthält als eine beredte Zunge. Doch immer reicht eine Kupfermünze hin, sich aus dem Fegefeuer zu erlösen, und nie wird man ein Wort des Zorns oder einen Ausruf des Unwillens hören, selbst wenn man jeden Tribut verweigert.

Der Bettler, der am Tage seinem Erwerbe nachgegangen, ruht sich am Abend von seinen Anstrengungen aus, aber nur, um einem seiner Kollegen Platz zu machen, der eine höher stehende Klasse bildet. Nach Tische, wenn die Kaffeehäuser sich füllen, in den Abendstunden, erscheint der wohlgekleidete Bettler, dessen Toilette noch ziemlich wohl erhalten, der sich nur vor die Tische der Gäste hinstellt und mit der kläglichsten Miene die Konsumenten betrachtet. Seine größte Kunst ist das Mienenspiel, denn er verschmäht es, irgend ein Wort fallen zu lassen. Es sind aber weniger Männer, die sich mit dieser stummen Rolle befassen, größtentheils sind es ältere Frauen, die, schwarz gekleidet, wie in tiefer Trauer erscheinen, von Kummer und Sorgen gebeugt und wie Gespenster von einem Tische zum anderen mit leisen Schritten sich bewegen. In die Welt der Heiterkeit und des Genusses, wo häufig Musikanten und Bänkelsänger die lustigsten

Lieder ertönen lassen, werfen diese schwarzen tonlosen Gestalten einen eigenthümlichen Schatten; sie erinnern uns so recht daran, daß wir in Rom sind, in der Stadt, die mit dem einen Auge weint und mit dem andern lacht, und deren Grundcharakter die Wehmuth ist. Und Abend für Abend wiederholt sich das Schauspiel und nur ein leises, mit einem tiefen Seufzer verbundenes „gratias“ dankt für jede Gabe.

Bei der reichen Auswahl von Bettlern, die wir hier treu nach der Natur geliefert, müssen wir doch, um ehrlich zu sein, bekennen, daß Rom eine Kategorie nicht besitzt, die gerade bei uns die einzig erlaubte ist. Wir meinen den Bettler mit der Drehorgel, den alten Invaliden, welcher stets seinen Erwerbszweig auf dem Rücken mit sich herumträgt. Der Kirchenstaat, der nur mit seiner geistlichen Miliz Kriege führen läßt, hat nur wenig Militär-Invaliden und sorgt in ausreichender Weise für die zum Dienst nicht mehr tauglichen. Leyer und Schwert haben in dieser Mitleid erregenden Weise an der Tiber keinen Bund geschlossen, und der so löbliche „National-Dank“ fände auf seinem speziellen Gebiet hier keine Thätigkeit. Der singende Bettler, der ewig dieselben Litaneien ertönen läßt, ist nur auf den Brücken zu finden, wo die Wagen langsamer fahren und das Geräusch nicht so groß ist. So hat jede Brücke ihren Nepomuk, der Jahr aus Jahr ein seinen Platz behauptet, und immer in derselben getragenen

Melodie um ein Almosen fleht und mit der Blechbüchse klappert: denn das Klappern gehört auch zum Handwerk der Bettler.

Man hat die Armuth die zehnte Muse genannt, weil sie so häufig an der Wiege großer Männer gestanden und ihre Energie gestählt hat. Sollte es der zehnten Muse auch hier gelingen, ihren Schwestern, die hier nur leise zu athmen wagen, endlich wieder öffentlich Lorbeern zu flechten? Oder sollte die rächende Nemesis der Geschichte das neue Rom mit massenhafter Noth und Trübsal strafen wollen, weil das alte in Luxus und Schwelgerei untergegangen? Noth lernt beten und denken. Für das Vaterland der doppelten Buchhaltung ist das Studium der National-Oekonomie von höchster Wichtigkeit, und die Grundlage alles Kredits, das Vertrauen auf sich selbst, muß hier gestärkt werden. Die Fremden sind nur Wohlthäter, so lange die Saison dauert. Indem sie mit Stolz auf ihr Heimathland sehen, bringen sie es nur zu Exklamationen und rufen höchstens, indem sie die Bettlerschaar betrachten, mit Louis Napoleon aus: „Die Augen aller Leidenden sind auf uns gerichtet!“

## VI.

## Die Römerinnen.

Als Alexander der Große in heißer Schlacht den Darius besiegt hatte und die nähere Bekanntschaft mit der zahlreichen Familie des Perserkönigs gemacht, da äußerte er in einem nur von den Geschichtsschreibern belauschten vertraulichen Gespräche zu seinem Freunde Klitus, die Frauen und Töchter der Perser scheinen ihm weit gefährlicher als diese selbst; trotz seines Heldenmuthes zweifle er sehr, ob er in einem Kampf mit dem schönen persischen Geschlecht Triumphe davon getragen hätte, mit jenen verführerischen Schönheiten, aus deren Augen Geschosse fliegen, die im Herzen unheilbare Wunden zurücklassen. Alexander der Große fühlte seine schwache Seite und senkte seine strahlende Krone vor der persischen Krone der Schöpfung. Wer weiß, wenn der berühmte Feldherr erst die Römerinnen von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte, wie dann sein Urtheil gelautet! Der große König wäre wahrscheinlich sich selbst als ein kleiner Sterblicher erschienen,

und die Römerin, die dem Ideale am nächsten steht, hätte in einem Augenblick das bewunderte Diadem des Makedoniers in den Staub getreten. Die aristotelische Philosophie, in der Alexander so bewandert war, hat unter solchen Umständen keine Macht mehr; auch die Schelling'sche wies sich nicht als stichhaltig, als einer ihrer Anhänger und Amtsgenosse Alexander's, der König Ludwig von Bayern, nach Italien gekommen war und es offen erklärte, daß die Römerin nicht Feuer, nein Lava in den Augen hätte, deren heißer Gluth kein Sohn der Erde zu widerstehen vermöchte. Die vulkanische Natur der Römerinnen hat der kunstsinnige Herrscher mit diesem Ausspruch treffend bezeichnet. Sie ist es, die so manchen Fremden beim ersten Anblick erbeben macht, so daß wie beim Ausbruch eines Vulkans der Boden unter seinen Füßen zitterte. Wir hatten oft Gelegenheit, die mächtige Wirkung dieser dämonischen Kräfte auf der Straße, auf Spaziergängen, in den Kirchen zu beobachten. Der nordische Herkules, der sich seiner freien Willenskraft rühmte, der selbst dem Feuer in mancher Schlacht getrotzt hat, steht unentschlossen da, und zeigt nur noch darin seine eiserne Natur, daß er dem Magnete unwiderstehlich folgt, wo dieser ihn hinzieht. Zahllos sind die Opfer, die an der Tiber gefallen sind; und wenn auch die Römer seit einigen Jahrhunderten kein eroberndes Volk mehr sind, die Römerinnen sind es noch bis auf den heutigen Tag.

Jo sono Romana, das sind die ersten Worte, mit denen die Römerin bei der ersten Bekanntschaft den Fremdling begrüßt. Es sind diese Worte zugleich ein Siegesruf und ein Warnungsruf; ein Siegesruf, der Unterwürfigkeit verlangt, ein Warnungsruf, der dem Zögernden die schnelle Umkehr als sicheres Heilmittel zeigt. Ja, die Wissenschaft muß umkehren, das läßt sich im hohen Norden, wo das Quecksilber unter den Gefrierpunkt fällt, sehr ruhig doziren, aber die Leidenschaft weiß nichts davon, und die Stimme des Bluts siegt über den warnenden Kopf und über das Papier mit allen seinen Lehren. Rousseau sagt: Im Süden war das erste Wort aimez-moi, im Norden aidez-moi. Die Römerin zeigt sich daher ehrlich im Kampfspiel der Liebe, sie verschweigt nicht die Gefahren und erklärt, daß, wer die Rose brechen will, auch die Dornen nicht fürchten muß. Denn die römische Liebe unterscheidet sich dadurch von einer deutschen und einer französischen, daß mit ihr nicht zu spaßen ist. Sie hält sich frei von allen Verirrungen, ist weder Sentimentalität noch Koketterie, weder thränenreiches Schmachten noch berechnende Gefallsucht, sie würde im Unglück weder entsagen noch sofort leichtfertig zu andern Göttern schwören, aber das ist gewiß, sie würde kein Mittel scheuen, um die Schmach und die Beleidigung zu rächen. Die italienische Rache, die den Dolch als ultima ratio so sicher zu führen weiß, macht hier

das Spiel der Liebe zu einem der gewagtesten, es wird blutiger Ernst daraus und es sind nicht wenige fremde Künstler, die sich hier dauernd fesseln ließen, weil sie nur zwischen dem Tod und der Treue zu wählen hatten. Die Römerin gehört daher durchaus nicht zum schwachen Geschlecht, das Wort „und er soll dein Herr sein" steht nicht in ihrem Gesetzbuch, im Gegentheile, sie ist sich ihrer Herrschaft wohl bewußt und sie kämpft für das „beati possidentes" mit noch größerer Ausdauer als — die preußischen Rittergutsbesitzer. Wer an die Erbsünde glaubt, der kann leicht zu dem Gedanken kommen, daß die geraubten Sabinerinnen, die gewaltsam von den Römern aus ihren freien Bergen entführt wurden, bis auf den heutigen Tag diese Schmach noch nicht vergessen haben und daß sie jetzt Herz, Kopf und selbst wenn es nöthig ist das Leben rauben, um nicht von Neuem der Gewalt anheim zu fallen. Waren die Römer die Söhne der Wölfin und wollen ihre geraubten Frauen selbst das rauflustige Geschlecht beherrschen, was müssen das für Frauen sein? Sie müssen den gefährlichsten Raubvögeln gleichen, bei denen, wie die Naturgeschichte lehrt, immer die Weibchen kräftiger gebaut als die Männchen sind.

Und in der That, betrachtet man hier die beiden Geschlechter, so ist die vollkommene Schönheit beiden nicht abzusprechen; bei den Frauen ist aber die Schönheit nicht jene zarte bleiche der Treibhauspflanzen wie

sie in anderen Ländern bei den höheren Ständen sich zeigt: im Gegentheil sie scheint fast die männliche an Kraft und Fülle der Gesundheit zu übertreffen, und man wird beim Anblicke dieser naturwüchsigen Gestalten, die selbst den Fesseln der Mode zu spotten scheinen, immer daran erinnert, daß zwei Frauen es waren, Lukrezia und Virginia, die den Römern die Freiheit gaben. Heroische Erscheinungen, wie sie der Pinsel des Künstlers in der Judith verewigt hat, gehören nicht zu den Seltenheiten; sie sind so imponirender Natur, daß es nicht zu verwundern ist, daß mancher liebeglühende Jüngling darüber den Kopf verliert, und ein noch traurigeres Loos als der unglückliche Holofernes zu erwarten hat, indem er nicht wie dieser auf einmal, sondern auf Wochen, Monate lang den Kopf verliert. Die Natur hat die Römerinnen vor allen ihren Schwestern auch darin bevorzugt, daß sie verhältnißmäßig fast immer größer als ihre Männer und Anbeter sind, ja häufig sind sie ihnen in jeder Beziehung über den Kopf gewachsen. Vielleicht erklärt sich dies dadurch, daß die Männer hier seit Jahrhunderten die dienende Pflicht des Cicisbeo ausüben, des cavaliere servente, und jeder Mann ist hier ein solcher, wenn auch nicht bei seiner eigenen Gattin, sondern immer bei der seines Freundes. Ein Cicisbeo hat nun, sobald er mit der Dame seines Herzens in die Oeffentlichkeit tritt und im Salon erscheint, das schwierige Amt, den ganzen

Abend hinter dem Stuhle seiner Schönen Posto zu fassen, in dieser gebückten Stellung, die offenbar dem Wuchse nicht zuträglich ist, Stunden lang zu verharren und ihr von oben her in's Ohr zu flüstern und die Zeit zu vertreiben. Es ist bezeichnend, daß „cicisbeo“ eigentlich ein Flüsterer heißt, zugleich aber auch Fächer und Bandschleife bedeutet, und es geht daraus ohne Zweifel hervor, daß ein Cicisbeo ein nothwendiger Gegenstand der weiblichen Toilette ist. Wie doch die Sitten verschieden sind? Wer sich auf den Brettern bewegt, die die Welt bedeuten sollen, hat bei uns ohne Unterschied des Geschlechts einen Cicisbeo, einen Flüsterer, einen Souffleur, der wie Noah im Kasten sitzt und den darstellenden Mimen zu seinem Echo macht. In Italien würde das Publikum, das eine vollständige Beherrschung der Rolle verlangt, einen solchen Kastengeist nicht dulden, weshalb auch hier die wichtige Stellung eines Theatersouffleurs, die bei uns oft als der erste und letzte Anker der Rettung gilt, ganz unbekannt ist; dagegen treten nach dem Fallen des Vorhangs die gleichen Menschenrechte ein und zwischen der Dame von Welt und der von den Brettern, zwischen Prinzessin und Theaterprinzessin, hört in Bezug auf den Soufleur jeder Unterschied auf. Während man bei uns nur den Damen vom Theater in nachsichtiger Milde einen öffentlichen und anerkannten Anbeter gestattet, hat jede römische Dame dieses Privilegium;

man spricht ganz offen, selbst die zunächst Betheiligten von diesem Verhältniß, und bemüht sich nicht, dieses Verhältniß mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, obgleich in der That der Mantel der Liebe hier jedem sichtbar ist.

Sollte nicht das Cicisbeat zu diesem freieren, ungezwungenern Wesen der Römerinnen, das wir selbst in ihrer äußeren Erscheinung wiederfinden, beigetragen haben? Die römischen Ehen sind größtentheils Konvenienz-Ehen, die Mädchen aus den höhern Ständen werden im zwölften oder vierzehnten Jahre in klösterliche Pensionate geschickt, wo sie, von frommen Schwestern bewacht, in stiller Zurückgezogenheit leben. Von diesen Fesseln befreit sie nur die Ehe und jeder Mann, der ihnen von den Eltern bestimmt wird, erscheint wie ein Erretter aus der strengen Zucht und Abgeschiedenheit. Da nun durch die Ehe nicht die Herzen verbunden werden, sondern im Gegentheile die Fesseln gesprengt, so suchen sich die Herzen in anderer Art zu entschädigen und ein feuriges römisches Herz verlangt sein Recht. Das allgemeine Wahlrecht wird daher hier in so unumschränkter Weise ausgeübt, wie es selbst die freieste Verfassung nicht gestattet, die es immer nur den Männern vindizirt, und der einmal Gewählte genießt weit größere Vorzüge als die Volksvertreter anderer Länder. Dagegen haben diese Bevorzugten auf die Unverletzlichkeit der Deputirten, diesen schützenden

Fels jeder konstitutionellen Verfassung, durchaus keinen Anspruch; die Wählerin, sobald sie ihre Rechte verletzt glaubt, macht oft sehr kurzen Prozeß, bei dem sie sich nicht immer in den Schranken der Gesetze hält, weshalb auch das Amt eines Cicisbeo neben seinen Lichtseiten auch seine unverkennbaren Schattenseiten hat.

Ein Roman wie die Wahlverwandtschaften, von dem selbst die neueste Kritik noch nicht weiß, ob er die Ehe preist oder lästert, ob er, wie man sich ausdrückt, unsittlich ist, bleibt an der Tiber ganz unverständlich, und als wir bei einer geistvollen Römerin den Versuch machten, ihr diese feinen Beziehungen zu erklären, die einen Prozeß aus der Welt der chemischen Stoffe auf die der Herzen übertragen, da scheiterte nach langen Debatten unsere Beredtsamkeit und es thürmten sich Hindernisse auf, die selbst die allmächtige Curie durch keinen Machtspruch beseitigen könnte. „Eduard und Charlotte" würden hier für Tölpel gelten, die einer Satzung zu Liebe sich opfern und die Stimme des Herzens unterdrücken und anstatt der Natur und dem chemischen Prozeß zu folgen, gegen die Natur reagiren. Von einer solchen Reaktion hat man hier keinen Begriff und die römische Regierung hätte nicht nöthig gehabt das Göthe'sche Werk auf den Index der verbotenen Früchte zu setzen, da solche Gedanken hier keinen Cours haben. Die Bedenken der Gewissen, die eben nicht so viel Bedenken haben, heilen unter dem heitern Himmel weit

leichter und werden schnell abgethan und „ein Herz, das zu genesen fürchtet" wie der Dichter die Grundidee des Romans bezeichnet, ist kein römisches Herz. Unklare Stimmungen machen sich nicht geltend, so wenig wie in der Natur die Dämmerung, und wie Eduard und Charlotte hier nicht empfunden werden können, so würde selbst der melancholische Refrain „Eduard und Kunigunde", der sich in Klagetönen verzehrt, kaum eine gleichgestimmte Seele finden. In einem Lande, wo weder die Männer, und noch viel weniger die Frauen über zu große angestrengte Thätigkeit sich beklagen können, ist das Verliebtsein eine Beschäftigung, und dient nicht nur zur Ausfüllung von Mußestunden. Ein Fremder war einer römischen Dame empfohlen. Sie las den französisch geschriebenen Empfehlungsbrief, ließ ihm aber als Antwort sagen, daß sie sehr bedaure, ihn für's Erste nicht empfangen zu können, wobei sie das entscheidende Wort nur italienisch ausdrücken konnte, parceque elle est „innamorata". Amor verlangt hier einen blinden Gehorsam und duldet keine Zerstreuung. Seine Fackel brennt oder erlischt — aut Caesar, aut nihil — und ewige Liebe oder ewiges Verderben, der Genius mit der erhobenen, oder der Genius mit der umgekehrten Fackel, das ist das Dilemma der Leidenschaft, die mit Ausschluß aller feineren Schattirungen nur glühende Liebe oder glühenden Haß kennt. Ist doch selbst Amor nur ein Anagramm von Roma! Die

kokette Französin versammelt ein Heer von Anbetern um sich, die einfache Römerin verlangt nur einen Unterthan, aber er muß im höchsten Grade loyal und ergeben sein, sonst trifft den Treulosen die Strafe des Hochverraths.

Wo der Cicisbeo zur Haushaltung gehört und ein gesellschaftlich anerkannter Stand, da muß auch sein Opfer, der Hahnrei, der getäuschte Ehemann, kein solcher Unglückspinsel sein, wie wir ihn uns vorstellen. Schon daß er von vorn herein, indem er das eheliche Band schließt, auf sein Schicksal gefaßt ist, giebt ihm eine gewisse Sicherheit; auch erkauft er sich seine Freiheit außer dem Hause durch die Nachsicht, die er im Hause übt. Er gehört daher nicht zu dem einfältigen Hornvieh, das Jeder verlacht, er ist sich seiner Hörner wohl bewußt, und kann nicht betrogen werden, da er das Spiel durchschaut. Wird ihm aber doch die Sache zu arg und er gänzlich bei Seite gesetzt, so findet er Schutz und Trost bei zwei Heiligen, bei St. Giuseppe und bei St. Martino, die sich hülfreich seiner annehmen. Daraus, daß zwei Heilige, zwei Erretter für ein und dasselbe eheliche Leiden existiren, kann man schließen, daß das Uebel ein ziemlich verbreitetes ist, und daß trotz der großen gesellschaftlichen Konzessionen selbst die weit gezogenen Grenzen häufig überschritten werden. Und zeigt sich nicht in dieser Einsetzung zweier Schutzpatrone der ideale Charakter des römischen Volks?

Der Geist wird höher geschätzt als der Körper; während jedes Körperleiden immer nur einem höheren idealen Arzt anvertraut wird, wird dem Seelenkranken ein zwiefacher Trost. Wem es recht in der Seele weh thut, findet einen reichen Gnadenschatz; wem es recht in den Gliedern weh thut, wer am Reißen und Rheumatismus leidet, der findet nur einen Schutzpatron, der, wie wir aus dem römischen Kalender ersehen, St. Trofimo heißt, und dort als „protettore per la podagra“ bezeichnet ist. Vielleicht erklärt sich die Gesundheit, und das physisch unverkommene Wesen des römischen Volks daraus, daß es mehr Heilige hat als Aerzte. Die Heilung durch Sympathie ist jedenfalls weniger gefährlich als die durch Kräuter und Salben.

So frische, kräftige, naturwüchsige Gestalten, wie wir sie täglich auf dem belebtesten Spaziergang, dem Monte Pincio, treffen, solche Frauen, die das Starke mit dem Zarten vereinigen und an die milesische Göttin erinnern, wir finden sie in anderen Städten kaum in vereinzelten Exemplaren. Die noch nicht raffinirten Künste der Toilette gestatten den Körperformen eine freiere Entwickelung, und der hochgewölbte Busen zeigt uns, daß selbst in der Stadt der geistlichen Herrschaft an die Stelle des „pectus facit Theologum“ das pectus facit Romanam mit vollem Rechte zu setzen ist. Die noch weniger bekannten Künste der Erziehung lassen den Gesichtszügen ihren natürlichen Aus-

druck und geben den Physiognomien nichts Gekünsteltes und Gemachtes. Indem die Römerinnen nicht viel lernen, haben sie auch nichts Angelerntes. Im Auftreten und in der Haltung zeigt sich eine natürliche Unbefangenheit, die doch mit jenem Selbstbewußtsein gepaart ist, wie es der erinnerungsreiche römische Boden jedem seiner Bewohner verleiht. Und alle diese Vorzüge sind nicht etwa ein Privilegium der höheren Stände! Nein, oft sehen wir in unscheinbarer Tracht so vollendete Gestalten, die in ihren Bewegungen, im Gang, im Adel ihrer Züge wie Götterbilder erscheinen, die von ihren Piedestalen herabgestiegen. Das Prädikat „Wohlgeboren" liegt in ihrer ganzen Haltung und sie brauchen nicht dies bezeichnende Beiwort wie bei uns sich schriftlich geben zu lassen. Wenn Virgil schon im majestätischen Einherschreiten die Göttin der Schönheit preist, so sind seine Worte „vera incessu patuit Dea" noch heute auf die Römerinnen anzuwenden. Und es scheinen die Füße der Majestät bewußt zu sein, die sie zu tragen berufen sind. Die Füße sind wohl gebildet, aber nicht so klein und zierlich wie die der Pariserinnen, auch sind sie nicht wie diese und wie Atalante in der Kunst bewandert, über den Boden zu fliegen, ohne einen Eindruck zurück zu lassen. Auch die Hände haben ein verhältnißmäßiges Volumen und sind, wenn es die Sitte verlangt, nicht zu eng in Leder eingepreßt, sie sind weiß wie das

Mondlicht, aber zeigen nicht jenen Zug geheimen Schmerzes, den der Dichter des „Immensee" an Frauenhänden wahrgenommen, die Nachts auf krankem Herzen liegen. So hat die Römerin Hand und Fuß, und zwar im naturwüchsigen Zustande. Sie weiß die Anmuth mit der Würde zu vereinigen und der Hals, der sich hoch über die Schultern erhebt, zeigt jene herrlichen Biegungen, welche den Stellungen einen so malerischen Ausdruck verleihen. Der etwas zurückgeworfene Kopf läßt das Feuer des Auges noch brennender erscheinen, und nur die langen seidenen Wimpern und die wie der Regenbogen sich wölbenden Augenbrauen mildern die verzehrende Gluth. Da, wie Winkelmann sagt, die blauen Augen vorzugsweise von den braunen angezogen werden, so läßt es sich wohl erklären, weshalb die Nordländer, namentlich die Skandinavier, bei denen das nordische Kolorit sich noch rein erhalten hat, hier noch schneller gefesselt werden als Deutsche und Franzosen; der Reflex dunkler Farben, die bekanntlich die Lichtstrahlen mehr concentriren, schmilzt den Schnee oft in einem Augenblick und die nordischen Recken vergessen ihre alten und kalten Götter und werden auf römischem Boden die eifrigsten Feueranbeter. Wie bevorzugte Wesen immer außergewöhnliche Kontraste vereinigen, so haben die Römerinnen neben der südlichen Farbe ihrer Augen und Haare zugleich jenes feine Inkarnat, das sonst nur

den blonden Töchtern kälterer Regionen verliehen ist. Das Erröthen und Erbleichen, diese stumme Sprache des Herzens, wechselt schnell in ihren Zügen, welche gleich dem Himmel ihres Landes von Licht durchglänzt sind. Ihre Empfindungen sind sichtbar und werden durch ein lebhaftes Geberdenspiel selbst dem Blindesten einleuchtend; eine prüde Engländerin, deren ganzes Leben ein Kampf mit ihren Gefühlen ist und eine natürliche Römerin, die keiner Regung sich schämt und in der Beichte von der Last ihres Herzens sich erleichtert, sind die größten Gegensätze. Wo ist mehr Wahrheit, mehr Glück, wo mehr Heuchelei und Unnatur?

Glückliche Römerin, die du selig in das Leben hinein lächest, die du noch nicht unter dem Druck conventioneller Formen zur Maschine herangebildet oder herabgesunken bist, du hast nur einen unerbittlichen Feind: — das Alter. Das Alter richtet bei den Römerinnen die größten Zerstörungen an, ein Beweis, daß viel zu zerstören ist. Ihre wellenförmigen Formen nehmen dann durch ein um sich greifendes Embonpoint eine Kugelgestalt an, die zwar nach Oken das Sinnbild der Vollkommenheit ist, aber wenigstens in ästhetischer Beziehung nicht so erscheint. Bei dem Anblick solcher massiven Mütter und Großmütter werden wir oft an die Worte des Dichters erinnert: Tantae molis erat Romanam condere gentem! Und die noch im Alter naive Römerin, die Alles über sich ergehen läßt, kämpft

nicht wie die Französin durch alle Mittel der Kunst gegen den unerbittlichen Feind; nein, sie räumt dem Gegner ein Terrain nach dem andern und wandelt als Ruine dem Grabe zu. Indem sie sich weniger zu beherrschen versteht, gewinnt das Alter eine schnellere Herrschaft, und selbst in ihrer tiefen Stimme hört jede Modulation auf. Die Römerin trägt ihre Jahre nicht wie einen Kranz auf dem Haupte, sondern wie eine Bürde auf dem Rücken und ihr Leben ist dann nur eine Station zwischen dieser und jener Welt. Das „non sum qualis eram“, das „ich bin nicht wie ich war“ des Horaz, flößt ihr eine tiefe Demuth ein und das „io sono Romana“, das einst mit solchem Stolze gesprochen wurde, ertönt dann nicht mehr von ihren Lippen; alles erscheint ihr eitel, und die Kirche allein ist für das gebeugte Haupt eine trostreiche Stätte. In einer Stadt, wo die architektonischen unsterblichen Ruinen eine ewige Bewunderung hervorrufen, da erscheinen die menschlichen so klein und gebrechlich, daß sie mehr Mitleid als Ehrfurcht erregen, und wo wir dem Gedanken der Vergänglichkeit so häufig begegnen, da werden die Herzen mehr gleichgültig als weich, mehr fatalistisch als mitfühlend.

Eine Ninon de Lenclos, die noch im siebzigsten Jahre gefährlich war, ist unter den Römerinnen nicht möglich. Der Sieg über das eigene Alter ist ihnen versagt, weil ihnen der Sieg über jedes fremde gelingt. Die Wunden

die die Zeit geschlagen, versteht die Römerin nicht durch esprit zu heilen. Sie findet sich in das Unvermeidliche, und denkt am Abend ihres Lebens, daß sie der Ehre eine Römerin zu sein nicht unwerth gewesen. Die Frauen ernten an der Tiber noch Lorbeern, während die des starken Geschlechts selbst in den schönen Künsten nur sehr spärlich sind. Alle heidnischen Götter, namentlich die kriegerischen, haben der ewigen Stadt den Rücken gekehrt; die amathusische Göttin ist ihr treu geblieben. Und das Wort, daß ihre Eroberungen denen des Mars den Rang streitig machen, gilt auch hier im vollen Maaße.

Quae dat Mars aliis, dat tibi regna Venus!

---

## VII.

## Die Theater.

Wenn auch die Geschichte häufig mit einem Saturn verglichen wird, der seine eigenen Kinder verschlingt, und wenn dieser Saturn aus alter Anhänglichkeit noch heute in Rom hausen sollte, so muß sein Appetit bedeutend geringer geworden sein. Gegen die frühere Pracht und Herrlichkeit giebt es nicht viel zu verschlingen, und wenn Kassiodor, der Privatsekretär des Königs Theodorich, in Rom zwei gleich zahlreiche Völker, nämlich Menschen und Statuen, gefunden hat, so hat jetzt die menschliche sowohl wie die künstlerische Population bedeutend abgenommen. Die Millionen Seelen, die der größten Stadt und dem größten Staat ihren Namen gegeben, sind dahin und haben in der öden Kampagna nur noch wenige Spuren ihrer einst so glänzenden Existenz zurückgelassen. Bis auf 170,000 zusammengeschmolzen, haben sie ein gleiches Schicksal mit den Statuen gehabt, obgleich diese im Verhältniß noch eines zäheren Lebens sich erfreuen und alljährlich

noch immer einige Helden aus dem Grabe auferstehen. Dahin sind die zwei Kapitole, das eine auf dem tarpejischen Felsen, das andere auf dem Quirinal, dahin sind die 80 großen vergoldeten Götterstatuen und die 66 aus Elfenbein, dahin sind die 1785 Erzstatuen der Kaiser und Feldherren, und von den 42 großen Reiterstatuen existirt gegenwärtig nur noch eine, die des Mark Aurel. Von solchem Glanze erzählt ein Führer durch Rom, eine Statistik, die der Kardinal Angelo Mai unter alten Handschriften aufgefunden. Damals im Jahre 540 war Alles noch im kolossalen Maßstab, selbst die Todten wetteiferten mit den Lebenden und 5000 öffentliche Begräbnißplätze bildeten fast wieder eine Stadt der Unterwelt, die sich bis nach dem Meere hin ausdehnte. Wie derselbe römische „Bädeker“ berichtet, war der Luxus so groß, daß 2300 Parfümerie-Läden die feine Welt mit aromatischen Düften versorgten, und die Verbrechen, politische und gemeine, so häufig, daß 291 Gefängnisse mit knapper Noth ausreichten, und kaum den Bedarf befriedigten. — Von der kolossalen Vergnügungssucht zeugten die 31 Theater, die 11 Amphitheater, von denen die kleinsten doch noch 20,000 Menschen faßten. Wie bescheiden ist das heutige Rom in seinen Ansprüchen auf Genuß und Zerstreuung; selbst kleinere Städte, die in Norddeutschland Konzert- und Tanzfreuden so lieben, überflügeln bei weitem die einstige Gebieterin der Welten.

Rom hat zwar noch sechs Theater, aber sie sind den größten Theil des Jahres geschlossen. Die Vorstellungen beginnen nach dem Weihnachtsfest, dauern bis Aschermittwoch, fangen dann wieder nach Ostern an und hören auf mit dem Eintritt der heißen Jahreszeit. In dieser kurzen Spanne Zeit werden dann gewöhnlich nur Zugstücke gegeben und das Publikum so lange mit einer Citrone gesättigt, bis sie vollständig ausgepreßt ist. Da für die Theater keine Staatsmittel verwendet werden, so fristen sie im Ganzen ein klägliches Dasein. Die geistlichen Behörden richten sich noch immer nach dem heiligen Chrisostomus, der diese Kunsttempel ohne Unterschied und ohne sich an die Intendanten zu kehren; „Gebäude des Teufels, Schauplätze der Unsittlichkeit und Katheder der Pest" nannte. Kein Geistlicher besucht diese Stätten, die Schiller als eine moralische Anstalt betrachtete, weder die höchsten Spitzen des Klerus, noch ihre untersten Satelliten, noch die zahlreichen Kandidaten und Collegienschüler; bei der großen Zahl geistlicher Würdenträger und solcher, die es werden wollen, geht daher eine bedeutende Einnahmequelle den Theatern verloren, und daß ein Komödiant einen Pfarrer lehren könne, wie der Schüler im Faust behauptet, ist gewiß in der Residenz der Propaganda eine Unmöglichkeit. Der Adel und die reiche Bourgeoisie dagegen, der „mezzo sito", wollen noch immer Stützen der dramatischen Kunst sein, und es

gehört, wie in allen italienischen Städten, zum guten Ton, eine Loge in der großen Oper während der ganzen Saison zu haben. Die Loge ist zugleich Empfangszimmer für die Freunde der Familie, für die empfohlenen Fremden Gesellschaftszimmer, das man nur in voller Tiolette im „abito da società“ betreten darf, und die Hausfreunde und Cicisbeen verfehlen nicht die lebhafte Conversation hier zu führen, die nur bei einer ausgezeichneten Leistung unterbrochen wird. So ist es nur zu erklären, indem das Theater den verschiedensten Zwecken dient, daß der „Trovatore“ vielleicht 4 Wochen lang hinter einander gegeben wurde und die Logen von einem reichen Damenflor besetzt waren, der gegen die schwarzen Fracks der Kavaliere im Hintergrunde, seine Farbenpracht noch glänzender leuchten ließ. —

Da in jedem Jahre eine neue Truppe engagirt wird, so sind die Beziehungen zwischen Publikum und Darsteller nur sehr lose, und oft sind kaum die Namen der Künstler, so weit sie nicht die Hauptrollen geben, bekannt. Die Eröffnung des „Apollo-Theaters“, des Opernhauses, ist daher ein bedeutendes Ereigniß, und der erste Abend entscheidet für die ganze Saison. Der Polizeidirektor, der die höchste Instanz für alle Theater bildet, erscheint dann in Amtstracht und sendet in alle Logen des ersten und zweiten Ranges auf Kosten der Stadt ein „rinfrescho“. Diese offizielle

Erfrischung besteht in Eis und Confitüren, das schwarz gekleidete Diener, mit Kandelabern in der einen Hand, in den Logen während des ersten Zwischenakts herumreichen. Der Proletarier im Parquet und in den nahe der Decke gelegenen Räumen erhält nichts, und die Plebejer betrachten mit Neid dieses letzte Vorrecht der Patrizier, das aus so süßen Naturalien besteht, und die Fabel des Menenius Agrippa von dem Magen und den Gliedern in einem eigenthümlichen modernen Licht erscheinen läßt. Der Parquetbesitzer, der 4 Paul zahlt, d. h. 16 Sgr., und noch einige Bajocchi für ein Lederkissen, um den zu tiefen Eindruck der Holzbänke zu lindern, muß sich mit dem Anblick der Schönen ersten Ranges, die ihre Gluthen durch Eis zu stillen suchen, begnügen, und für einen Lord Byron, der nach seinem eigenen Geständnisse nie Frauen essen sehen konnte, mußte ein solches Schauspiel des Zwischenaktes eine wahre Folter sein. So besteht das Theater am ersten Abend aus Parquet, Parterre, zwei Reihen gespeister und vier Reihen nüchterner Zuschauer. Aber welche Nüchternheit offenbart ein italienisches Publikum? Aus den engen Käfigen der Logen, die rechtwinklig übereinander gebaut, und nur spärlich mit Oel beleuchtet sind, erschallt gleich nach der ersten Arie der Primadonna eine wahre Salve, eine Beifallskanonade; die Plebejer im Parterre, die die höchste Kraft der Fäuste besitzen, suchen die vornehmen Klassen noch zu über-

flügeln, so daß Signora Dijuli erst nach langer Pause, nachdem der Lärm sich gelegt, wieder singen konnte. Aber nun trat auch eine Stille ein, in der eine fallende Nadel gehört wurde und der Enthusiasmus zeigte sich nur in stillen Verzückungen und schweigenden Gesten. Eine Sängerin, die eines so andächtigen Publikums sich erfreut und den Römern im Theater, dem einzigen Ort, wo sie sich noch Luft machen können, ein momentanes Schweigen auferlegt, muß schon ausgezeichnet sein, und selbst einige rigoristische deutsche Freunde, die in Italien Alles ebenso enthusiastisch rühmen, wie sie seine Opernmusik verdammen, stimmten mit dem allgemeinen Urtheile überein. Signora Dijuli entbehrt dabei, außer einer imposanten Gestalt, hervorstechender Reize, und sie mußte zu dem Mythus eines wechselvollen Lebens und einer hohen Geburt ihre Zuflucht nehmen. Seitdem der berühmte Tenorist Mario ein Graf, die Pikkolomini eine Gräfin ist, sind die italienischen Künstler mit dem Adel der Seele nicht mehr zufrieden und bemühen sich, ihre frischen Lorbeern womöglich auf einem ganz alten Stammbaum wachsen zu lassen. — Wer es weiß, daß bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Rom nie Damen die Bretter betraten, sondern alle Rollen in den Händen von Männern waren, die eigens dazu gebildet wurden und durch künstliche Mittel einen hohen, unmännlichen Sopran bekamen, und jetzt Marquisen und Comtessen auf der

Bühne erblickt, der sieht ein, daß die Frauen auch hier, wo man ihnen im Hause viel Freiheiten, aber außer dem Hause nur wenige gestattet, ein bedeutendes Terrain der Selbstständigkeit gewonnen haben. Ist doch die Französin darin von der Italienerin so unterschieden, daß jene sich stets einen unabhängigen Wirkungskreis schafft, und alle möglichen Aemter von der dame du comptoir bis zum Bahnwärter bekleidet, während diese am liebsten in ihren vier Wänden bleibt oder spazierenfährt, selbst häusliche Pflichten dem Mann überträgt, und eine geregelte Thätigkeit noch weniger liebt, als ihr Herr Gemahl. Allmälig schwindet aber auch in Italien das goldene Zeitalter der Frauen, sie müssen ebenso im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, sie hören auf, das schwache Geschlecht zu sein, und die Bühne wird den Beruf haben, den Uebergang von der schönen Kunst zu der mehr prosaischen Arbeit zu machen.

Doch um auf unsern Trovatore zurückzukommen, so war hier Licht und Schatten, Himmel und Hölle gleich am ersten Abend vereinigt. Der unglückliche Troubadour Signor Negrini, der eine wohlklingende, wenn auch nach italienischen Begriffen nur schwache Stimme besitzt, hatte außer diesem Naturfehler noch das Unglück, einen Kunstfehler zu machen. Ein falscher Einsatz und der Sänger ist für die ganze Saison vernichtet. So ging es dem Troubadour. Der falsche

Einsatz verfolgte ihn, so bald er sich blicken ließ, wie ein Gespenst der Rache heftete er sich an seine Fersen und schien wie ein schwarzer Schatten ihn zu umgeben. Das Gespenst wartete immer auf die Zischlaute des Publikums und es erging dem Sänger wie dem Zauberlehrling, der die bösen Geister nicht mehr bannen konnte. — Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären! Die Römer sind im Theater die grausamsten Wesen. Entweder ein Heiligenschein oder eine öffentliche Steinigung, tertium non datur. Gleich ihren Vorfahren im Circus, die unglückliche Barbaren von wilden Thieren zerfleischen ließen, können sie einen Sänger zu Tode martern selbst wenn er bereut und sich bessert. Während die Söhne der Wölfin sonst für alle Schandthaten gleich ein milderndes Wort bei der Hand haben, und selbst den Mörder nur wie einen irrenden Bruder betrachten, ist auf der Bühne jeder Fehler noch mehr als ein Verbrechen. In der Kapelle der Kirche St. Onofrio sieht man das Monument des Odendichters Alexander Guidi von Pavia, der einen Umsturz in den Gesetzen der Metrik versuchte und 1712 an den Folgen eines Druckfehlers starb; ein solcher einmaliger Druckfehler in der Kehle kann hier ähnliche tragische Resultate herbeiführen, und wie ein falscher Satz den Dichter tödtete, so der falsche Einsatz den Künstler. Ardinghello sagt, die Italiener kennen die Regeln des Gesanges so genau,

wie die Preußen das Marschiren, und wehe dem, der sie übertritt!

Auf der anderen Seite ist aber der Enthusiasmus eben so rauschend und alle Mittel, Klatschen, Klopfen, Schreien, stehen ihm zu Gebote. Wenn eine bewunderte Arie sich zu Ende neigt, hört man Enthusiasten, die plötzlich die allgemeine Stille durch die sonderbarsten Töne wie durch ein Katzengeschrei unterbrechen. Aber das ist keine Katzenmusik, es ist nur die Aufforderung zum bravo und bravissimo, das jetzt wie ein Sturm losbricht und vom Parquet bis in die höchsten Ränge das Haus erbeben macht. Diese leidenschaftliche Begeisterung führt es mit sich, daß die Italiener sich so ziemlich von der Tyrannei einer Claque frei erhalten haben. Im Theater lassen sie sich nicht beherrschen und werfen muthig das Joch ab. Der Künstler aber, der zum Siege gelangen will, scheut kein Mittel und dient den Launen des Publikums. Er läßt das Fortissimo anschwellen bis der Saal erzittert und der Kronleuchter zu wanken anfängt, er wirft beim Abgange die Töne wie platzende Raketen in das Publikum, läßt den Oberkörper wie seine Stimme beben und vibriren, bis endlich der Wolkenbruch des Beifalls die Tonwellen überbraust, und sämmtliche Hände und Kehlen der Anwesenden, kurzum alle Werkzeuge, womit der Mensch seinen Jubel ausdrücken und Lärm schlagen kann, in die stürmischste Bewegung gesetzt werden.

Die Theaterpolizei hat in Rom noch nicht solche Fortschritte gemacht, daß sie neben jeden Mimen einen schützenden Konstabler stellt, der in dem Parterre jede Stimme des Mißfallens durch Drohungen und Exmission zum Schweigen bringt. Lob und Tadel können sich hier nach Belieben Luft machen, und Kunst und Polizei sind getrennte Elemente. Indem kein Theater eine stehende Truppe hat und päpstliche Bühnensänger und Schauspieler nicht existiren, suchen die Künstler ihre Stütze im Publikum und nicht in der Verwaltung; da der Kontrakt nur kurz ist wie die Saison, so müssen sie in der kürzesten Zeit die Kränze des Ruhmes zu gewinnen suchen, und von „eingetretenen Hindernissen" ist nie die Rede. Ein Künstler aber, der fast alle zwei Monate sein Publikum wechselt, wird hauptsächlich seine Paradepferde reiten, durch welche er die große Menge zu gewinnen sucht; deshalb haben die italienischen Sänger so viel Manieren und haschen so nach Effekten; die Komponisten arbeiten ihnen dabei in die Hände und der Himmel der Kunst ist hier nicht von der reinen Sonne beleuchtet, sondern schillert in den buntesten Regenbogenfarben, welche augenblicklich blenden und hinreißen. Wären die Stimmen nicht so schön und silberrein, was sie ihrem silberreinen Himmel verdanken, so könnte der Fremde sich schwer aussöhnen, weder mit dieser Art, die Kunst zu üben, noch sie zu genießen. Denn auch der Genuß ist hier eigen-

thümlich und zerstückelt das Kunstwerk; die Aufmerksamkeit wendet sich nur den ausgezeichneten Sängern und auch bei diesen nur den effektvollsten Stellen zu, während sonst die Konversation, die nie ermüdet, ruhig weiter gesponnen wird, und wie ein murmelnder, geschwätziger Bach die Musik begleitet.

Im Teatro Apollo, im Operntheater, das noch das eleganteste ist, wenn es auch nach unsern Begriffen sehr einfach dekorirt und schmutzig ist, finden auch während der Zeit des Karnevals die Maskenbälle oder vielmehr die kostümirten Bälle statt, da Masken seit der Revolution nur geduldet und von den Sbirren sehr überwacht werden. Bühne und Parterre werden dann vereinigt und in dem weiten Raum ergehen sich neben dem schwarzen Frack und der Balldame, neben den Pierrots, Pantalons und Kolombinen die Kampagnolen in ihren bunten malerischen Trachten; bei den Damen ist die Tracht der Albanerinnen mit dem rothen silbergestickten Mieder und dem viereckig gefalteten Kopftuche die beliebteste, während die Männer irgend einen Sohn der Gebirge in grüner Jacke mit spitzem Kalabreser darstellen. Der Nordländer muß sich bis nach dem Süden versteigen, wenn er ein malerisches Kostüm anlegen will, der Römer geht nur vor die Thore oder jenseits der Tiber nach Travestere, wo noch immer die nationale ländliche Tracht zu finden ist. Seitdem die Masken auf diesem sogenannten

„Festino“ streng beaufsichtigt werden und jeder beim Eintritt an der Thür auf Verlangen sich demaskiren muß, hat die Intrigue hier nur einen kleinen Spielraum. Es ist mehr ein Paradiren und Kokettiren, da der Reiz des Geheimnisses verloren geht, und noch schneller als im Don Juan ist der maskirte Ritter entlarvt. Der Schluß des Balls um 2 Uhr giebt noch eine interessante Scene. An der Wand im Hintergrund der Bühne stellt sich eine Reihe Soldaten auf und fegt auf Kommando die ganze Gesellschaft aus wie mit einem breiten Besen.

Das sind die glänzendsten Abende im Apollotheater: die Eröffnung, eine neue Oper, ein neues Ballet und der Festino. Das Ballet ist natürlich nicht so glänzend ausgestattet wie das Berliner; dagegen sind die Leistungen, was die Pantomime betrifft, ganz vorzüglich und bestehen nicht nur in jenem stereotypen nichtssagenden Lächeln, das unsre Koryphäen für den höchsten Zauber der Anmuth halten. Zwar unterscheidet sich durch das Lachen der Mensch vom Thier, aber wer an diesen Unterschied stets erinnert, der muß fürchten, daß das übrige Publikum ihn leicht vergessen kann. In Rom werden fünfaktige Dramen als Ballets aufgeführt; da überhaupt die Gesten die zweite Sprache des Italieners sind, so sind sie weit gewandter im mimischen Ausdruck. Wir sahen ein Ballet il giuocatore, der Spieler, in dem alle bösen Folgen der Spiel-

wuth dargestellt wurden: ein Familienkreis lieferte den rührenden Hintergrund, während Ball-, Gesellschafts- und Spielscenen mit entsprechenden Tänzen dem Balletmeister und seinen Zöglingen reiche Gelegenheit gaben, ihr Talent zu entfalten. Langweilige Solotänze mit telegraphischen Gliederverrenkungen, halb Wegweiser, halb Galgen, kamen gar nicht vor; dagegen waren die Ensembletänze eben so einfach wie originell erfunden, und ein Tanz unter Sonnenschirmen erregte den lautesten Beifall.

Die Oper wird jetzt in ganz Italien von Verdi versorgt, während die Sterne Bellini's und Donizetti's schon ziemlich zu erbleichen anfangen. Es giebt zwar eine Unmasse von Komponisten namentlich kleinerer Opern, aber ihr Name gelangt kaum über die Grenzen ihrer Vaterstadt hinaus. Dagegen herrscht Verdi von Venedig bis nach Palermo, während Meyerbeer noch wenig bekannt ist, und setzt nach wie vor die Dichter aller Nationen in Musik. Schiller, Victor Hugo, Shakspeare, Kotzebue, Dumas, alle werden gesungen. Louise Miller singt und trinkt ihre Limonade, Macbeth singt und mordet, Attila schlachtet unter süßen Walzerklängen, und die Dame mit der Kamelie beschleunigt ihre Schwindsucht, indem sie trotz des Hustens lange Arien flötet. Die Dame mit der Kamelie ist von Verdi als „la Traviata“ die Verführte, zu dreiaktiger Oper gemacht worden. In Rom fand die Censur dieses

Thema doch zu bedenklich und sie machte aus der Gefallenen eine „Violetta", ein unschuldiges Veilchen. Wie die Sittenpolizei überhaupt mit Opern umspringt, ist sehr ergötzlich. Die Auber'sche Stumme von Portizi ist natürlich verboten und nicht einmal in der Bearbeitung erlaubt, wie sie in Petersburg als „der Bandit von Palermo" aufgeführt wird; die Norma (la foresta di Irmensul) wird aufgeführt, aber da sie immer eine Priesterin, wenn auch nur eine heidnische, ist sie zur Unfruchtbarkeit verdammt. Sie darf durchaus keine Kinder haben, wenigstens sie nicht öffentlich im zweiten Akt dem versammelten Publikum zeigen; sie hat mit dem römischen Obrist Sever nur ein anständiges Verhältniß ohne weitere illegitime Muttergefühle. Aus der sizilianischen Vesper von Verdi ist, wenn wir nicht irren, ein deutscher Ritter „Gottfried von Wildungen" geworden, und die Vesper badet sich hier nicht in Blut, sondern wie alltäglich in Milch und Kaffee. Die Verdi'sche Musik hat das Gute, daß sie, wie mancher konstitutionelle Minister, über den Parteien steht und in alle Formen sich schickt, so daß sie, wie Wollust und Grausamkeit nahe verwandt sind, auch selbst für Mord oder Idylle so ziemlich dieselbe musikalische Sprache hat. Verdi hält den Text nur für das äußere Kleid der Musik und er kann daher die Kleider beliebig wechseln; er macht aus einem gelben Glaceehandschuh einen Ritterhandschuh und aus einer Krinoline eine Jungfrau von Orleans.

Außer der großen Oper existiren noch 5 Theater: Argentina für das Trauerspiel und Schauspiel, das Theater della Valle für das Lustspiel, Konversationsstück und Operetten, das Theater Metastasio, wo die Ristori im feineren Lustspiel ihre ersten Triumphe feierte, endlich das Theater Kapranika und Teatro nuovo, wo niedere Possen und Farcen das Volk vergnügen und an die alten komischen Masken der Italiener erinnern. Um berühmt zu werden, mußte die Ristori erst nach Frankreich gehen; von Rom aus läßt sich selbst auf der Bühne die Weltherrschaft nicht mehr erringen. Die Bühne nährt sich in Rom auch größtentheils von Französischen Stücken und auch an der Tiber hat Charlotte Birch ihre Kommanditen, die das Geschäft des Zuschneidens nach der Elle besorgen.

Die Eintrittspreise sind in diesen Theatern im Ganzen um die Hälfte niedriger, als in der Oper. Ein Parquetplatz für das Schauspiel kostet nur 2 Paul ungefähr 8 Sgr., und nach diesem Verhältniß richten sich die übrigen Plätze. In den Volkstheatern, die in ihren Ankündigungen den Mund am vollsten nehmen, und Ritter und Räuber aus allen Zeitaltern agiren lassen, wird nur eine kleine Scheidemünze auf dem Altar der Kunst niedergelegt. Einer der populärsten Helden ist Friedrich der Große, der oft wie ein deus ex machina erscheint, mit seiner Schnupftabacksdose droht, und schon allein durch diese Drohung die

Feinde, die Vertreter des bösen Prinzips in die Flucht schlägt. Daß Friedrich der Große die Oesterreicher, die „Austriaci" in vielen Schlachten besiegte, haben die heutigen Römer noch nicht vergessen, und trotz des deutschen Bundes gilt jeder Prussiano als der entschiedenste Gegner aller königlich-kaiserlichen Bestrebungen. Das Volksbewußtsein hat den nordischen Helden verklärt, und der alte Fritz ist fast schon ein Mythus geworden, der alles Gute, Edle und Ritterliche in dieser charakteristischen Erscheinung zusammenfaßt. Ganze Scenen aus seinem Leben werden dargestellt, seine Kämpfe mit seinem strengen Vater, Scenen, die insofern höchst ergötzlich sind, als mit den Kostümen und mit den Namen gleich willkürlich umgesprungen wird, aber der junge Kronprinz zeigt schon im Ertragen seiner harten Schicksale seine stoische Festigkeit und seinen kecken Humor, und der „Sergeant" Friedrich schüttelt seine Leiden so muthig ab, wie der Löwe Thautropfen aus seiner Mähne. Das haben sich die Päpste gewiß nicht träumen lassen, daß einst an der Tiber der protestantische, der ketzerische Regent so gefeiert würde und wie ein guter Genius mit dem Heiligenscheine geschmückt. In starrsinniger Verblendung haben sie erst seinen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., als König anerkannt, und jetzt ist der Markgraf von Brandenburg bei weitem populärer geworden, als die ganze Reihe heiliger Väter, welche nicht müde werden, den

Kreuzzug gegen Preußen zu predigen und es nicht verschmerzen konnten, daß die Geburt des preußischen Staates der Tod des Mittelalters und das Ende ihrer Macht ist.

In diesen Theatern hat man Gelegenheit, die geistige und körperliche Gewandtheit der Italiener zu bewundern. Die Gymnastik ihrer Zunge ist eben so bedeutend wie die ihrer andern Glieder, und der komische „dottore" aus Bologna stellt Kuren mit seinen Patienten an, wie die Aerzte in Siam, die den Kranken mit Füßen treten, um den Sitz des Uebels, wie sie sagen, zu erweichen. Hammer oder Ambos ist oft die Losung. Wer nicht Prügel austheilt, der erhält sie, und nur die jugendliche Geliebte ist unter Larven die einzig fühlende Brust. Ihr bleicher feiner Teint bildet einen schönen Kontrast zu der aufgedunsenen Fleischmasse, die ihren Onkel oder Vormund repräsentirt, der sie wie ein Schatten verfolgt und seine rothe blüthenreiche Nase in jedes Briefchen hineinsteckt. Wie durch alle Taue der englischen Marine ein rother Faden sich hindurchzieht, so begegnet uns diese rothe Nase des lüsternen Alten in allen Possen, wo die Schicksalsschläge und die Stockschläge gleich erheiternd wirken. Das Publikum in diesen Theatern ist zwar äußerlich nicht so elegant, wie das der Oper, und in den Rängen ist weder der Duft noch die Pracht eines Blumenflors, doch ist das Betragen der niederen Klassen so

fein und rücksichtsvoll, daß trotz mancher derben Bühnenspäße nie die Sitte verletzt wird oder gar eine Rohheit vorfällt. In Rom wie in ganz Italien macht nicht der Stand noch das Kleid den Mann; dem Gesetze der Höflichkeit und der guten Sitte unterwerfen sich Alle und sie finden in diesen ungeschmiedeten Ketten kein drückendes Joch. Wenn Liebig sagt, daß der Verbrauch von Seife den Kulturzustand eines Volkes bestimme, so gilt dieses ausnahmsweise nicht bei dem Volke, dessen Ahnen noch immer unsre geistigen Vorbilder sind. Hier sieht man oft die zottigsten Bären, die mit sehr wenig Seife dennoch in Bewegung und Manieren die feinsten Gentlemens sind. Das macht eine Kultur, die Jahrtausende alt ist. Als Herrn Liebig's Ahnen noch auf der Bärenhaut lagen, da blühte Kunst und Wissenschaft und beide gingen unter, um zum zweiten Mal hier wieder aufzublühen! So wenig wie der Italiener in der Sitte einen konventionellen Zwang sieht, weil Inneres und Aeußeres, Leib und Seele bei ihm nicht so getrennt sind, wie beim Nordländer, und die nie fehlende Geste gleich seine Gedanken verleiblicht, so wenig ist er fähig, aus sich selbst eine Maschine zu machen. Aus Menschen Maschinen zu machen und sie täglich wie Uhren aufzuziehen, sie zu einem bestimmten Fache zu dressiren, versteht man im Norden meisterlich; in Rom vermögen das nur die Jesuiten, aber noch besser als diese sind

im umgekehrten Prozeß, aus Maschinen Menschen zu machen, die Marionettentheater erfahren. Die Marionetten sind hier zu einer Vollendung gelangt, daß sie vielen unsrer hölzernen Schauspieler als Muster dienen könnten. Ja sie wissen Alles, was hinter ihrem Rücken gesagt wird, und sprechen es aus, nicht als ob sie es nur gehört hätten, nein, als hätten sie es tief empfunden. Da ist keine unpassende Geberde, kein unrichtiges Drehen oder Wenden des Kopfes, keine böse Angewohnheit; ja die lebensgroßen Künstler des Teatro Emliani verstehen sogar die Euthanasie, die Kunst, schön zu sterben, fast besser als unsre tragischen Anstandsdamen, die seit der Erfindung der Krinoline durch irdische Banden festgehalten, nicht mehr ästhetisch schön sterben können. — Gleich dem elektrischen Telegraphen ist hier der Draht beseelt, und der Gedanke sprüht wie der Blitz aus den wohlgeformten Organen.

Die Römer sind ein ebenso dankbares wie empfängliches Publikum. Sie wollen im Theater mehr sich amüsiren als kritisiren. Das credo quia absurdum ist in den lustigsten Schwänken ihr Glaubensbekenntniß und das Lachen hilft ihnen über manche Unwahrscheinlichkeit fort. Nur im Gesange sind sie sehr strenge Richter und lassen sich selbst durch die wirksamste dramatische Aktion nie bestechen und über den Mangel der Stimme täuschen. Dagegen sind sie in Bezug auf äußere Vorzüge bei weitem nachsichtiger, als ein deut-

sches Publikum, und alternde Liebhaberinnen, sobald sie nur in Bewegung und Organ noch die jugendliche Geschmeidigkeit haben, bleiben ihr Leben lang ihrer Liebe und ihrem Rollenfache treu. Auch ist es den Römern wie den Parisern höchst gleichgültig, ob eine Liebhaberin in der Wirklichkeit schon gewählt, ob sie schon verheirathet ist oder nicht, worauf doch unsere Intendanten bei ihren langathmigen Kunstversicherungskontrakten ein bedeutendes Gewicht legen und oft besondere Klauseln darüber stipuliren. Im Gegentheil eine verheirathete Unschuld erscheint ihnen schöner und interessanter als eine Kollegin der drei Grazien, die bekanntlich alle drei sitzen geblieben sind. Auf den Zetteln sind alle Damen nur mit „Signora", Frau, bezeichnet, wogegen „Signorina", Fräulein, hier gar nicht in Anwendung kommt. In Italien wie in Frankreich hat erst die verheirathete Frau eine Wahl, während sie der Jungfrau in den seltensten Fällen gestattet ist. Heine sagt einmal: „Wir Deutsche, wie unsere germanischen Nachbarn, wir huldigen immer nur mit unsrer Liebe unverheiratheten Mädchen und nur diese besingen unsre Poeten; bei den Franzosen dagegen ist nur die verheirathete Frau Gegenstand der Liebe, im Leben wie in der Kunst."

Das Theater ist noch der einzige Ort, wo dem Römer wenigstens ein Schatten von geistiger Anregung gegeben wird, so sehr auch die Censur diese geistige

Quelle destillirt. Das Theater muß hier die mangelnde Presse, die Schule, das Volksbuch, das öffentliche Leben ersetzen. Hier giebt es noch eine andere Welt außer der der Priester; das Reich der Fabel läßt immer einige Streiflichter auch jenseits der Koulissen fallen, und da die erdichtete Welt nie ganz mit den ewigen Prinzipien des Rechts und der Wahrheit brechen kann, so fängt die Gerichtsbarkeit der Bühne da an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Ist die Presse der Mund und das Ohr des Volkes, wie sehr ist das Volk zu beklagen, dem dieses zwiefache Organ gelähmt ist? Wo es auf allen andern Gebieten nichts zu hören giebt, da muß die Musik, die in eine Luftschwingung eine ganze Seele zu legen vermag, eine höhere unumschränkte Macht haben als anderswo. Die Italiener, die an sich ein so empfängliches Naturell und so reizbare Nerven haben, hören daher weit mehr aus ihren Melodien heraus als andere Völker, und wo wir oft nur die sentimentalen Klänge eines Liebesliedes zu vernehmen glauben, da werden sie elegisch gestimmt, und eine Erinnerung an vergangene Größe, an verlorenes Glück macht sie so weich und schwermüthig, daß sie sich in Schmerzen verzehren würden, wenn nicht immer wieder der wolkenlose Himmel und die schöne Mondnacht selbst die Wolke von ihrer Stirn vertriebe, und dieselbe Hand, die sich vor Zorn ballte, bald wieder dem glücklichsten Händedruck sich hingäbe.

Alfieri sagt: „Wir sind Sklaven, aber solche, die mit den Zähnen knirschen, nur die schöne Natur mildert unsre Leiden.“ Aber hätte der Dichter nicht auch die Musik, diese einzige Muse, die aus Italien nicht gewaltsam verbannt ist, als lindernden Balsam preisen sollen? Auch das gesungene Lied befreit und erhebt die Brust und der Gesang zündet mehr als das Wort. Sieht man die Menge so warm und begeistert, so von Enthusiasmus trunken, wie das italienische Volk bei italienischer Musik, dann möchte man trotz des Verfalls der Kunst mit dem alten Plutarch übereinstimmen, wenn er in seinem Buche über die Musik die Macht der Bühne und der Töne wie eine Brücke zwischen Himmel und Erde preist. Und dieser alte Philosoph und Historiker, der unter dem besten der Kaiser, unter Trajan, längere Zeit in Rom lebte, er behauptet, Theater und Theos, Theater und Gott, sind verwandte Wörter und verwandte Begriffe. Ja, wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, werden die Götter der Poesie, die in Tönen und Farben reden und selbst dem Steine ein verklärtes Leben einhauchen, die tröstenden Orakel seiner Leiden!

## VIII.

## Rom und Berlin.

Ein Ehemann sagte zu seiner eifersüchtigen Frau, die ihm so eben eine Gardinenpredigt gehalten: „Liebes Kind, man kann das Schöne nur durch Vergleichung schätzen lernen." Mag dieses Wort auf alle Lebens- und Schönheitsverhältnisse anwendbar sein, auf dem römischen Boden hat dieser ästhetische Ausspruch keine Geltung: mögen seine Bewohner noch so eifersüchtig sein, Rom hat seine städtischen Schwestern nicht zu fürchten. Rom, dessen Reize nach der Anciennität zählen, hat doch zu Liebhabern die frischesten Geister, Rom ist Residenzstadt, Kunststadt, Winterquartier der Aristokratie, wie ein moderner Badeort, und doch Alles in eigenthümlicher Form; es ist Ruine, in der Verwesung begriffen nur durch künstliche Stützen getragen, und doch ein schweres Gewicht in der Schale der Politik; es ist dem Tode verfallen und liefert doch täglich neue Schätze zu Tage, und die Tiber, so leicht sie ist, ist dennoch der reichste Strom und ihr Bett ist mit

Götterbildern gepflastert. Alles, was andere Städte heut zu Tage mühsam schaffen: Paläste, Monumente, Denkmale, Wasserleitungen, Springbrunnen, das besitzt Rom in Fülle und noch geschmückt mit dem verschönernden Roste der Jahrtausende; Titanen haben seine Theater errichtet, seine Tempel, seine Säulen und Triumphbogen, und sehen mit Verachtung auf die Pygmäen der Gegenwart herab, welche nicht begreifen können, wie man vor Jahrtausenden riesige Quadern bis in die Wolken aufthürmen konnte.

Alfred Reumont hat in den „Briefen eines Florentiners" eine geistvolle Paralelle zwischen Rom und Konstantinopel gezogen. Die Lage beider auf sieben Hügeln, die Architektur der zahlreichen Moscheen und Kirchen, endlich die Geschichte der beiden weltbeherrschenden Kapitale geben ihm zu manigfachen Vergleichen und Bezügen Veranlassung. Das Alter, die historische Bedeutung, die Theokratie, wirft hier ähnliche Reflexe, und der Mönch und der Derwisch gehen nicht weit auseinander. Was soll aber der Bewohner der jüngsten Königsstadt sagen, wenn er in die ewige Stadt eintritt? Ist nicht die älteste Welt für ihn eine ganze neue, und wo ist die Brücke, die die Tiber mit der Spree verbindet? Wo sind die Berührungspunkte zwischen dem Jüngling und dem Greis, dem Berliner und dem Römer? In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden, sagte der Philosoph auf dem preu-

tischen Thron, während die Päpste die Vernichtung der Ketzer verlangen. Und doch hatte der große Friedrich, der gewiß nicht Romantiker genannt werden kann, eine schwärmerische Sehnsucht und rief aus: „Ich gebe gern eine meiner Rippen darum, wenn ich nur einmal auf der Via Appia reiten könnte.“ Den Deutschen lag wie in ihren Kaisern immer der Römerzug am Herzen und noch jetzt machen Deutsche, und namentlich aus den nördlichen Theilen, ein Hauptcontingent der römischen Fremden aus. „Prussiano“ ist ein in Rom beliebter Name und das Fest der deutschen Künstler heißt der deutsche Karneval, das einzige Volksfest in Rom, das von Fremden veranstaltet wird. Man huldigt überhaupt nirgends so sehr dem Ketzer wie in Rom; die Macht des Katholizismus erscheint an seiner Quelle nur klein, der Strom wächst erst, je weiter er sich ausbreitet: mit der Entfernung der Leiber nimmt die Andacht der Seelen zu, während an der Tiber, wo man die Maschinerie in der Nähe sieht, die Illusionen so leicht schwinden. Marforio, eine komische Figur aus dem Volke, ein Kollege von Müller und Schulze, sagt zu seinem Freunde Pasquino: Ich gehe nach der Sixtinischen Kapelle, um die Musik zu hören. „Du gehst vergebens“ warnt Pasquino, „die Schweizer und die päpstlichen Kavaliere werden dich stoßen und dich nicht hineinlassen.“ „O fürchte nichts mein Freund,“ ich bin gestern ein Ketzer geworden.“ Und Thakeray ruft in

seinen „Newcomes" triumphirend aus: „Die alte Stadt der Cäsaren, die prächtige Residenz der Päpste ist mit allem ihrem Glanz und Ceremonien für das Vergnügen der Engländer eingerichtet. Wir gehen so unbefangen zum Hochamt nach St. Peter, wie wir das Feuerwerk in Vauxhall besuchen." Rom ist die tolaranteste Stadt gegen fremde Gäste, und der Fremde kann hier ebenso nach seiner Façon selig werden, wie einst der Preuße.

Wo ist aber sonst eine Aehnlichkeit außer der beliebigen Vorbereitung zur Seligkeit? Das klassische Land der Schulen und Kasernen und das Land der geistlichen Exerzitien und Klöster sind nicht diametral entgegengesetzt? Die Stadt des Wissens und die Stadt des Glaubens, die Stadt der Intelligenz und die Stadt der Autorität, die Stadt des dolce far niente und der Bettler, die Stadt der Industrie und des Schwindels, sind sie nicht so verschieden, wie der dunkelblaue durchsichtige Himmel, in dem Rom sich spiegelt, und die graue Sackleinwand, die über unsere Fluren ausgespannt ist? Und doch ist Berlin regelmäßig schön gebaut, nach den Regeln der Symmetrie, hat schnurgerade Straßen wie ein Grenadier-Regiment, so daß kein Haus um einen Zoll hervorragen darf, während Rom an vielen Stellen einem elenden Landstädtchen gleicht, dessen enge Gassen aus den dürftigsten Hütten bestehen, die oft wie ein Schwalbennest an alten Ruinen

nur angeklebt ist. Dazu der Mangel an Reinlichkeit, der an jeder Ecke aufgehäufte Unrath, die Leibwäsche, welche an den Fenstern getrocknet wird, ist das nicht die höchste Anarchie für einen polizeilich gut geschulten Berliner?

Man denke sich einen Franziskaner, der in seiner braunen Kutte mit tellerförmig geschorenem Haupte, nicht nur vom Hemdkragen, sondern selbst vom Hemde emanzipirt, Sandalen an den Füßen, auf der Berliner Promenade unter den Linden spazieren geht. Wie wenig paßt er zu den aufgeputzten Häusern, Menschen und Läden, während er in Rom zu den Ruinen zu gehören scheint und wie eine malerische Staffage ihren Reiz erhöht. Ein Kleinstädter kann aus Paris, London, Wien nach seiner Heimath als Geck zurückkehren, er kann die Sitten und Moden dieser Ton angebenden Städte kopiren wollen, und in seiner äußern Erscheinung sie treu wiedergeben, an Roms Größe scheitert aber sein Nachahmungstalent. Hier ist noch so viel Ursprünglichkeit vorhanden, daß wir einen großen Theil unserer anerzogenen Formen über Bord werfen müssen, wenn wir den Römer kopiren wollen. Erscheint der Römer auch kriechend dem Fremden gegenüber, so ist dies doch nicht seine wahre Gesinnung, er betrachtet den Fremden nur wie eine Citrone, die er auspreßt und unbeachtet liegen läßt, wenn er seinen Durst gesättigt. Jene Lakaiendemuth, welche vor der

Aristokratie der Geburt oder des Geldes sich unwillkürlich beugt, liegt durchaus nicht in seiner Natur, noch wird sie ihm angelernt; zwischen Herrn und Diener ist das Verhältniß ein ganz humanes, und selbst in den Gesichtszügen ist den niedern Klassen der Stempel der Unterwürfigkeit nicht aufgedrückt. Rom hat wohl eine unterste Klasse, aber keinen Pöbel. Was wir patriarchalische Gefühle nennen, Liebe und Treue, die durch Geschlechter sich fortpflanzt und die gewöhnlich der alte greise Diener auf dem Theater repräsentirt, der dem Hause noch mehr anhängt als der Person, davon weiß der Römer nichts. Für ihn ist das schützende Haus keine Nothwendigkeit, er ist nicht obdachlos, selbst wenn er kein Obdach hat und der glückliche Himmelsstrich schenkt ihm so vieles, um was der Nordländer erst dienen und kämpfen muß. Der Römer ist der letzte Repräsentant des Diogenes, des Weisen in der Tonne, und dieser Menschenkenner würde trotz der mangelhaften Beleuchtung der ewigen Stadt an der Tiber mehr Menschen finden, als an der Spree, wo nur der gefüllten Tonne die allgemeine Verehrung gezollt wird. Ja, man kann, ohne paradox zu sein, behaupten, daß man sich in London, wo die Geister aufeinander platzen, nicht so frei fühlt als in Rom, wo sie geknechtet sind. Das Jagen nach dem Erwerb, der Luxus, die fieberhafte Konkurrenz, die Angstarbeit, diese Errungenschaften der Kultur, die den Menschen

den Genuß so schwer erkaufen lassen, sind dem einfachen Römer noch unbekannt, er zieht es vor, lieber in der Gegenwart als in der Zukunft zu genießen, und das Sparen ist ihm in der Seele zuwider. Er betet weit mehr die antiken Götter des Frohsinns an, als das goldene Kalb, und die Warnung, die in der Fabel des Midas liegt, berücksichtigt er in einem Jahrhundert, das sie vergessen hat. Beim Römer ist Leib und Seele nicht so getrennt wie bei dem Nordländer. Die beiden Faktoren sind im Gleichgewicht der Schönheit und die Faustsage findet hier keinen Boden. Göthe dichtete den Faust in Deutschland, die Iphigenie in Italien.

Nichts Gemachtes, nichts Gekünsteltes, einfach und natürlich ist das Wesen des Römers, auch bei den Frauen keine Spur von Prüderie, falscher Empfindsamkeit und Geziertheit. Wie muß da der ewig negirende Berliner zurückstehen! In Berlin giebt erst der Titel und das Amt dem Menschen ein Relief, der Staat drückt ihm einen Stempel auf, während in Rom selbst der höchste Würdenträger keine Amtsmiene zeigt und häufig ganz harmlos nur beim Vornamen titulirt wird. Man denke sich einen Geheimen Rath, welcher Signore Augusto, Herr August oder Herr Wilhelm genannt wird. Diese gesellschaftliche Gleichheit geht sogar so weit, daß selbst der Verbrecher kaum eine Stufe niedriger sinkt und keine ständische Gliederung hervorruft. Die Wache unterhält sich ganz harmlos mit dem

Galeerensklaven, der ihrer Obhut anvertraut ist, und der Soldat wartet geduldig und ehrerbietig vor dem Laden, in dem der zur Arbeit geführte Sträfling sich Schnupftaback kauft. Das homo sum, nihil humani a me alienum sagt auch noch der heutige Römer. Der entartete Verbrecher ist noch nicht der Verstoßene, so wenig wie der Arme der Unglückliche ist, und Bandito heißt nichts als ein Verbannter. Der freiwillige Gehorsam, der sich selbst eine Schranke auferlegt, um einem gemeinsamen höheren Zweck zu dienen, die Ehrfurcht, der ritterliche Sinn, der aus sittlicher Pflicht in strenger Unterordnung seinen Beruf sieht, das war dem alten Römer so wenig beizubringen wie es gegenwärtig dem neuen ist. Die Päpste nannten Deutschland „terra obedientiae", Deutschland, das die große Bresche der Reformation in die starren Formen des Katholizismus geschossen, und stellten den Italienern niemals ein so befriedigendes Zeugniß einer guten Gesinnung aus. Auch die Völker des Alterthums gehorchten nur gezwungen, sie kannten nur Freiheit oder Sklaverei, Herr oder Diener, wie selbst Aristoteles die Knechtschaft als die Grundlage der Freiheit für nothwendig hält; jene Freiheit, welche nur innerhalb eines genau bestimmten Kreises sich entfalten will, und in der Begrenzung sich bescheidet, die stolz auf das eigne Recht das Recht Anderer achtet, sie fand in der romanischen Race keinen fruchtbaren Boden.

Eine Schwärmerei für mittelalterliche, feudale Institutionen, für das Helldunkel der Romantik ist dem Italiener, der in der Natur nicht einmal das Zwielicht der Dämmerung erblickt, kaum mit Worten deutlich zu machen. Er liebt so sehr das volle, frische Leben, daß, wenn das Christenthum die Religion des Opfers und der Demuth ist, sein Christenthum auf schwachen Füßen ist. In Rom, am Sitze des Stellvertreters Christi, wie selten ist da ein Christusbild zu finden! Wo man nur hinblickt in jedes offen stehende Haus, in jedem Laden, in der unscheinbarsten Kapelle immer nur die Madonna mit dem Kinde: nirgends der Märtyrer Christus, der an dem Kreuze blutet. Für die Leiden Christi hat der Römer keinen empfänglichen Sinn, der poetische Madonnenkultus, die himmlische Liebe der Jungfrau, das fesselt das Feuer seiner Sinne und erfüllt seine Phantasie mit den schönsten Bildern. Es sind so viele Madonnenbilder fast in allen Straßen, daß sie früher, bevor die Franzosen die Gasbeleuchtung einführten, da sie des Abends erhellt werden, fast die einzige Illumination der ewigen Stadt waren; man konnte damals mit vollem Rechte behaupten, daß nur von der Madonna das Licht ausging, das über Rom strahlte. — Oft dient selbst das Konterfei der Himmelskönigin, das an einer Häuserecke prangt, zugleich als Warnungstafel, und das worauf in anderen

Städten die Polizei achtet, ist hier der Mutter Gottes empfohlen. Ein gewissenhafter Eigenthümer, der sein Haus konserviren und vor Verunreinigung bewahren will, hängt ein Madonnenbild über der Eingangsthür oder an einem scharf hervorspringenden Eckpfeiler auf, und schreibt mit großen Buchstaben die schützenden Worte: rispetto alla Madonna! darunter. Reinlichkeit kommt nächst Gottesfurcht, sagen auch die Engländer. Wozu sonst keine Gewalt der Erde den Römer zwingen kann, sich irgendwie in seinen Verhältnissen einen Zwang anzuthun, das vermag noch die unsichtbare Gewalt des Himmels. Vor den sichtbaren Dienern der Kirche ist wenig rispetto vorhanden, die unsichtbaren Heiligen aber und das ganze Heer der Schutzpatrone stehen noch immer in sehr hoher Achtung. Der Barbier stellt sein Geschäftslokal unter den Schutz des heiligen Ludwig und sein Schild ist mit den Lilien im blau und weißen Viereck geschmückt. Barbiere und Koiffeure haben immer eine besondere Zuneigung zu Frankreich, während im alten Rom die Barbiere großentheils aus Sizilien stammten und, wie Plinius berichtet, Scipio Afrikanus der erste Römer war, der sich täglich rasiren ließ. — Der Lohndiener übertheuert die Fremden, betet aber vorher zum heiligen Alexis, und der Restaurateur setzt uns einen geheimnißvollen Braten vor, wenn nur der heilige Joseph, der Patron der Küche, nichts dagegen hat. Nirgends

werden die Thiere so gemißhandelt wie in Rom, und die Pferde unbarmherzig geschunden. Ein italienisches Sprüchwort sagt: „Rom ist das Paradies für die Priester und die Hölle für die Pferde", und doch wird der heilige Antonius, der Schutzpatron der Pferde, Esel und Rinder, am 17. Januar im festlichen Aufzuge verehrt und die unglücklichen Thiere werden von einem Kirchendiener eben so stark mit Weihwasser besprengt wie ihre Tyrannen die Kutscher. Der Italiener führt immer eine doppelte italienische Buchhaltung, er begeht eine Sünde und belastet seinen Heiligen dafür, und das unglückliche Zugvieh, das den Segen empfangen hat, erhält weit mehr Schläge als die vierbeinigen nicht eingesegneten Ketzer in andern Ländern.

Diese ideale Schutzmacht, dieses Protektorat der Heiligen, dem das römische Volk mit Freuden anhängt, da jeder Heilige einen Festtag hat, schadet dem Ansehen der irdischen Obrigkeit. Wenn auch der heilige Trofimus, der protettore per la podagra, den wir schon neulich erwähnten, nicht die am Zipperlein Leidenden zum offenen Kampfe gegen die Obrigkeit anstacheln wird, so verleihen doch die Schutzpatrone den Gesunden eine gewisse Stärke und Kraft, durch die so mancher sich für schußfest hält und dem Arme der Gesetze trotzt. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß dieser Arm höchst schwächlich ist und keine Muskeln aufzuweisen hat, aber er wird hier noch mehr gelähmt,

da er gegen zwei Feinde, gegen den Missethäter und seinen Schutzpatron, zu kämpfen hat. Wie wundert sich hier der Berliner, welcher den Gensd'arm in der Brust trägt, wenn er eine Szene mit ansieht, wie wir sie erlebten. In der Via Montanara, wo der Gemüsemarkt abgehalten wird, nicht weit vom Tempel der Vesta, hatte sich ein Streit entsponnen zwischen einem Bauer und einem Gensd'armen; ein Volkshaufen sammelt sich, der Wortwechsel wird immer heftiger, endlich, nachdem die Kehlen ermüdet sind, gehen die Streitenden nach verschiedenen Richtungen auseinander. Der Bauer scheint aber kein Freund des Friedens zu sein. Er küßt den heiligen Isidorus, den Beschützer des Ackerbaues, dessen Amulet er am Halse trägt, nimmt plötzlich einen Stein und wirft seinen Gegner damit. Der Gensd'arm, dem das Wurfgeschoß vom klassischen Boden den Arm gestreift, läuft nicht seinem Gegner, sondern dem Steine nach, aber was thut er mit dem corpus delicti? Er wirft denselben Stein nach dem Bauer, der im Laufen sich vorsichtig bückt, als ob er schon diese Strafe erwartet hätte! Der verwegene Landmann verlacht noch die ungeschickte Obrigkeit, die sich jetzt nach der Niederlage ruhig aus dem Staube macht.

Wo bleiben da unsere Anschauungen vom Widerstand gegen Beamte im Dienst, von offner Widersetzlichkeit gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Wer

hat nun Recht, der Bauer, den sein persönlicher Schutzpatron zum Widerstand angefeuert hat, oder der Gensd'arm, der seine Pflicht thun wollte? In diesem Kampfe zwischen Kirche und Staat, wer ist da stärker, der Schutzpatron oder der Schutzmann? Und welche Gleichberechtigung zwischen den Streitenden? Nach unserer Anschauung steht der gesammte Staat und die bewaffnete Macht hinter der Polizei, die ein Organ der Verwaltung ist; in Rom wartet der exekutive Beamte nicht so lange. Er steigt von der Höhe seines Amtes herab und bekämpft den Frevler mit denselben Waffen, mit denen er ihn angegriffen. Welche Gleichberechtigung! Wo bleibt da die Büreaukratie, wo die Amtswürde!

Der Römer versteht es nicht, mit einem künstlichen Nimbus sich zu umgeben. Er ist zu sehr Naturkind, um dauernd eine Rolle zu spielen und sein Gesicht in bestimmte ehrerbietige Falten zu legen. Selbst die Priester machen hier keine fromme Miene oder tragen ihre geistliche Würde zur Schau. Sie sind keine Frömmler, sie zeigen offen die Schwächen aller anderen Menschenkinder, verkehren in den Kaffeehäusern, rauchen, spielen, reiten spazieren und sind gegen Damen die aufmerksamsten Kavaliere. In einem Staate, wo der Kriegsminister zugleich Geistlicher und Prälat ist, muß da nicht diese und jene Welt in der liebenswürdigsten Weise sich vermischen? Die transscendente

Welt wirft hier keine schwarzen Schatten in das Diesseits und der Faßbinder gebraucht die Cypressenzweige, die Sinnbilder der Wehmuth, zu einfachen Tonnenreifen. Die geistige Gesundheit und Frische ist ein Erbtheil der Römer, und die frommen Werke, die den Katholiken selig machen, erregen nicht so viele Skrupel, wie der fromme Glaube. Gespenster, Kobolde und böse Geister, wie sie in den Sagen des Nordens so häufig erscheinen, sind hier unbekannt und den Teufel kann sich Jeder austreiben lassen.

Der Materialismus hat in Rom's Mauern noch nicht sein Lager aufgeschlagen, der Bauch wird hier nicht gepflegt, und Arbeit und Genuß stehen nicht schroff einander gegenüber. „Der Römer hat einen höheren Charakter, ruft Ardinghello-Heinse aus, die Politiker mögen die menschlichen Ameisenhaufen preisen, sie müssen sich verkriechen vor der einfachen stillen Größe des Römers." So unzufrieden die Söhne der Wölfin mit den gegenwärtigen Zuständen sind, so stolz sind sie auf ihre Vergangenheit und dieses Gefühl giebt ihnen ein gewisses inneres Gleichgewicht, durch das sie über die Interessen des Tages emporgehoben, ein mehr nach innen gekehrtes Leben führen. Das nil admirari, das jeder Stein hier predigt, ist in das Blut des Römers übergegangen. Wenn Frau v. Staël ausruft L'on jouit à Rome d'une existence tout à la fois solitaire et animée que développe librement en nous mêmes

tout ce que le ciel y a mis! so heißt dies weiter nichts, als daß das Schnürleib der modischen Cultur hier den Geist noch nicht einenge. Der Berliner und der Norddeutsche, der mit seiner jugendlichen Geschichte ganz der Gegenwart angehört, fühlt dies am meisten; und Wilhelm von Humboldt, der der sandigen Mark entsprossen war, stimmt mit seiner französischen Freundin vollkommen überein. Er sagt: „Rom, hat wie keine andere Stadt, das Eigenthümliche, daß es nur mit vollkommen gesammeltem Gemüth, nur, indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setzt, empfunden und gefaßt werden kann."

Wo giebt es noch eine Stadt in der Welt, die dem denkenden Menschen eine höhere Weihe ertheilt, und wie winzig erscheint das intelligente Berlin, dessen Intelligenz nur innerhalb der Wände des Studierzimmers besteht? Die modernen Städte mit ihren öffentlichen Vergnügungen, ihren mannigfachen Lokalen, die zur Zerstreuung und Erheiterung dienen, haben neben diesen ihre Bibliotheken, ihre Museen, ihre Sammlungen von Kunstschätzen, wo sich der Geist wieder sammeln kann, man muß sich dann von der bunten Welt des Straßenlebens zurückziehen, wenn man sich selbst wieder finden will; in Rom liegt die Weisheit auf der Gasse und wird die Wahrheit von den Dächern gepredigt. Der Lärm des Tages verscheucht hier nicht die Geister der Vorzeit, die Geisterwelt ragt in die Gegen-

wart hinein und die Welt des Diesseits und des Jenseits feiern zu jeder Stunde ihre Vermählung in der erhebendsten Weise. In Berlin, Paris, Wien spielt der Fremde gewöhnlich die angenehme Rolle des Schmetterlings, er flattert von einer Blume zur anderen, saugt den Honig, und nimmt auf und lernt durch Sehen und Vergleichen; in Rom allein erhebt sich, wie in der Fabel der Alten, der Schmetterling zur Psyche, der Wanderer blickt mehr in sich als um sich und die unsichtbaren Dinge wirken noch mächtiger auf ihn, als die sichtbaren.

Rom ist die Stadt der Phantasie, Berlin die Stadt der Kritik. Ein kalter Kritiker sieht in der Umgebung von Rom, in der römischen Campagna, nichts als wellenförmiges, unfruchtbares Terrain, mit spärlichen, verfallenen Häusern, Hütten, Ruinen, ein ödes, baumloses Land, das von den langen Arkaden der Wasserleitungen durchschnitten ist, aber je länger er diese wüste Stätte betrachtet, desto mehr schwindet seine Kritik; die scheidende Sonne wirft ihre goldenen Strahlen auf dieses weite Grab, die umgebenden Berge erscheinen wie in einen durchsichtigen röthlichen Schleier gehüllt; der Zauber des Farbenspiels ergreift die Sinne und die geschäftige Phantasie tritt unwillkührlich an die Stelle der Kritik. Das nicht cultivirte Land erscheint vor unsern Augen in so verführerischen Reizen, wie sie das beste cultivirte nie besessen, und aus dem klugen

und kalten Denker wird ein poetischer Narr der Campagna.

Das ist die Metamorphose, die Rom aus seinen Gästen macht. Sie brechen mit ihrer eigenen Vergangenheit und sehen die Welt im neuen Lichte an. Der Franzose vergißt die kriegerischen Lorbeeren der großen Nation, der Engländer seine industriellen, der Brandenburger läßt das Gefühl über den Verstand triumphiren. Rahel sagt: „die Brandenburger lassen sich nichts weiß machen. Die große Ebene, nie eine Phantasie nährende Berg- oder See-Aussicht, die protestantische Religion, die kluge ökonomische Fürstenreihe, dies sind die Gründe, wesbalb keine Provinz weniger Narren hat.“ In Rom aber ändert sich die Sache. Der Brandenburger kann nicht bis zur Tiber die geistigen Privilígien seiner Heimath mitnehnem, die wunderbare Stadt macht aus dem nüchternen Menschen einen wunderlichen. Der preußische Staatsmann, der preußische Gesandte, von dem Görres sagte, daß er kalt und klar wie die Dezembersonne sei, Wilhelm v. Humboldt, er schreibt an seinen Freund Göthe so begeistert von der römischen Anarchie, wie es wohl nie ein preußischer Minister gewesen ist. Und Göthe citirt die hier folgenden Worte in seinem „Winkelmann:“ „Ich kenne,“ schreibt der preußische Gesandte, „nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt

machen wolle, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Kardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht."

Ungefähr um dieselbe Zeit, als der Kommandant von Berlin die warnenden Worte „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" den Berlinern zurief, pries der Vertreter der preußischen Krone in Rom die göttliche Anarchie. Wenn die Universitäten die Vorschulen unserer Staatsmänner sind, aber häufig durch ihre einseitige Richtung ihre universellen Zwecke vergessen und statt Menschen nur Fachmenschen bilden, könnte nicht Rom die beste Hochschule sein um jene schiefe Richtung zu vermeiden? Rom lehrt uns, daß es noch höhere Speisen giebt als diejenigen, die vom grünen Tisch servirt werden und daß die Actenbündel den Geist zusammenschnüren. Berlin sieht durch die Brille des Verstandes, Rom appellirt an das menschliche Herz.

## IX.

### Die Modelle und die Polizei. — Ein Modellball.

Seitdem Rom die materielle Weltherrschaft aufgegeben hat und in den Ruhestand getreten ist, treibt es nur noch die schönen Künste und diese sind es, welche der ewigen Stadt einen gewissen modernen Firniß verleihen. Wie es Universitätsstädte giebt, die ganz für die Bedürfnisse der Studenten eingerichtet sind, Handelsstädte, in denen der Kaufmann herrscht, so ist an der Tiber das Prinzipat auf die Künstler übergegangen und die Abbate's, die noch zu Goethe's Zeiten so mächtig waren, treten in den Hintergrund. Würden die Künstler, wie einst die Plebejer, Rom verlassen und in Verruf erklären, so hieße das der Beherrscherin der Christenheit den Lebensfaden abschneiden, und um die letzten Ueberreste des populus romanus wäre es geschehen. Wo ganze Straßen existiren, die mit Bildhauer- und Maler-Ateliers angefüllt und große Marmorblöcke gleichsam die Aushängeschilder der plastischen Künstler sind, da muß ein bedeutender Theil der Bevölkerung

im Dienste der Musen stehen, und fragt man nach einem bekannten „studio“, wie hier die Ateliers heißen, so erhält man weit eher genügende Auskunft, als wenn man einen hohen Würdenträger auskundschaften will. Während die Fremden sich nur wenige Wochen oder Monate aufhalten, werden die Künstler für längere Zeit einheimisch und nehmen Kräfte aller Art in Anspruch. — Zu dem unentbehrlichsten Material der Künstler gehören aber die lebendigen Vorbilder, die Modelle, die einen ganzen Stand, einen Staat im Staate bilden, der aus der Stadt, der Umgegend und dem Gebirge sich fortwährend neu rekrutirt. Den Modellen hat Rom noch den letzten Rest seiner Nationaltrachten zu verdanken, die sonst schon längst unter dem Niveau der modernen Trachten verschwunden wären, jetzt aber für Kostümbilder am passendsten zu verwenden sind. Schon um 8 Uhr des Morgens sieht man fingirte und pensionirte Räuber aus den Abruzzen, Hirten, Bauerburschen nach den Ateliers eilen, um dort irgend eine malerische Positur einzunehmen; die Mädchen und ihren künstlerischen Beruf erkennt man sogleich an der besonders sorgfältigen Toilette; das gefaltete Tuch, das den Kopf bedeckt, ist ganz frisch aus der Wäsche hervorgegangen; Knöpfe und Schnüre am Mieder sind wie neu aufgeputzt und den Hals ziert irgend ein Talisman oder eine Schaumünze. So ist „Marietta“ für den Glanz der Farben vollkommen

gerüstet; doch, da sie noch für ihre Tugend zu fürchten hat, so erfordert es der gute Ruf und der Anstand, daß eine „Tante" sie begleitet. Die Tante, ein Modell aus der Zeit des ancien regime, ist durch die lange Praxis in artistischen Leistungen wohl erfahren; sie weiß, welche Drapirungen für die Darstellung der „Tugend" erforderlich sind und welcher Faltenwurf für die Madonna am passendsten ist, sie kennt die Koiffüre der Magdalena so genau, wie das Schweißtuch der heiligen Veronika, und ist bei glücklichen Müttern und verliebten Töchtern um malerische Hülfsmittel niemals verlegen.

Unter dieser umsichtigen Leitung beginnt Marietta jeden Morgen ihre künstlerische Laufbahn, und man sieht sie schon in früher Stunde über den spanischen Platz nach der Via Margutta eilen, wo das Quartier der Künstler beginnt, das in enge winklige Gassen ausläuft. Unser Modell hat genau den Stundenplan inne. Die erste Stunde, wo die Toilette noch am frischesten ist, gehört dem glücklichen Landmädchen, welches mit klopfendem Herzen den Geliebten erwartet und nach ihm zu spähen scheint. Marietta tritt in das Atelier ein, der Künstler begrüßt die Jugend und das Alter auf's Freundlichste; die Tante erhält den Ehrenplatz auf dem wurmstichigen Fauteuil, der mit ihr an Alter und Runzeln wetteifert und sonst nur für Mäcene bestimmt ist. Marietta ist unterdeß hinter den grünen

Vorhang geschlüpft, der die eine Ecke des Zimmers abschließt; dort, wo die Garderobe des Künstlers und der lebenden Bilder ist, wirft sie einen prüfenden Blick in den Spiegel und tritt nach wenigen Augenblicken — denn die Schönheit ist immer mit sich zufrieden — auf den Schauplatz ihres Ruhmes. Doch ehe der Künstler die Palette ansetzt, zeigt er der Alten die Uhr, denn Maler wissen es wie die Dichter: die verlorene Stunde bringt keine Ewigkeit zurück. Sono le nove, sagt der Künstler oder, setzt er sich verbessernd hinzu, le sedici, denn für die Modelle wie für das Volk überhaupt, fängt der Tag mit dem Untergange der Sonne, mit dem Ave Maria an. Und Marietta muß ihr vollständiges Pensum bis siebzehn Uhr ausharren.

Aber wie schnell weiß sich die junge Römerin in ihre Aufgabe zu finden! Sie hat die schwierige Stellung der gespannten Erwartung. Die Hand an die Stirn gelegt, um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen und zugleich den Blick ihres Auges zu schärfen, soll sie nach dem Geliebten spähen. Und wirklich scheint ihr Herz zu klopfen, ihr Auge scheint mehr schmachtend als feurig, denn ein feuchter Schimmer mildert die Gluth und die stark gezeichneten Lippen sind fest geschlossen, um die angespannten Gesichtsmuskeln nicht erschlaffen zu lassen. Und doch Alles natürlich und ungezwungen! Eine Idylle in ihrer

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft tritt vor uns, und obgleich die Kunst nur den Moment fixiren kann, so zeigt uns doch die Phantasie, die an keine Zeit gebunden ist, eine inhaltreiche Perspektive. Hume vergleicht in seiner Abhandlung von den Leidenschaften die Seele mit einem Saiteninstrumente, auf dem die Schwingungen der angeschlagenen Töne nach geschehener Berührung noch fortbeben. Das wahre Kunstwerk, sei es in Worten oder Farben, geht weit über seinen Rahmen hinaus, und Marietta, obgleich sie nur eine optische Täuschung ist, läßt uns doch ihren industriellen Erwerb vergessen, und der schöne Schein eines einfachen Landmädchens, das das Glück der ersten Liebe empfindet, fesselt unsere Sinne. Und dabei wird geplaudert und gescherzt, und die Alte, die die sittliche Haltung des Modells zu überwachen hat, äußert auch über die künstlerische ihr höchstes Wohlgefallen. Am Schluß der Sitzung fällt Marietta selbst ihr Urtheil, und sie betrachtet ihren Kopf, der schon einige hundert Mal portraitirt worden ist; sie ist nicht ganz mit der Auffassung zufrieden, sie fühlt sich nicht getroffen und macht die graziöse Geste der Verneinung, indem sie den Zeigefinger dicht vor dem Kinn hin und her bewegt. Der Künstler tröstet sie damit, daß auch Rom nicht in einem Tag gebaut worden ist, und daß in der nächsten Sitzung ihre Schönheit im höchsten Glanze strahlen werde. Marietta nickt und lächelt und zeigt

den Schmelz ihrer Zähne, die unter der stark markirten, echt römischen Lippe wie Perlen hervorquellen. Und wer hätte dieses Lächeln nicht schon gesehen! Diese lachende Römerin ist eben so bekannt in Rom, Paris, Newyork, wie in London, Berlin und St. Petersburg. Gemalt, lithographirt, in Kupfer gestochen, photographirt, kein Monarch, kein Feldherr, keine geistige Größe ist so oft wiedergegeben und vervielfältigt worden wie dieses einfache Mädchen aus der Via Felice, das, wie sie selbst bekennt, nie über die Berge von Albano hinausgekommen ist. Daran erkennt man die Macht der Schönheit. Die Schönheit ist universell, sie trägt das glänzendste Diadem, vor dem alle Nationen sich beugen. Es ist ein wahres Glück, daß die römischen Modelle nicht den Aberglauben der Orientalen haben, daß jedes Bild dem Original seine Ruhe raube und nach seiner Seele verlange; sonst würde die lachende Marietta das unglücklichste Wesen der Welt sein und könnte, wie der ewige Jude, den Erdball durchwandern, ohne einen Ort zu finden, wo sie in Frieden ihre Tage beschließen könnte.

Aber die Stunde ist längst abgelaufen. Marietta tritt mit der Alten wieder hinter den Vorhang, bringt die Toilette in Ordnung und legt das bunte Tuch über den Arm, das sie für alle Arten Drapirungen immer mit sich führt. Die Alte kassirt den immer feststehenden Preis von 5 Paul, d. h. 20 Sgr. für jede Stunde

ein und Patron und Schützling empfehlen sich, nachdem sie die nächste Sitzung verabredet, dem Signore pittore. Da noch ein zweiter Künstler ihrer harrt, so müssen sie sich beeilen. Sie gehen schnell und züchtig über die Straße und Marietta kümmert sich nicht um die Blicke der Vorübergehenden, die ein Modell durch Schönheit und vorzugsweise durch die reinliche, sorgfältige Tracht immer erregt. — Sie treten auf einen Augenblick in die Kirche St. Carlo ein, bekreuzigen sich, tauchen die Hand in das geweihte Wasser und verrichten ein stilles Gebet. Man braucht in Rom nicht gesammelt zu sein, wenn man in eine Kirche eintritt, die Religion gehört dort zum Tagewerk und oft ist sie das einzige, immer füllt sie aber die Zwischenpausen aus und dient ebenso zur Erbauung wie zur Erholung. Nach dieser kurzen Andacht und nach wenigen Minuten finden wir Marietta schon wieder in voller Thätigkeit. Bei einem frommen Maler, der der Partei der Nazarener angehört, die nur biblische Stoffe für eine würdige Aufgabe der Kunst hält, muß sie noch 2 Stunden lang zu einer büßenden Magdalena sitzen. Wie einst Canova sein berühmtes Modell die Morbidezza selbst koiffirte und ihre Flechten nach den Vorbildern der griechischen Statuen ordnete, so muß auch die neue Magdalena ihr Haar ganz nach Vorschrift des Künstlers auflösen und er legt es selbst über die Schläfen in akademische Linien, um kein Haar breit von den

alten Meistern abzuweichen. Und Marietta sieht wirklich so vergrämt und abgehärmt aus, als ob sie alle sieben Todsünden begangen und mit dem Leben abgeschlossen hätte. Sie wird erst am Schluß wieder heiter, nachdem ihr der Künstler das Honorar eingehändigt und sie stürzt nun mit der Alten schnell die steile Treppe hinunter, um sich in einer Osterie oder beim Friggitore, dem Restaurant des Volks, von den Strapazen des Tages zu erholen.

Wir haben hier ein Modell erster Klasse nach dem Leben gezeichnet; nicht alle sind so gesucht und so kostbar und es findet unter Frauen und Männern, je nach der Schönheit und dem Ausdrucke ihrer Züge, eine strenge hierarchische Gliederung statt. Wir sahen oft Gott Vater, den olympischen Zeus, die keusche Diana, den Hirtengott Pan, ja ganze heilige Familien auf der spanischen Treppe und sie warteten getrost auf Verehrer. Die spanische Treppe ist die Börse der untergeordneten Modelle, die hier in malerischen Gruppen nachlässig auf den Stufen sitzen und in der wärmenden Sonne ihre Glieder ausstrecken. Das Modell des dolce far niente ist hier in allen Altersstufen zu finden; die Sammetjacke, der breitkrämpige Hut, Beinkleider von Ziegenfell, Sandalen, und der Hirt aus der Kampagna ist fertig. Gewöhnlich hat er seine ganze Familie bei sich, die wohl fähig ist, ein figurenreiches Genrebild auszufüllen. Diese kleinen Pifferaris, mit ihren langen

braunen Haaren und rothen Backen, die so lebensfroh in die Welt hinaussehen, deren dunkle, von langen Wimpern umsäumte Augen wie durchsichtige Krystalle glänzen, das sind die Nachkommen von Vernet's, von Robert's, von Polak's Hirtenknaben, die wie Marietta die Welt durchwanderten. Eine französische Malerin, die eben erst in Rom angekommen war und zum ersten Mal die spanische Treppe sah, wurde durch einen dieser Pifferaris so erschreckt, daß wenn er nicht noch Kind gewesen wäre, sie am hellen Tage die Flucht ergriffen hätte. Der Knabe stürzte auf sie zu, küßte ihr die Hand, und wußte sich vor Freude gar nicht zu lassen. Er rief fortwährend Signora, Eccellenza, conosco da vero; da erinnerte sie sich denn, daß sie im vorigen Jahre schon den kleinen Kampagnolen in Couture's Atelier gemalt hatte. Seit kurzer Zeit nämlich sind die römischen Modellväter so industriell geworden, daß sie, was für einen Italiener sehr viel sagen will, von der geliebten Heimath sich losreißen und mit Frau und Kind bis nach Paris gehen, wo sie in den Ateliers sehr gesuchte Artikel sind und glänzend bezahlt werden. Sie, die sonst nur in effigie hingen, zeigen sich jetzt in eigener Person, und in dem Künstlerviertel von Paris sieht das erstaunte Volk oft Hirten ohne Heerde wandern, die mit ihrem naturwüchsigen Kostüm und dem mächtigen Gebirgsstock in der modischen Stadt wie biblische Gestalten erscheinen. Man sieht, daß,

wenn schon die Modelle, die aus den untersten Schichten stammen, Kunstreisen antreten und spekuliren, die Einfachheit der Sitten auch in diesen Kreisen immer mehr und mehr schwindet. Zu Vernet's Zeiten standen noch wirkliche Räuber, und das Modell, das so naiv war, einem Künstler zu sagen: „Ihr habt für mein Bild 100 Skudi empfangen und mir habt Ihr nur zehn gegeben", ist längst schlafen gegangen.

So sehr auch die Modelle dem Künstler nöthig sind, so haben sie doch auch ihre künstlerische Schattenseite. Sie machen aus dem Künstler einen treuen Kopisten und ersticken, indem sie mit dem akademischen Apparat so gut Bescheid wissen, die schöpferische Idee. Das Portrait, das auf einer geistigen Auffassung beruhen soll, sinkt dadurch oft zum Daguerreotyp herab und aus dem Genrebilde, das frisch aus dem Leben gegriffen sein muß, blickt uns das stundenweis bezahlte, oft ermüdete Modell an. Es sind unter den Malern nur sehr wenige Künstler, die sich von den stehenden Vorbildern so emanzipirt haben, daß ihre eigene schöpferische Phantasie nicht darunter leidet, es sind nur so wenige, daß eines Tages, im Februar 1856, die plötzlich fehlenden Modelle einen sehr komischen Auftritt herbeiführten. Eines schönen Morgens war die spanische Treppe ganz entvölkert, keine Götter, keine Jungfrauen, keine Laster, keine Tugenden, keine Bettler, nicht einmal die stets kauende Entsagung und der

lebensmüde Greis waren zu finden. Die Künstler waren im höchsten Grade erschrocken, zu der festgesetzten Stunde erschien kein lebendes Bild, sie stürzten aufgeregt auf die Straße — alle Sammelplätze der Statisten leer. Da verbreitete es sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt, daß der Polizeidirektor Monsignore Matteucci sämmtliche männliche und weibliche Ideale, weil viele von ihnen auch die Sicherheit des Eigenthums für ein hohles Ideal hielten, in der vergangenen Nacht verhaftet habe und sie, so weit sie nicht ortsangehörig, per Schub aus der Stadt bringen lassen. Hier war Gefahr im Verzuge; Gruppen von Künstlern bildeten sich auf den Plätzen und in den Kaffeehäusern, man delibirirte in allen Sprachen; da trat Frankreich, wie immer, an die Spitze der Bewegung. Denn schon Lamartine sagt in seiner Geschichte der Girondisten: „wenn Gott einen großen Gedanken auf Erden durchführen will, so legt er ihn in den Kopf eines Franzosen.“ Die französische Maler-Akademie unter der Führung ihres Direktors, des berühmten Historienmalers Schnetz, entwarf sofort eine Petition, die durch die Menge von Unterschriften den bedrohlichen Charakter einer Monstrepetition annahm. Es hieß in ihr wörtlich, daß wenn die Modelle nicht sofort ihrer Haft entlassen würden und ihrem gewohnten Berufe sich hingeben könnten, die Kunst ihrem Untergange geweiht sei (l'arte perisce). Es war dann

weiter gefolgert, daß weil Rom eine Kunststadt sei, und nur deshalb von den vielen Fremden besucht würde, die den größten Theil seiner Bewohner ernähren, mit dem Untergange der Kunst zugleich auch der Untergang Roms bevorstände. Bewaffnet mit dieser welthistorischen Petition und gefolgt von einer Künstlerschaar, zog ein Franzose, der des Italienischen vollkommen mächtig war, vor das Polizeigebäude, den Monte Citorio, und begehrte Einlaß beim Governatore, dem Polizeidirektor. Monsignore Matteucci war in der höchsten Bedrängniß; der Prälat fühlte die ganze Bedeutung dieses Augenblicks. Er unterhandelte nicht persönlich mit den Insurgenten, sondern ließ ihnen durch einen polizeilichen Laienbruder sagen, daß er in zwei Stunden eine Deputation, die aber nur aus drei Mann bestehen dürfe, empfangen wollte, daß sie aber alle ohne Stock, senza bastone, erscheinen müßten. Man sieht, welche furchtbare Gedanken an Real-Injurien und Attentate schon das Gehirn des Prälaten erhitzten. Zur festgesetzten Stunde erschienen die Herren und der Polizeidirektor in seiner geistlichen Tracht eröffnete ihnen, nachdem sie ihre Petition vorgelesen, daß er sich sehr wundere, wie friedliebende, gebildete Künstler einen im Interesse der allgemeinen Sicherheit erlassenen Beschluß durch drohende Aufzüge rückgängig machen wollen. Es wurde ihm darauf erwiedert, daß die Drohungen mehr in seinem Kopfe, als in der

Wirklichkeit vorhanden wären, und daß es ihnen nie einfalle, die Autorität im Kirchenstaate zu erschüttern, daß sie aber als Künstler unmöglich ohne Modelle leben könnten, welche gleichsam das Brod der Phantasie bei ihnen seien. Bei diesem auf die Spitze getriebenen Kampf zwischen den Musen und der Polizei entschied endlich der Monsignore, daß er diesmal wolle Gnade für Recht ergehen lassen und die Modelle noch heute in Freiheit setzen. Die Künstler empfahlen sich und noch am späten Abend hatte Rom seine Götter, seine Engel, seine Jungfrauen, seine Räuber, seine Bettler wieder, und die Unschuld und die Demuth, die Entsagung und das Vaterland gingen wieder ungestört ihrem lukrativen Erwerbe nach. Nur ein sehr beliebtes und sehr schönes Modell gerieth wieder in neue Gefahr. Kaum der Haft entlassen, ward die junge Dame von ihrem eignen, vagabondirenden Gatten der Desertion, der Untreue und einiger andrer Verbrechen angeklagt. Schon waren ihr die Häscher wieder auf die Spur und hofften diesmal ein reiches Lösegeld; da bekam das geängstigte Wild eine Ahnung oder einen liebreichen Wink und flüchtete spornstreichs, aber nicht etwa über die Grenze, nein, in einen der schönsten Paläste, in die französische Akademie. Die französische Akademie ist eins der vielen Asyle, über die die Polizei keine Gewalt hat; dort lebte der Liebling der Grazien acht Tage lang in einem Taubenschlag und schmachtete und

girrte, bis die Luft wieder rein geworden war und die Musen nicht mehr von der barbarischen Sittenpolizei verfolgt wurden.

Bei der großen Zahl von Modellen giebt es auch solche, die nicht mit dem Künstler direkt einen Pakt abschließen, sondern von dem Unternehmer einer Akademie engagirt worden sind, um hier vor einer großen Künstlerversammlung irgend eine malerische Attitüde einzunehmen. Berühmte Modelle stehen an der Spitze dieser Akademien und sorgen immer für neue Bilder. Diese nicht sehr eleganten Aktsäle füllen sich erst des Abends; zwanzig bis dreißig Maler, die hier in einem Halbkreis an Pulten sitzen, zeichnen treu nach der Natur das auf einer Erhöhung stehende Vorbild, das von oben beleuchtet regungslos wie eine Statue uns anblickt. Nackte Modelle stellen sich hier nicht zur Schau, wenigstens keine Frauen. Die Frauen sind größtentheils nur alternde Engel, deren Reize das Tageslicht scheuen, die aber von früheren Zeiten ein solches Beharrungsvermögen und eine solche Ausdauer erlangt haben, daß sie für Gewandfiguren sehr zweckmäßig zu gebrauchen sind. Für das Studium des Faltenwurfs sind diese ausgedienten Invaliden der Schönheit sehr passend, da die Falten im Gesicht nicht in Betracht kommen. Wie Nonnen den Schleier tragen, keusche Vestalinnen ihr Antlitz verhüllen, römische Feldherren ihre Toga umwerfen, der allmächtige Kaiser mit dem

Purpur sich umgiebt, das wird hier von strebsamen Künstlern sogleich aufs Papier gebracht und kein Schauspieler kann sich rühmen, Stunden lang mit solcher Aufmerksamkeit beobachtet worden zu sein. Was Napoleon von Talma lernte, die Majestät zu repräsentiren, das lernen hier Maler und Bildhauer von einem Vorbild, das an Festigkeit im Auftreten mit den berühmtesten historischen Größen wetteifern kann. Interessant war es, hierbei den deutschen Aquarellmaler Haag zu beobachten. Er, der auf der Pariser Ausstellung den Engländern den Lorbeer der water colours streitig gemacht hatte, warf die ganze Figur gleich mit allen Farben aufs Papier, und diese drastischen und lebendigen Aquarellbilder, diese Räuber, Fischer, Bäuerinnen, Nonnen wurden sehr gesucht und mit sehr hohen Preisen bezahlt.

Da das römische Volk in jeder Beziehung eins der genügsamsten ist und nicht, wie in andern Hauptstädten tägliche Bälle, Konzerte und öffentliche Vergnügungen kennt, so konzentriren sich nur in der kurzen Zeit des Karneval seine winterlichen Freuden. Dann fallen auch die Modelle aus der Rolle, und eine berühmte Notabilität, Nicola, der sich durch seinen herkulischen Körperbau auszeichnet und schon tausendmal Glied für Glied gezeichnet worden ist, veranstaltet dann in seiner Akademie den ebenso in der Künstlerwelt berühmten wie an sich originellen „Modellball". Wir sind wieder in einem jener nur nachlässig getünchten Zimmer, die

durch Beleuchtung, Plafond, Stühle und Fußboden so recht die naturwüchsige Einfachheit des römischen Volks bekunden. Keine Gassonnen, keine Spiegel, keine Goldleisten, nichts was auf einen Ballsaal deutet — und doch hat Signor Nicola diesmal schon das Aeußerste gethan, indem er die Wände mit Blumen-Guirlanden dekoriren und einen umfangreichen Kronleuchter die Scene beleuchten läßt. Drei oder vier Musiker spielen die Mandoline, von den Tanzenden hat einer das Tambourin und die Zuschauer sitzen oder stehen umher, die meisten auf der Erhöhung, die sonst den Modellen zur Entfaltung ihrer künstlerischen Leistungen dient. Ein maitre de plaisir, der die Ordnung aufrecht erhält, ist bei diesem Dutzend Paare nicht nöthig; überdies sind die Römer an allen öffentlichen Orten sich selbst das beste Gesetz, ihr natürlicher Takt hält sie stets in den Grenzen des Anstandes und bedarf keiner Bevormundung. Man sieht es den tanzenden Paaren an, die alle in der geschmackvollen Nationaltracht erschienen sind, welche reine Freude und Seligkeit sie erfüllt; sie tanzen nicht so kalt und nachlässig wie die Nordländer, schon weil der lang entbehrte Genuß das heiße Blut mehr in Wallung bringt. Die Rhythmen der Musik scheinen die Pulsschläge ihres Herzens zu sein. Ihr piano und forte, crescendo und decrescendo drückt sich in allen Bewegungen aus und jedes Paar erscheint selbstständig auf dem Schauplatz, von keinem

anderen gehindert. Die Italiener scheinen den Massentanz nicht zu lieben, sowohl die Tatantella, wie der Saltarello und die Jardiniera werden nur von einem Paare ausführt, das ein vollständiges Liebesdrama darstellt, von der ersten schüchternen Begegnung, durch die Gefahren der muthigen Verfolgung bis zur glücklichen Eroberung. Und ein Paar nach dem andern wiederholt dies Drama, in dem nicht allein die Füße, sondern jegliche Fiber wie elektrisirt erscheint und das bunteste Feuer der Leidenschaft vor unsern Augen vorüberzieht. Aber selbst in der wildesten Gluth verläßt nie die Grazie ihre Lieblinge, die Grenzen der Schönheit werden nie überschritten und die Anmuth schürt und dämpft den lodernden Brand. Das ist der glücklichste Tag der Modelle, an dem sie im schönsten Schmuck ihre Künste vor einer großen Versammlung entfalten, während sie sonst nur an das einsame Studirzimmer gebannt sind, um dann nicht durch sich selbst, sondern nur durch ihr Bild einen oft zweifelhaften Ruhm einzuernten. Nur bis zum deutschen Walzer haben es die Modelle noch nicht gebracht.

Die Italiener lieben es überhaupt nicht, sich auf gleichmäßigen Rythmen zu wiegen wie eine Barke auf stillem See; es muß auch in ihren Tänzen Ebbe und Fluth sein, ein Höhenpunkt und ein Niedergang, und die Takte scheinen ihnen die angenehmsten, wo sie, wie auf empörtem Meere, mit den aufgeregten Tonwellen

kämpfen. Hier, wo man die Koryphäen der schönsten Urbilder beisammen sieht und sie gleichsam den Wettkampf der Grazie eingehen, da zeigt es sich, wie schwer es ist, den Netzen dieser Sirenen zu widerstehen. Filomela fesselte wirklich in diesem Winter einen Nordländer, einen Russen so gewaltig, daß er sie heirathete; Teresa und Giacinta, die Modelle für glückliche Landmädchen haben auch ihr Schäfchen oder ihr Schaf ins Trockene gebracht; nur allein der unglückliche Francesco, einer der schönsten Jünglinge fiel als ein Opfer der fremdländischen Intriguen. Seine Eifersucht gegen einen forestiere riß ihn so weit hin, daß er nicht diesen, sondern seine Geliebte auf offener Straße mordete, und der Unglückliche, der, achtzehn Jahr alt, bisher nur die schönsten jugendlichen Götter darstellte, ist jetzt mit schweren Ketten belastet und büßt seine Frevelthat auf den Galeeren von Civita-Vecchia. So oft wir auf der Berliner Ausstellung den Sußmann'schen Faun sahen, dieses meisterhafte Werk der Skulptur, da dachten wir daran, daß dieser Unglückliche, der seine schönen Züge und Formen darin verherrlicht sah, jetzt alltäglich zur schwersten, erniedrigendsten Arbeit unter Stockschlägen sich hergeben muß. Vom Piedestal eines Gottes bis zu römischen Galeeren herabzusteigen — in diesem Lebensschicksal liegt ein ganzer Roman enthalten und Wahrheit und Dichtung zeigen hier in erschreckender Weise, welch' furchtbare Kluft sie trennt.

Wir haben die Modelle durch ihre künstlerischen und sozialen Phasen begleitet, es bleibt uns nur noch zu fragen übrig: inwiefern grade die Italiener und vorzugsweise die Römer die Fähigkeit haben, sich in alle Rollen zu schicken, die dem Künstler zum Vorwurf dienen. George Sand schildert in ihrem „Teverino“ einen Italiener, der es darin bis zur höchsten Fertigkeit gebracht hatte; er konnte allein durch seine verschiedenen Stellungen ohne Kostümwechsel die charakteristische Auffassung der berühmtesten Meister so treu wiedergeben, daß man sie fast am Spiel der Muskeln erkennen konnte. „Voulez-vous du Raphael, du Michel-Ange, ou du Phidias?“ — so fragt Teverino seinen Bewunderer und im Augenblicke nahm er die bezeichnendsten Posituren an. — So kunstverständige Modelle mögen zwar nur in Romanen zu finden sein, aber wenn wir einmal unsern Bauern oder Schafhirten oder Dienstmädchen zumutheten, einen Räuber, einen Feldherrn, einen Apoll, einen Kaiser, einen Engel darzustellen, so würden sie selbst bei sehr guter Bezahlung gar keinen Begriff von ihrer Rolle haben, und selbst wenn sie sie begriffen, sie nicht festzuhalten vermögen. Woher nun diese richtige Empfindung der Italiener? Es liegt nicht allein in dem Anschauen der zahlreichen Kunstwerke, welche Plätze und Kirchen schmücken, und den Sinn für schöne Formen bilden; es liegt in dem Charakter der Nation, der die Natur

die glücklichsten Mittel zur Repräsentation verliehen hat. — Während im Norden der Mensch unter dem schweren Druck der Arbeit seufzt, der auch sein Aeußeres entstellt, und alle Gesichter der schwer arbeitenden Klassen verrosteten Medaillen gleichen, welche die Umschrift haben: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod genießen", hat ein glücklicher Himmelsstrich dem Italiener Flügel verliehen, die ihn über den Schlamm der Erde emporheben. Der Italiener geht nicht ganz in seinem Stand auf und es ist schwer, in Rom den Handwerker an seinen Bewegungen oder Geberden zu erkennen. Wie der Herr so der Diener — dies Sprüchwort trifft hier in so vollem Maaße zu, daß der Diener kaum vom Herrn zu unterscheiden ist. Der Römer sagt daher nicht, ich bin Schneider, Kellner, sondern ich mache den Schneider, faccio sartore; sein eigentliches Sein wird durch die Beschäftigung nicht beeinträchtigt. Wilhelm v. Humboldt schreibt einmal an Schiller: „Die italienische Nation muß neben aller Kultur sehr viel ursprüngliche, natürliche Menschheit haben und formloser sein, als irgend eine andere Nation." Sollte diese Formlosigkeit wohl die Ursache sein, weshalb der Römer so leicht verschiedene Formen annehmen kann? Hätten sie eine so gesunde politische Entwickelung, wie sie eine körperliche haben, so könnten sie allen anderen Nationen in jeder Beziehung zum Modell dienen. So aber müssen sie

sich damit begnügen, die Götter der vergangenen Zeit zu machen; die Götter der Neuzeit, Industrie, Wohlstand, Bildung, Eigenthum und die Freiheit als das Mittel für diese nur durch Arbeit zu gewinnenden Schätze verlangen unbedingte Hingebung, Geist- und Leibeigenschaft und Menschenopfer unerhört. „Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein." — Von dieser düstern Lebensanschauung weiß aber der Römer nichts; der Sonnenschein und der blaue Himmel machen ihm seine eigene Person so lieb und er schlägt weit lieber einen Andern todt als sich selbst. Der süße Reiz des dolce far niente läßt ihn niemals zur einseitigen Maschine herabsinken, er sagt wie seine Vorfahren, daß dem wahren Menschen nichts Menschliches fremd sein darf und er macht aus Allem „Figur", wie Gregorovius diesen Charakterzug so treffend benennt. Die wahre „Figur" ist aber die Einheit zwischen Leib und Seele, die glückliche Harmonie, welche Humboldt dem italienischen Volke, „diesem zurückgebliebenen Schatten der Alten", vorzugsweise vindizirt und die den Menschen mit der sichtbaren Glorie des göttlichen Ebenbildes erscheinen läßt. Rom hat die Weltherrschaft aufgeben müssen, aber die römischen Modelle, diese Normalmenschen werden ewig die Welt beherrschen.

---

## X.

### Römische Spiele.

Als die Göttin Fortuna ihre große Reise durch die Welt machte, kam sie auch an die Ufer der Tiber und flog auf den palatinischen Hügel. Obgleich damals das Land noch wenig bebaut und bevölkert war, gefiel es ihr dort so gut, daß sie sogleich ihre Flügel ablegte, sich dauernd niederließ und an den Schicksalen und der Entwickelung Roms den innigsten Antheil nahm. So erzählt die Sage und die alten römischen Bildhauer gehorchten so stolz wie freudig dem schönen Mythus und stellten die Göttin des Glückes immer ohne Flügel und ohne Kugel dar, um dadurch ihre stete Gegenwart in der ewigen Stadt anzudeuten. — Auch die heutigen Römer glauben noch wie ihre Voreltern, daß Fortuna ihre Freizügigkeit aufgegeben, daß das Glück in ein Füllhorn sich umgewandelt und allwöchentlich seine Gaben ausstreue. Wir sagen allwöchentlich, weil die römische Regierung, die geistliche Regierung, in jeder Woche diesen Glauben neu belebt

und dies an jedem Sonnabend die Glücksgöttin in Gestalt eines Nummern und Gewinne ziehenden Waisenknaben auf dem Balkon des Finanzministeriums dem Volke zeigt. Daß Lotterien verderblich sind, und nur Armuth, nicht Wohlstand erzeugen, weiß Jeder, indem sie nur Blüthen gleichen, die an Fäden angebunden sind, daß aber keine verderblicher ist, als die alte Zahlenlotterie, bei der durch die geringen Einsätze der Aermste gerade am meisten geplündert wird, ist eine so ausgemachte Wahrheit, daß die ganze Welt daran glaubt, mit Ausnahme des gläubigen Rom und des gläubigen Neapel. Man denke sich, was es heißt, wenn in jeder Woche dem Armen, welcher am meisten leichtgläubig ist, weil er am meisten hofft, die Versuchung es zuraunt, daß er jetzt am Wendepunkte seines Schicksals stehe, daß ein Opfer von wenigen Groschen ihn zum glücklichsten Menschen mache und daß sein lang gehegter Traum jetzt eine Wahrheit werde. Ist es da ein Wunder, daß die Lotteriebüreaux, die bis spät in die Nacht geöffnet sind, fortwährend gefüllt sind und daß das Lotto als eine Haupteinnahme im Kirchenstaat, nach Abzug aller Kosten fast noch eine Million Thaler beträgt? Und wo giebt es eine widerlichere Scene, als wenn man sieht, wie das Glücksspiel den Segen der Kirche empfängt und durch die Assistenz eines Prälaten im vollen Orna wie eine religiöse Ceremonie erscheint?

Alle diese wunderlichen Erscheinungen, die längst in anderen Staaten abgethan sind, oder wenigstens mildere Formen angenommen haben, blühen noch in Rom, und während der vorsichtige Staat keinen Schritt wagt, ohne den Boden zu prüfen, betet die Kirche statt des ewigen Gottes den glücklichen Zufall an und das „Wagen gewinnt" wird ihr Motto. Ja die Kirche muß sich der Lotterie unterordnen, die ewigen Loose den zeitlichen, und während alle anderen Händler ihre Läden am heiligen Sonntage schließen müssen, steht der Lotteriehändler über dem Gesetz, und die Pforten, die zum Tempel der Fortuna führen, sind noch weiter geöffnet als die Gnadenpforten der Kirche. Wo so viele sind, die nichts zu verlieren haben, und die Versuchung so groß, bilden natürlich die Glücksritter eine große Gemeinschaft und wer am Ziehungstage den Platz vor dem Finanzministerium, die Piazza Madama, passirt, der kann hier die systematische Verdummung und Ausbeutung mit Händen greifen. Männer, Weiber, Kinder mit Lotteriezetteln in der Hand füllen den Platz, und können kaum die zwölfte Stunde erwarten, wo der Segen der Kirche von oben über sie herabkommen wird. Sie unterhalten sich über ihre Träume, Wetterereignisse, Unglücksfälle, denn alle diese zufälligen Erscheinungen sind in den Kalender- und Prophezeihungsbüchern, die vom Staate als fromme Lektüre anerkannt und auch in den privilegirten Bü-

reaux verkauft werden, als göttliche Fingerzeiger gedeutet und nach kabbalistischer Art in Zahlen übersetzt. Endlich erscheint auf dem Balkon der lang ersehnte Waisenknabe im weißen Chorrock; ein Prälat im violetten Amtskleid begleitet ihn, Sekretäre und Kanzleidiener stellen sich in zweiter Linie auf. Unter Trompetenschall, der aus den Zimmern ertönt, schlägt der Waisenknabe das Kreuz, als wäre hier eine heilige Handlung und nimmt nun die Nummern aus der vor ihm stehenden Urne. Ein Diener mit weit tragender Lunge ruft sie aus, noch ist kein Treffer erschienen, da scheint die erste Ambe einen Glücklichen gefunden zu haben. Man hört ein Schreien und Toben von einem Kerl, der in heftigster Weise gestikulirt und seine beiden Nummern triumphirend den Umstehenden zeigt; aber der arme Schelm, dessen Gesicht ebensoviel Falten und Kniffe hatte, wie sein Hut, er muß mit der Kenntniß der Zahlen nicht hinlänglich bewandert gewesen sein, entweder sein Auge oder sein Ohr hat ihn getäuscht, genug die 150 Skudi, die er schon in seiner Tasche sah, sie waren durch die Grausamkeit einer bösen Sieben, die mit einer Eins eine verführerische Aehnlichkeit hatte, spurlos vernichtet. Der unglückliche Familienvater, von der Höhe seiner Triumphe so unbarmherzig herabgestürzt, läßt einen Fluch nach dem andern hören, verwünscht Haus, Familie, Vaterland, Regierung, Pfaffen, und entfernt sich spornstreichs, noch

immer mit den Händen nach oben drohend, kaum seiner Sinne mächtig.

Solche Scenen, die die Bestialität im höchsten Grade offenbaren und ihre schuldigen Anstifter im schwärzesten Lichte erscheinen lassen, wiederholen sich während der ganzen Stunde, die die Ziehung dauert. Die Urne mit den 90 Nummern ist entleert; sie war die Büchse der Pandora. Wie viel Trauer, Elend, Verzweiflung mag sie in Rom's Mauern verbreitet haben, denn selbst die wenigen Glücklichen werden da gewöhnlich nach dem Sprüchwort: so zerronnen, wie gewonnen, die Opfer einer unersättlichen Habsucht. Und dieses Gift wird unter den Augen des Statthalters Christi und mit einer besonderen Approbation alle acht Tage ausgestreut und die Verluste und die Thränen des Volkes füllen den Seckel des Finanzministers. Die moralische Versumpfung, die hierdurch erzeugt wird, ist nicht zu berechnen, und steckte im Italiener nicht eine solche Fülle von Humanität und Noblesse, die Lotterie allein könnt ihn völlig verwildern lassen.

Die deutschen Lotterien und Spielhöllen sind zwar auch ein Krebsschaden, der so bösartiger Natur ist, daß selbst Herr Stahl in dem preußischen Herrenhause das Frankfurter Volksparlament zum erstenmal nach 10 Jahren lobte, weil es beiden den Krieg erklärte, aber, was die Demoralisation betrifft, so trägt doch die italienische Zahlenlotterie den Preis davon.

Sie wendet sich vorzugsweise an die Mühseligen und Beladenen und stachelt durch die kurzen Pausen immer von Neuem die Leidenschaften an. Und nun noch der Prälat, der Geistliche neben dem Glücksrade! Kann man Himmel und Hölle besser versinnlichen? Um diese Scene, diese Volksbeglückungsmethode bildlich darzustellen, sollte man, wie Adolf Stahr treffend vorschlägt, einen Marsyas malen, der einen Apoll schindet. Im Norden würde selbst das Glücksspiel kein solches Unheil anrichten wie hier. Der Italiener aber neigt weit mehr dazu, sein Glück durch einen Wurf zu gewinnen, als der Deutsche, der besonnener und ruhiger ist und mehr überlegt, ehe er in die Tasche greift. Der Italiener ist kein Freund der langsamen Arbeit oder der großen Spekulation, welche mit dem Verstande berechnet sein will. Das Glücksrad macht das bei weitem bequemer und schneller und der Zufall schmeichelt der Phantasie weit mehr, als das trockene Rechenexempel. Oft sieht man hier Bauern, die Truthähne oder Enten vor sich hertreiben. Sie gehen von Haus zu Haus, wie Hausirer, welche von Handel und Wandel leben, und Jeder glaubt, daß sie, wie jeder Händler, ihre fette Waare anbieten. Erst wer genau zusieht, der wird gewahr, daß der denkende Landmann dasselbe Geschäft betreibt, wie die Regierung, und der Hirt seine Heerde verspielt. Würde eine deutsche Hausfrau auf diesem hier nicht ungewöhnlichen Wege eine

Ente zu gewinnen suchen, und den Sonntagsbraten dem Spiele des Zufalls anvertrauen? Eine Lotterie mit gefährlichen Nieten auf der einen Seite und eine Ambe mit schnatternden Enten auf der andern? Der deutschen Hausfrau sind die Flügel der Phantasie nicht so groß gewachsen, um bis zum eßbaren Geflügel zu reichen, der Italiener aber — denn er besorgt größtentheils selbst diese Einkäufe — er glaubt immer der Auserkorene zu sein, der eben so schnell Herzen, wie Amben und Enten gewinnt.

Der Aberglaube, dieser Auswuchs der Phantasie, ist beim Glücksspiel das mächtigste Vehikel, und eine Regierung, die das Spiel gestattet, erzieht zugleich den Aberglauben. Der Glaube befördert die Seligkeit im Jenseits, der Aberglaube im Diesseits. Ein eifriger Spieler fehlt in Rom bei keiner Hinrichtung, und das will viel sagen. Er zählt dann die Zahl der Blutstropfen, mit denen der Boden benetzt ist, und spielt die Summe am nächsten Sonnabend. Ist der Thor durch das Blut eines Verbrechers nicht hienieden selig geworden, so besucht er das Irrenhaus, und den unglücklichen Wahnsinnigen, denen vielleicht die Lotterie den Verstand geraubt hat, macht er so lange Zeichen, bis sie ihm durch die vergitterten Fenster irgend etwas Zahlähnliches zeigen oder zurufen. Hilft auch dieses nicht, so ist das letzte Mittel die Bettelei, und der Bettler gesteht ganz offen, wozu er dieses Mal das

Almosen benutzen wird, und oft macht der edle Geber, eben so abergläubisch, noch ein Kompagniegeschäft mit dem Glücksritter und beide träumen sich glücklich bis zur entscheidenden Stunde am Sonnabende. Jean Paul sagt einmal: „Ich knirsche die Zähne über die gewinnsüchtigen Heuchler, die Menschen, welche bei ihren Lotteriedevisen Gott wie einen Fürsten zu Gevatter bitten, damit er ihnen ehrenhalber ein Pathengeld in die Windeln schiebe." Wenn nach Pythagoras die Zahl der Urquell aller Dinge ist, so sind die heutigen Römer auch Pythagoräer. Was ihnen in die Augen fällt oder vor den Ohren summt, das übersetzen sie wie die Mnemotechniker in Zahlen. Das Summen bedeutet hier wirklich Summen wie auf der Pariser Börse. Es wird erzählt, daß als einst Feuer in dem Quirinal, dem Palast des Papstes, war, die „prenditorii per il loto", die Lotterieläden, so belagert waren, daß fast ein Aufstand entstanden wäre, und kein Mittel übrig blieb, als die Läden zu schließen. Jeder wollte die Nummer haben, die Feuer beim Papst bedeutet, und Jeder wollte der erste Glückliche sein. — Ein befreundeter Künstler theilte uns mit, er habe einst das Unglück gehabt, die Treppe von seiner Wohnung herunter zu fallen und sich dabei zwei Zähne auszuschlagen. Seine sonst sehr aufmerksame Wirthin fragte, ehe sie dem Leidenden Beistand leistet, wieviel Zähne er verloren, zählt die Zahl der Stufen, multiplizirt

Zähne, Stufen und Datum und schickt sofort in das nächste Lotteriebüreau, um so schnell wie möglich das Facit der Rechnung, die geheimnißvolle Glücksnummer zu erhalten. Alle Publikationen, die der Regierung sowohl, wie die von Privatleuten gehen mit großer Langsamkeit vor sich; die Buchdruckerkunst hat noch immer ein Bleigewicht und die Schreibkunst ist nicht übermäßig verbreitet. Die Bekanntmachungen aber der Lotterie durchfliegen mit elektrischer Schnelligkeit die Straßen und in einer Stunde weiß man auf allen sieben Hügeln, von Aventin bis zum Pincio, vom tarpejischen Felsen bis zum Viminal, vom Monte Mario bis nach dem Esquilin, welche Nummern gewonnen haben. Zum ersten Mal machten wir die Erfahrung, daß die Italiener doch noch ein Allegro außer dem in der Musik haben, und daß die Geschwindigkeit ihrer Beine fast mit den Wundern der Telegraphie wetteifern kann. In Italien sind soviel Unglücksboten in fortwährender Thätigkeit, daß die wenig beschäftigten Glücksboten noch ihre ungeschwächte Kraft besitzen.

Wenn auch Italien seine Einheit noch nicht errungen hat, so hat es dennoch außer seiner innern Spaltung noch ein gemeinsames Loos, nämlich das Lotterie-Loos. Jenseits der Alpen ist das Glücksrad, das nur die kleinste Minorität trägt, während die übrigen davon gerädert werden, in permanenter Thätigkeit, und selbst in dem freisinnigen konstitutionellen Piemont ver-

schmäht es nicht die Regierung, mit den ärmsten Bürgern ein Spielchen zu machen. Nirgends ist aber das Spiel so schädlich, wie in Rom und Neapel, wo das Volk so wenig Erwerbsquellen hat und keine Stimme laut werden kann, um der Thorheit, dem Aberglauben Einhalt zu thun. Wo auf andern Gebieten so wenig zu hoffen ist, hat natürlich die Lotterie die meisten Freunde, die Lotterie, die weiter nichts ist, als die Besteuerung der süßesten Träume des Menschen, die ihm das Erdenleben erleichtert, die Besteuerung der Hoffnung, dieser zweiten Seele der Unglücklichen. Du trägst den Cäsar und sein Glück, so denkt heute noch der Römer, der mit einer lebhaften Phantasie begabt, eine geregelte Thätigkeit scheut und am liebsten von der Hand in den Mund lebt. Ein Feind aller Pläne, die erst in langer Zeit zu realisiren sind, liebt er das Spiel, diese Thätigkeit ohne Beschwerde, und würde nie weinen wie Alexander, daß er ein reicher Erbe ist, und so wenig selbst gewinnen könne. Eben so viel Aberglauben wie er zeigt, um das Glück zu erobern, eben so viel zeigt er, um das Unglück abzuwenden. Während im Norden der Aberglaube im Reich der Geister und Gespenster, bei unsichtbaren Wesen seine Befriedigung findet, verlangt der mehr sinnliche Südländer, für den die Nacht nichts Unheimliches hat, selbst für Lug und Trug eine positive Grundlage. Er sieht am hellen Tage die Gespenster und besitzt über ihre

Eigenschaften einen eben so präzisen Katechismus, wie über seine Träume. Wer das Unglück hat, Augen zu besitzen, die stark hervortreten und viel Weißes blicken lassen, wer sehr bleich oder mager ist und düstere Blicke vor sich hinwirft, der ist ein gettatore und mit dem Fluch des malochio, des bösen Blicks beladen. Das ist das unheimliche Gespenst des Südens in menschlicher Gestalt, es erregt Schrecken und Entsetzen und man weicht ihm aus, um ja nicht mit ihm in Berührung zu kommen. Hic niger est, hunc tu Romane caveto, hüte dich vor den Schwarzen, sagte schon der alte Römer. Nur ein Mittel giebt es, um den bösen Zauber zu bannen, man streckt den Zeigefinger und den fünften Finger hervor, zieht die anderen bis auf die Handfläche zusammen; nur diese so gebildeten „Hörner" vermögen es die üblen Folgen eines so unangenehmen Rencontre abzuwenden. Noch bequemer kann man sich die Sache machen, wenn man die Waffe der Vertheidigung, die Hörner, im Miniaturformat bei sich trägt; die eigene Hand zu bewegen ist dann nicht mehr nöthig; eine kleine zierliche Korallenhand, die Herren an der Uhrkette, Damen an der Broche befestigt tragen, leistet dieselben Dienste und schützt den Träger gegen jedes Ungemach. La mano cornuta, die gehörnte Hand, ist ein in Rom und Neapel gebräuchlicher Gegenstand der Toilette, der eben so zierlich, wie nützlich ist, und auch in den Zimmern findet man große Hörner

am Spiegel als eine geheimnißvolle Dekoration, wie man im Alterthum das Medusenhaupt an Gebäuden und Geräthschaften anbrachte, um mit dem Schreckensblick der Gorgonin, jeden andern zu lähmen. Wer im alten Griechenland sich glücklich pries, speite sich dabei in den Busen und als einst der Beherrscher von Samos Polykrates diese demüthige Ceremonie vielleicht aus Anstandsrücksichten unterlassen, floh sein Freund und schiffte schnell sich ein mit den bezeichnenden Worten „die Götter wollen Dein Verderben". Die heutigen Römer sind nicht der Meinung, daß das Glück seinem entgegengesetzten Pole so nahe verwandt sei; und fürchten nicht die Lehre der Schiller'schen Ballade. Vielleicht sind auch ihre Institutionen, die Wahl des Oberhauptes, die lange Reihe von dreihundert Päpsten daran Schuld, daß sie im Hoffen auf einen glücklichen Wechsel noch stärker sind als im Glauben. Wer mit der Tiara geschmückt wird und zum obersten Hirten erwählt, hat unter siebzig Kardinälen einen glücklichen Treffer. Jeder Kardinal ist aber ein präsumtiver Papst und hat nun seine Freunde und Schützlinge, die alle hoffen, daß ihr Gönner einst urbi et orbi, der Stadt und dem Erdkreis, den Segen ertheilen werde, und daß seine treuen Adjunkten dabei speciell bedacht werden. In erblichen Monarchien, wo der Sohn dem Vater folgt, und bestimmte Familientraditionen den Weg vorzeichnen, haben nur die nächsten Kreise bei

einem Regierungswechsel die Erfüllung ihrer persönlichen Wünsche zu erwarten; in Rom wo 70 Kardinäle aus den verschiedensten Familien aufgehende Sonnen sind, und siebzig Kardinäle dem Throne nahe stehen, die oft aus den untersten Schichten des Volkes hervorgegangen sind, und eine große Schaar von Klienten haben, da hofft fast Jeder, daß auch ihm das neue Morgenroth neuen Glanz bringen kann, und jeder Tag erscheint ihm wie eine höhere Sprosse auf der Leiter, die zum Siege führt.

Die Italiener sind ein Volk der Hoffnung, die Deutschen ein Volk des Trostes. Die Italiener vergessen leicht die bösen Schickungen, und die Deutschen trösten sich, wenn es regnet, mit ihrem Mantel, der noch größeres Unheil, wie etwa eine Erkältung verhütet. In Italien hat man schon genug, wenn man nur lebt, während man im Norden mit dem bloßen Geschenk des Lebens noch nichts anfangen kann. Achilles oder Thersites, bald Held oder bald Taugenichts, so schwankt der Italiener hin und her, mehr mit Muth, als mit Tugend, mehr mit Genie, als mit gesundem Menschenverstand begabt, genießt er das Leben als eine Gunst des Augenblicks, spielend wie das Kind, und liebt das Wunder ebenso wie das Abentheuer. Der Deutsche, bei dem Geist und Körper nie getrennt sind, der mehr Faust als Don Juan ist, betrachtet das Leben wie eine Aufgabe, die er lösen, wie eine Prüfung,

die er ablegen muß, und ringt ewig nach jener inneren Harmonie, die, wie ein nie verstimmtes Glockenspiel, selbst den Molltönen die Akkorde des süßesten Friedens zu entlocken weiß. Wer nie sein Brod mit Thränen aß, der kennt zwar nicht die himmlischen Mächte, aber er liebt die irdischen desto mehr, die ihm im Lande, wo die Citronen blühen, die Früchte in den Schooß fallen lassen. Die Mutter Natur deckt ihm, wie einem Kinde, den Tisch und das Schooßkind behält auch sein Leben lang eine kindliche Liebenswürdigkeit. Wie bei einem Kinde finden wir beim Italiener dieselbe unzersplitterte Einheit der Natur, dasselbe volle Anschauen und Auffassen der Gegenwart, dieselbe Reizbarkeit und Beweglichkeit, und den empfänglichen Sinn für Form und Farbe. Ihre Gesellschaftsspiele sind daher auch für das zarte Alter dieselben, wie für das vorgerückte, das bei uns an solchem unschuldigen Zeitvertreib kein Vergnügen mehr findet.

Wir sahen auf dem Platze an der Porta del popolo, ein Thor, in das, wie in Berlin am Halleschen, drei Straßen münden, Personen von denen manche schon ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken trugen, sich spät Abends damit vergnügen, daß einem, dem die Augen verbunden waren, die schwierige Aufgabe gestellt wurde, nun in weiter Entfernung auf dem kürzesten Wege eine der benannten Straßen zu finden. Das schwierige Problem, gleich die entscheidende Richtung zu nehmen

und jeden Stein des Anstoßes, namentlich am Obelisk der mitten auf dem Platze steht, zu vermeiden gelang nur Wenigen; ein ehrwürdiger Greis trug zweimal den Preis davon und erregte den lauten Beifall der Umstehenden. Zu Winkelmanns Zeiten, wo Ruhe und Ordnung noch nicht als das höchste Gut von allen Staatsmännern geachtet wurde, wo es außer Gehorsam oder Empörung noch ein drittes gab, nämlich die frische Lebenslust, müssen die Spiele weit ausgelassener und muthwilliger gewesen sein. Er schreibt seinem Freunde Berendt im Juli 1756, also vor mehr als einem Jahrhundert: „In der großen Freiheit und Impunität, die hier herrscht, und bei der Nachlässigkeit aller Polizei währt das Schreien, Schießen und Schwärmerwerfen und die Lustfeuer auf allen Gassen die ganze Nacht hindurch bis an den hellen Morgen. Wenn ich schlafen will ist es nöthig, mich beinahe zu besaufen." Jetzt ist Rom, besonders seit der Zeit der französischen Occupation, still und in sich gekehrt und erscheint im Vergleich zu Neapel wie eine Grabesstätte. Nur in der tollen Karnevalsperiode vergißt „die Niobe der Städte" ihre Trauer, sonst haßt sie das geräuschvolle Wesen und liebt mehr die beschauliche Ruhe. Die römischen Spiele der Gegenwart unterbrechen daher nie die stille Einförmigkeit und erfordern nicht viel Vorbereitungen. Zwei stellen sich wie Kämpfer, wie borghesische Fechter mit vorgestrecktem Fuß gegen-

über. Sich scharf in's Auge fassend, schleudern sie sich die Finger der rechten Hand zu; man glaubt jeden Augenblick aus dem Feuer ihrer Blicke zu schließen, daß ein Faustkampf vor sich gehen werde, aber sie zählen nur mit der größten Lebhaftigkeit die Finger, und es kommt nur darauf an, daß die mit der größten Schnelligkeit ausgerufenen Zahlen immer mit der Fingerzahl übereinstimmen. Eine Fogliette, ein Schoppen Wein, ist bei diesem sogenannten „Mora-Spiel" gewöhnlich der Einsatz; der Verlierende hat es nur seiner Langsamkeit, dem periculum in mora, zuzuschreiben. Da zu diesem Spiel nur zwei gesunde Fäuste erforderlich sind, so nennt es F. v. Kölle „das echte Spiel der Lumpen, welches selbst der Nackte spielen könnte."

Auch das Ballspiel ist sehr beliebt und wird von allen Altersstufen leidenschaftlich betrieben. Dieser luftgefüllte Lederball, welcher von Panzerhandschuhen aufgefangen und in die Höhe geschnellt wird, erinnert uns recht an die klassische Vorzeit; das ist der antike follis pugillatorius, mit dem die alten Römer sich schon belustigten und in dessen Handhabung sie ihre Kraft und Gewandtheit zeigten, er lebt heute noch in voller Frische und ist noch nicht zu Grabe getragen. Ueber so viele Sitten und Gebräuche, selbst heilige Formen, ist das Rad der Geschichte hinweggerollt, vor dem Ballspiel ist die zermalmendste Kraft stehen geblieben und das

Recht des jugendlichen Vergnügens ist das einzige, das sich als dauernd und untastbar bewährt hat. Magna puero debetur reverentia, sagt Quintilian. Auf den weiten Plätzen beim Forum in der Nähe der via sacra, wo sonst die Vestalinnen wohnten, wo der Triumphator zum Kapitol zog, da sieht man stets große Gruppen von Ballschlägern und die Schüler aus den geistlichen Kollegien in der ernsten Priestertracht, in langen faltigen Gewändern betheiligen sich dabei mit großem Eifer.

Das sind gegenwärtig die römischen Spiele, der gefährliche papierne Spielball der Lotterie und der unschuldige von Leder. Wo sind die Circenses, die Theater mit Freibillets geblieben? In dem modernen Rom ist nichts mehr gratis zu haben, außer Luft, Licht und Kirchenfester; die geistlichen Triumphe der Gegenwart aber werden nicht durch öffentliche Schauspiele gefeiert. Seelen aus allen Theilen der Welt werden hinter hohen Mauern gezähmt und zugeritten, Menschen so kunstvoll dressirt, daß sie in der Hand ihres Vorgesetzten, wie Ignaz von Loyola sagte, gleich einem Leichnam sind; die wilden Bestien aber, die Löwen und Tiger, genießen in unserer aufgeklärten Zeit ihre volle Freiheit und selbst die Wölfe erscheinen nur in Schafskleidern. Als Metellus seinen Sieg in Sicilien errungen hatte, kämpften 142 Elephanten auf einmal im Circus Flaminius; das österreichische

Konkordat, das der bedeutendste Sieg Roms in jüngster Zeit ist, hat keiner öffentlichen Zuneigung sich zu erfreuen gehabt und ist nicht einmal symbolisch verherrlicht worden. Wo die Publicität nach allen Seiten unterdrückt ist und selbst die offizielle Presse nur die magersten Auszüge liefert, finden zwischen Volk und Regierung gar keine Beziehungen statt, soweit sie nicht der Gensd'arm und der Steuerempfänger vermittelt. Nur das längst vergangene und allmählig ausgegrabene Rom, nur die Todtenstadt erfreut sich des frischen Luftzuges der Oeffentlichkeit und am 23. April konnten wie alljährlich die Archäologen ungestört den 2611. Geburtstag der ewigen Roma feiern, wobei die feurigsten Toaste auf Romulus und Remus, die Söhne der Wölfin, die Herzen aller Anwesenden begeisterten. In der Gegenwart erschien uns nur noch die Lotterie als das einzig öffentliche Schauspiel, das von einer Theilnahme des Volkes am Staate zeugte, und mehr oder weniger patriotische Demonstrationen veranlaßte. Selbst der verlierende Römer kann stolz auf seine Brust schlagen und mit dem berliner Verein für Pferdedressur ausrufen: Pro patria est dum ludere videmur, wir machen uns um den Staat verdient, wenn wir zu spielen scheinen!

## XI.

### Das Osterfest. — Der Papst.

In keinem Staate ist die Parole des väterlichen Absolutismus „Alles für das Volk, Nichts durch dasselbe" mehr eine Wahrheit geworden als im römischen. Im Kirchenstaat, wo der Staat in der Kirche aufgegangen, begleitet die Kirche den Menschen von der Wiege bis zur Bahre; an jedem Morgen ruft sie ihn durch ihre Glocken zur Andacht, an jedem Abend empfiehlt sie ihn dem Schutze der Madonna. Für die ganze Zwischenzeit befreit sie den Staatsbürger von allen Qualen des Lebens, indem sie ihm das harmlose Privilegium des Bettelns verleiht, und von allen Qualen des Gewissens, indem ihr geweihter Diener die Absolution für alle Sünden ertheilen darf und zugleich dem Reuigen die künftige Seligkeit garantirt, d. h. nach Ablauf des Fegefeuers. Aber alles das sind nur die Freuden der Einsamkeit, die Freuden des Einzelnen; auch die allgemeinen Genüsse, die Volksfeste spendet die Kirche und sie feiert nicht nur mit großem Pomp die tradi-

tionellen Feiertage, sondern sie wählt auch aus ihrer großen Zahl von Heiligen die Verdienstvollsten aus, und veranstaltet zu ihren Ehren großartige Aufzüge, Prozessionen, Vokal- und Instrumental-Konzerte. Für den Fremden ist nichts wichtiger als ein römischer Kalender, und was in der Metropole der Intelligenz das Intelligenzblatt oder der Tages-Telegraph, das ist in der Metropole der Christenheit jenes kleine Büchelchen, das alle Volksfeste enthält, die die Kirche mit ihrem Glanze umgiebt. Je mehr ein Heiliger gespießt, gepfählt oder zerstückelt wurde, je mehr Martern er erduldet, desto mehr Freude verbreitet er, und wie bei der lernäischen Schlange aus jedem abgeschlagenen Kopfe zwei neue hervorwuchsen, eben so fruchtbar ist hier jeder Blutstropfen, indem er die Saat der Freude nach allen Richtungen ausstreut. Der katholische Kultus, der in Italien nie düster und ascetisch ist, singt zu den gräßlichsten Qualen die heitersten Melodien; Text und Musik liegt himmelweit auseinander wie bei Bellini, und wollte man einen Heiligen nur nach dem Charakter seiner Feste beurtheilen, so könnte man auf höchst profane Genüsse und Eigenthümlichkeiten schließen, die namentlich bei den Wallfahrten oft von sehr pikanter Natur sind.

Obgleich die Ehren, die man den Schutzpatronen und Heiligen ersten und zweiten Grades erweist, einen mehr volksthümlichen Charakter tragen, namentlich an

den Orten, wo die Schutzmacht in eigner Person einst gewaltet haben soll, so verschwindet dennoch all dies Festgepränge gegen den großartigen Prunk, den seit Jahrhunderten der Stellvertreter Christi zu Ehren des Heilandes, an dem für die Heiligengeschichte denkwürdigsten Tage entfaltet. Natur, Kunst, Lokalität, Musik, Kostüm — Alles ist hier in einen Einklang gebracht, der auf jedes Herz eine ergreifende, wenn auch nicht eine religiöse Wirkung hervorbringen muß. — Das Osterfest, das Fest der Auferstehung, nimmt unter allen den großartigen Schauspielen, durch welche die Hierarchie auf die Massen zu wirken sucht, den ersten Platz ein, und es ist bemerkenswerth, daß in der Peterskirche, wo der Papst selbst die Funktion verrichtet, weit mehr andächtige oder wenigstens staunende Ketzer zu finden sind, als Gläubige. Schon an den Tagen vorher, in der ganzen heiligen Woche, ist der Fremdenzufluß so stark, daß der Römer gegen den Barbaren fast in der Minderheit bleibt; die französische Sprache gewinnt das Uebergewicht, und der Kutscher übersetzt die Formel, mit der er seinen Wagen anbietet, in französische Brocken, die eben so holprig klingen, wie wenn man über das antike Pflaster der Via Appia fährt. Das „Monsieur“ ist an die Stelle des „Signore“ getreten und zugleich mit ihm vornehmere Preise. Während sonst der gut ausgestattete zweispännige Wagen für die Tour nur 3 bis 4 Paul, ungefähr einen

halben Thaler, kostet, steigen jetzt die Preise fast um das Doppelte; tritt gar schlechtes Wetter ein, so daß die schönen Ketzerinnen unmöglich den langen Weg vom Fremdenviertel bis zur Peterskirche zu Fuß zurücklegen können, so ist auf eine Beförderung per Achse nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen, und oft sind alle Maschinen des Fortschritts in allen möglichen Gestalten schon vorher mit Beschlag belegt. Auch die Industriellen, die Ladenbesitzer, die Kafés halten dann Ernte; was in anderen Ländern die Weihnachtsmesse ist, das ist hier die Ostermesse, und mancher vergißt darüber die heilige. Es ist vorgekommen, daß ein Geschäftsmann, der am grünen Donnerstage seine Zahlungen einstellen wollte, am Fest der Auferstehung sich wieder erholt hat, denn nur in dieser kurzen Spanne Zeit blüht die römische Kunst-Industrie, um sich dann wieder auszuruhen durch die lange Siesta des Sommers und Winters. In der heiligen Woche versendet Rom die meisten heidnischen Götzenbilder, und wir waren selbst Zeuge, wie der Apollo von Belvedere und der Laokoon in Zink, Bronce, galvanoplastisch und als photographische Spiegelbilder, in große Kisten eingepackt, eine Reise bis zu den Ufern des Missisippi antreten wollten. Die Propaganda fidei, zur Beförderung des wahren Glaubens, thut dieser heidnischen keinen Eintrag; denn die Stützen des Papstthums wissen es sehr wohl, daß die Hauptstadt der Christenheit

ihren Ruhm eben so den alten wie den neuen Göttern zu verdanken hat, wie denn der Papst in seiner Residenz, dem Vatikan, dem olympischen Zeus und der Venus des Praxiteles fast näher wohnt als dem Apostel Paulus und der Madonna der Peterskirche. Nur ist der Unterschied, daß die Götter des Alterthums nur einfache schlichte Kunstbetrachter zu ihren Dienern haben, die gläubig das Evangelium verehren, das der vates Winkelmann predigt, während die Heiligen der Neuzeit den großartigsten Prunk entfalten und ihre zahlreichen Diener in den reichsten Gewändern des Luxus einherstolziren.

Und siehe, so eben bewegt sich über den Ponte St. Angelo nach der Peterskirche zu eine Reihe von Kardinals-Equipagen, für die die päpstlichen Dragoner, die an der Brücke Wache halten, sogleich den Menschenstrom durchbrechen und die Wellen zertheilen. Diese hochhängenden rothen, reich vergoldeten Equipagen repräsentiren uns noch das ganze Mittelalter: sie werden zu Michel Angelo's Zeit nicht anders gewesen sein. Schwerfällig, bequem, breit, sind sie ganz den Darinsitzenden angemessen; die Decke der Kutsche dehnt sich auf eine unverhältnißmäßige Weise aus, denn sie ist darauf berechnet, daß die drei auf dem Bedientenbrett stehenden Lakaien ihre rothen Regenschirme darauf legen können. Kein Kardinal ohne drei reichgalonnirte Lakaien, kein Lakai ohne Regenschirm — das gehört

zu den unerschütterlichen Satzungen der Kirche, mag der Himmel bewölkt oder heiter sein. Die Pferde, so schwerfällig wie man sie bei uns vor den Wagen der Bierbrauer sieht, haben große Federbüsche zwischen den Ohren befestigt, und sind so reich angeschirrt und mit Riemenzeug versehen, daß fast ihr natürliches Kleid darunter verschwindet. Ein römisches Sprüchwort sagt mit Bezug auf das schlechte Pflaster: „Rom ist das Paradies für die Priester und die Hölle für die Pferde", aber die Kardinalspferde sind von den Höllenstrafen befreit: denn da jeder dieser Würdenträger sich vorschriftsmäßig vier Pferde halten muß, und ihre Geschäfte nicht zu überhäuft sind, so wird der Verein gegen Thierquälerei in den wohlgepflegten Kardinalspferden nur Kardinal-Tugenden entdecken können. Doch dort zeigt sich noch eine glänzender aufgestutzte Equigage; der Wagen sieht wie ein mittelalterlicher Krönungswagen aus, er strotzt von Gold und die Bedienten tragen runde, lackirte, mit Federbüschen gezierte Hüte. Sollte in die Vorschriften der Hierarchie eine muthwillige Bresche geschossen sein? Nein, das ist eine weltliche Größe. Der darin Sitzende ist ein römischer Senator, eine Magistratsperson trotz seiner fast geistlichen Tracht. Auch das neue Rom hat noch seine Senatoren, und das „senatus populusque Romanus" liest man noch immer auf allen Bekanntmachungen; nur die Volkstribunen sind abhanden gekommen.

Wir folgen den Wagen und dem Menschenstrom, der sich über die Engelsbrücke in der kleinen Straße, die nach der Peterskirche führt, mit Lebensgefahr hindurchdrängt. Wie unbedeutend erscheint in der Entfernung die berühmte Kuppel, da wir sie fast nur zur Hälfte erblicken können, und die enge Gasse, die Napoleon einst niederreißen wollte, den Totaleindruck vollkommen hindert. Man muß erst auf dem großen Platz vor der Kirche selbst angekommen sein, um einigermaßen das Werk Michel Angelo's prüfen zu können; aber auch hier hindert wieder die einen Theil der Kuppel bedeckende Façade der Kirche. Wie wir uns auch drehen und wenden mögen, wir haben ein Riesenwerk vor uns, aber es ist ein Stückwerk, der Riese ist verwachsen. Wie harmonisch ist aber der Platz selbst und wie gewinnt er heute noch durch das bunte Leben der Massen, die alle wie sich jagende Wellen darüber hinströmen! In der Mitte der mächtige Obelisk aus Heliopolis, den Kaligula aus Aegypten nach Rom bringen ließ, und den Sixtus V. wieder von den Todten auferweckte, die schäumenden Fontainen zu beiden Seiten, die hoch steigende Wasserstrahlen prasselnd auf die geschwungenen Becken niederfallen lassen, und endlich diese vier kolossalen Säulenreihen, die, von der Kirche ausgehend, halbkreisförmig den Platz umschließen. Sie gleichen den Armen, die eine Riesenmutter ihren Kindern entgegenstreckt. Keine Stadt hat einen

ähnlichen Platz aufzuweisen, wie ihn hier Bernini geschaffen, keine Stadt eine Kolonnade wie diese, die aus 284 Säulen besteht und oben auf dem Dach der Säulenhalle noch 162 Statuen von Heiligen und Ordensstiftern präsentirt, alle nach Berninischen Zeichnungen. Auch in Rom wohnen die Heiligen weit mehr auf als in den Palästen!

Durchschneiden wir jetzt den Platz vor den Kolossalstatuen der Apostel Paulus und Petrus, welche als Wächter an der Treppe stehen, und treten in die Kirche ein. Es ist Osterfest und doch ist nicht das mindeste Gedränge, denn der Raum ist so kolossal, daß hier Tausende von Menschen noch keine Ueberfüllung hervorbringen. Dreihundert Schritte lang, zweihundert breit, das ist der Flächeninhalt. Das gegenwärtige Rom ist zu klein geworden für diese Dimensionen, über deren Ausschmückung Deutschland sich so entsetzte, daß ein einfacher Augustiner Mönch eine geistige Revolution hervorrief, der Fürsten und Völker sich anschlossen. Um in die Nähe des Altars zu gelangen, müssen wir zwei Kompagnien päpstlicher Jäger die Revue passiren lassen, die in dem mittleren Schiff eine Chaine gezogen haben; wir schenken im Vorübergehen einen Blick der runden Porphyrplatte, auf der die Kaiser vor der Krönung niederknien mußten, und der bronzenen Statue des heiligen Petrus, welcher sitzend die Rechte zum Segen erhebt, und in der Linken die Schlüssel hält.

Um alle Pfeiler, die so breit sind, daß die zahlreichste Familie sich bequem an ihren Fronten anlehnen kann, kauern Andächtige, Knieende, Neugierige, selbst Hunde laufen umher, denn ohne herrenlose Hunde ist keine kirchliche Feierlichkeit in Rom denkbar. Endlich gelangen wir in die Nähe des Hauptaltars, aber hier sind wirklich Hindernisse. Man muß einen Paß haben, um in die Pforten des Paradieses eintreten zu können; seine Wächter sind gläubige Schweizer, die Schweizergarde des Papstes in geschlitztem, roth-blau-gelben Wamms den Farben des heiligen burgundischen Reiches. Sie tragen wie die Lanzenknechte eine Hellebarde, eine Pickelhaube; keine steife Kravatte bedeckt ihren Hals, sondern eine mittelalterliche Halskrause vervollständigt dieses echte Bild längst vergangener Zeiten. Unsere Garde hat nur doppeltes Tuch; die päpstliche Garde sogar dreifaches, so daß namentlich die eng anliegenden unter dem Knie gegürteten Beinkleider an das natürliche Kostüm der Zebras erinnern. Und dabei die treuherzigen Gesichter Schweizer Bauern, mit ihren schlichten blonden Haaren, halb einfältige Seelen, halb Eisenfresser, fast alle gebürtig aus dem Jesuiten-Kanton Luzern, der treuesten Stütze der Hierarchie. Welches ist aber der Paß? Etwa ein Glaubensbekenntniß, eine offizielle Bekreuzigung, eine Eintrittskarte? Nichts von alle dem. Der Schweizer sieht dich nur von hinten an wie ein Kunstkenner die Venus kallipygos und mißt an dem Maaßstab deines Kleidungs-

stücks, ob es ein Frack oder ein Ueberrock ist. Im letztern Fall ist der Schweizer unbarmherzig, vertheidigt mit der Hellebarde das Allerheiligste gegen den Ueberrock; im erstern Fall ist er demüthig höflich, und er, dessen Ahnen sich vor keinem Hut beugen wollten — beugt sich vor einem spitz zulaufenden Kleidungsstück, vor dem poesielosen Frack, dem Wrack aller Gewänder. Nur bei den Damen zeigt sich noch der Schweizer des Rütli. Sie dürfen keinen Hut haben; nur ein schwarzer Schleier, der im Hinterhaar befestigt in den Nakken herabfällt, darf das Haupt der Dame zieren, die auf den Tribünen ihren Platz einnehmen will. Dies sind die feinen Unterschiede, welche die Schweizer beobachten müssen, die um den Altar eine halbkreisförmige Chaine gezogen haben. Manchmal trauen sie kaum ihrem Auge und nehmen dann den Tastsinn zu Hülfe; sie halten den Frack für einen zusammengelegten Ballen von Ueberrockschößen, der, sobald er die Grenze passirt, die komprimirte Luft ausströmen läßt und nun seine wahre polizeiwidrige Gestalt annimmt. Sie betasten dann den Eindringling von allen Seiten, und wehe Dem, der ein gottloses Gewand einschmuggeln wollte; er kommt aus dem Fegefeuer des Gedränges in die Hölle der Langeweile, wo ihm Hören und Sehen vergeht, weil er, hinter den riesigen Schweizern postirt, seinen Hals ebenso recken muß wie seine Ohren spitzen. Christus umgab sich mit Zöllnern, Fischern und Ar-

beitern, während sein Stellvertreter nur salonfähige Personen im Gesellschaftskleid in seiner Nähe duldet. Der Frack führt uns dicht an den Hauptaltar, wo wir die ganze Scene betrachten können, die auf ihm und die hinter ihm vorgeht. Ueber den Hauptaltar selbst erhebt sich das berühmte Tabernakel von vergoldeter Bronce. Dies geschmacklose Baldachin-Ungeheuer, so hoch wie das Berliner Schloß, nämlich 100 Fuß, erscheint uns durch die riesigen Verhältnisse der gesammten Umgebung lange nicht so kolossal, wie wir vermutheten, wie es überhaupt die Eigenthümlichkeit der Peterskirche ist, daß sie anfangs klein erscheint, je öfter wir sie aber sehen, wie jede wahre Größe, mehr und mehr vor unserem Auge wächst. Erheben wir den Blick bis zur Kuppel, 400 Fuß hoch — welche Räume hat das Auge zu durchmessen! Und jene kolossale Inschrift — wie stolz thront sie am Fuße der Kuppel: „Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves regni coelorum", das ist der Fels, auf den ich meine Kirche bauen will. Aber um mich herum sind keine Säulen des Papstthums. Nichts als schwarzgekleidete Ketzer, die die Neugierde nach Rom geführt hat; man hört fast nur englisch und deutsch und die schönen Gesänge, die vom Chor ertönen, die Jubelhymnen der Kastraten erwecken nicht die mindeste Andacht. Verwundete Hühneraugen, gequetschte Hüte, Kampf mit dem

Kampf mit dem Ellenbogen, verlorene Handschuhe, alles das, bringt in der dicht gefügten schwarzen Masse eine ewige Unruhe hervor, die keinen tiefern religiösen Eindruck aufkommen läßt. Und wirklich ist das Schauspiel, so glänzend es auch ist, auch dazu nicht angethan. Auf die halbkreisförmige Tribüne hinter dem Altar sind alle Blicke gerichtet; auf der einen Seite sind die geistlichen Stützen der Hirarchie, auf der anderen die weltlichen. Die Kardinäle sitzen hier in ihren prächtigen violet sammtnen Mänteln mit dem Kragen von Hermelin darüber, die Priester in dunklen Gewändern, die sogenannten cauditarii, die Schleppträger, lagern zu ihren Füßen; die faltenreichen Mäntel, die rothen Käppchen, die greisen Köpfe, die pagodenhaften Bewegungen — alles das bringt ein eigenthümliches Bild hervor, das bei aller Großartigkeit doch durch die Theilnahmlosigkeit und Schlaffheit vieler Gestalten nahe an Lächerlichkeit streift. Diesen patriarchalischen Gestalten gegenüber, die durch malerischen Faltenwurf erfreuen, blitzt nun der moderne kriegerische Schmuck der päpstlichen Nobelgarde, hier alles in reichen Farben zerfließend, dort alles bestimmt, straff und gedrungen. Und doch, obgleich die weltliche Miliz mit goldenen Helmen, mit reich gestickten Röcken geschmückt ist und der edle Anstand römischer Nobili in ihrer ganzen Haltung sich ausspricht, obgleich sie in der Fülle der Jugend prangt: die alten Kardinäle mit

hängenden Köpfen, die ihre Augen kaum aufblitzen lassen, sie imponiren dennoch mehr durch ihre malerische Tracht, durch das Ensemble der Umgebung, als die geschniegelten Ritter, die nun einmal in den großartigen Dom nicht hineinpassen.

Und mitten zwischen der geistlichen und weltlichen Miliz, zwischen den Erzvätern und dem Troß der Reisigen mitten in der Peripherie des Halbkreises sitzt Pio nono auf seinem Thron, ein wohlbeleibter Greis mit dem gutmüthigsten Gesicht, dem treuherzigsten Blick, das Ideal eines Seelenhirten, eines Vaters seiner Gemeinde. So bescheiden und demüthig sieht er aus wie ein Landpfarrer, nichts Pfäffisches, nichts Jesuitisches in seinen Mienen, wohl aber viel Schwärmerei und Schwäche. Und welche Verwandlungen werden während des Gottesdienstes mit ihm vorgenommen! Da wird ihm die silberweiße mit blitzenden Diamanten geschmückte Tiara, das Zeichen der weltlichen Herrschaft, aufgesetzt, dann der Purpurmantel ihm umgehängt, dann die Tiara wieder abgenommen und sein greises Haupt mit dem kleinen weißen Käppchen bedeckt, dann wieder das Käppchen mit der Bischofsmütze vertauscht. Pius läßt Alles in Ruhe über sich ergehen, macht keine selbstständige Bewegung, nur mitten im stillen Gebet nimmt er dann und wann eine Priese und reinigt unbefangen seine Nase. Naturalia non sunt turpia — so denken noch heut die Römer. Der feierlichste Mo-

ment aber, der von den Tausenden Versammelter mit der höchsten Spannung erwartet wird, ist der, wo Pius IX. von seinem Sitz sich erhebt, auf den Altar zuschreitet und nun unter dem Schmettern der Posaunen, in eine Wolke von Weihrauch gehüllt, nach allen Seiten die erlösende Hostie zeigt. Die Mehrzahl liegt auf den Knien, die Soldaten und die Nobelgarde thun es auf Kommando, aller Blicke sind gesenkt wie vom Glanze geblendet. Es scheint, als ob der Papst für diesen erhebenden Akt seine ganze Energie zusammennehme. Dann merkt man nichts von Schwäche und Hinfälligkeit, seine Züge nehmen den Ausdruck überirdischer Verklärung an, er steht da wie ein begeisteter, gottgeweihter Priester, der das Heil der Welt bringen, den Durst der Seelen stillen will. Er steigt die Stufen des Altars herunter, die Tiara wird ihm wieder auf's Haupt gesetzt, der Armstuhl mit goldenen Lehnen steht bereit und nun heben ihn die rothgekleideten Sänftenträger empor. Der Papst wird durch die Kirche getragen und spendet mit halbgeschlossenen Augen, da er am Schwindel leidet, seine Finger vorstrekkend den dicht sich drängenden Massen den Segen.

Aber nun leert sich auch plötzlich der große Gottestempel. Das Militair rückt heraus, die Damen eilen von den Tribünen, der Frack hat seine Rechte verloren; der Arbeiter, der Landmann, der Bettler, die schöne Albanerin in ihrer Nationaltracht, alle stürmen

nach den Thüren und auf den großen Platz heraus, wo die päpstlichen Dragoner, die Jäger, die Schweizer, die französische Besatzung schon ein Karré geschlossen, und harren auf den Augenblick, wo Punkt 12 Uhr von der Loggia der Peterskirche der Papst als Verkünder des Segens erscheint. Ganz Rom, das Heer der Fremden, der Prinzipe, der Bürger, der Bauer, der Bettler, alles ist auf den Beinen, um diesen feierlichen Moment, der nur zweimal im Jahre wiederkehrt, zu genießen. Da steht der Kampagnareiter, der Wächter der Büffelheerde, mit rothwollenem Gürtel um den Leib, den gespornten Fuß durch lederne Kamaschen geschützt, und neben ihm das Modell aller Maler, der Hirt zu Fuß, die Beine in Ziegenfelle gehüllt, deren rauhe Seite nach außen gekehrt ist; nicht weit von ihm das mit Perlen und Ohrringen geschmückte Landmädchen aus Fraskati, deren viereckiggefalteter Linnenschleier mit dem schwarzen Haare so schön kontrastirt. Der kecke Bursche daneben ist eben im Begriff auf das Fußgestell eines Heiligen zu klettern, selbst der Obelisk des Sesostris ist vor Neugierigen nicht sicher, die das bunte wogende Meer, dessen Brausen die Fontainen nicht übertönen können, vom sichern Hafen aus überschauen wollen. Da endlich erdröhnen die Glocken St. Peters, dazwischen donnern die Kanonen der Engelsburg. Die Sonne sendet ihre glühendsten Strahlen, es schlägt 12 Uhr: der Papst erscheint auf der Loggia, hoch getra-

gen auf der reich vergoldeten mit rothem Sammt geschmückten Sedia gestatoria. Zwei kolossale Fächer von weißen Pfauenfedern, an hohen Stöcken schwebend bilden mit einer Reihe rother Kardinäle den farbenreichsten Hintergrund, und wir haben ein Bild vor uns, das an die Phantastik orientalischer Märchen erinnert. Pio nono wirft einen Blick auf die Schaar der Gläubigen, von denen ein großer Theil niederknieet, und ertheilt mit ausgebreiteten Armen und mit sonorer weitschallender Stimme „der Stadt und dem Erdball" — urbi et orbi — den apostolischen Segen. Zwei Papiere flattern vom Balkon herab: das eine ertheilt Vergebung aller Sünden, das andere den Fluch allen Ketzern und Feinden der Kirche.

Es könnte dieser Moment durch die reiche Scenerie, durch die Lokalität, durch das Läuten aller Glocken etwas wahrhaft Feierliches und Erhabenes haben, wenn nur unter den Menschen mehr Begeisterung sichtbar wäre. Wir sahen auf den Gesichtern der Römer, der Touristen und der Landleute nur den Reiz der Neugier, den jedes öffentliche Schauspiel ausübt; kaum daß sie Alle ihr Haupt entblößten. Alfred Reumont sagt in seinen römischen Briefen": „Die erhabene Poesie des Katholizismus hätte nichts Schöneres, nichts Würdevolleres, nichts Feierlicheres hervorrufen können als den Akt der Benediktion." Es sind diese Briefe im Jahre 1837 geschrieben worden, aber seitdem ist der

Nimbus des Papstthums bedeutend gesunken. Der päpstliche Bannstrahl und der päpstliche Segen hat selbst an der Tiber keine zündende Kraft mehr. Gläubige und Ketzer, Schaafe und Wölfe und selbst Wölfe im Schaafskleide, alle fühlen sich nicht besonders erhoben; sie simuliren nicht einmal die Begeisterung und selbst auf nachdenkenden Physiognomien liest man nur den Seufzer des Skeptikers. „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Und auch der Dichter des Faust sagt in seiner 1787 unternommenen italienischen Reise von den kirchlichen Feierlichkeiten: „Effekt, wie man zu sagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponirt, aber bewundert hab' ich alles." Und bewundern muß man, wie alle Künste hier zusammenwirken, um einen großartigen Eindruck hervorzubringen; aber das Schlimme ist, man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Denn die religiöse Erhebung und das bunte Gepränge schließen sich immer gegenseitig aus. Nur auf den Straßen hielt man eine allgemeine noch tiefer gehende Osterfreude, die nicht bloß das Herz berührt, sondern den Magen. Die Zeit der Frittata, der Fastenspeisen, hat aufgehört; fett und mager sind keine religiösen Kategorien mehr, die Fleischwaarenhändler schmücken in der heitersten Weise ihre Läden, und das Fleisch, das Wochen lang verpönt war, dampft wieder in den Schüsseln. So mäßig auch der Römer ist und so we-

nig er zur Gastronomie hinneigt, so legen ihm doch die Fasttage — wenigstens außer dem Hause — manche Entbehrungen auf. Nur allein der Soldat, die mächtigste Stütze des Staats, ist so glücklich, durch eine päpstliche Bulle, um ihn bei Kräften zu erhalten, regelmäßig von allen religiösen Kasteiungen befreit zu werden. Und das ist nothwendig: denn gerade in der düstern, schwermüthigen Fastenzeit, die der melancholischen Stadt jeden Laut der Freude, selbst das Glockenspiel raubt, die selbst in den Kirchen die Bilder mit schwarzen Vorhängen bedeckt, sollen die meisten Verbrechen und Missethaten sich ereignen. Auch die geistigen Speisen und Zerstreuungen fehlen in der Quaresima; erst am ersten Ostertag sind wieder an den Straßenecken die Annoncen der Theater zu finden und die Söhne der Wölfin ergötzen sich an Oper, Ballet, Schauspiel und Puppenspiel. In Folge der langen Nüchternheit ist dann in den ersten Tagen der Beifall ein rauschender; denn schon Shakespeare läßt den Menenius sagen: „Ein Mensch, der ordentlich zu Mittag gespeist, ist milde und des Lobes voll." Das arme Rom hat wieder Fleisch und Schauspiele und vergißt auf einige Tage seine tiefe Schwermuth. Es ist traurig, aber wahr: das intelligente Volk, das zweimal die Völker der Erde beherrscht hat, es hat jetzt weiter keine geistigen Genüsse, als ein von Priestern censirtes Theater.

## XII.

### Die Museen.

In Rom ist nicht nur der Glaube positiv sondern auch das Leben. Wie F. v. Kölle richtig bemerkt, tragen die vielen Kirchenfeste dazu bei, einem Jahre wie dem andern dieselbe Reihe von Ereignissen, dieselbe zu durchmessende Bahn vorzuschreiben. Zwischen Festtagen und Fasttagen verläuft die Zeit und es geschieht nichts Neues an der Tiber. Auch die Fremden müssen sich diesem Zwange des Gegebenen unterwerfen, jede Kirche hat ihre Saison und selbst die Korsofahrten sind von den kirchlichen Prozessionen abhängig.

In allen andern Städten, in Paris, Wien, Berlin ist dem Belieben des Einzelnen ein größerer Spielraum geöffnet. In Rom herrscht der vom heiligen Stuhl approbirte Kalender, der fast jedem Tag seine besonderen Bestimmungen anweist und zu Ehren des Heiligen durch ein kirchliches Fest auszeichnet. Wer sich nun nicht an diese heiligen Vergnügungen kehren will bleiben dem etwa die profanen, die künstleri-

schen? Nein auch dafür hat Rom gesorgt. In allen andern Hauptstädten sind die öffentlichen Sammlungen der Kunstschätze auch wirklich öffentlich. In Rom sind sie nur einmal in der Woche öffentlich, am Montag das Museum im Vatikan, am Donnerstag das kapitolinische. An allen andern Tagen muß man nicht nur in jeder Abtheilung Trinkgelder zahlen, sondern auch noch die langweilige Begleitung erklärender Kustoden sich gefallen lassen. Daher haben Montag und Donnerstag schon im Voraus ihr Schicksal und die gesammte Fremdenschaar huldigt dann demselben heidnischen Kultus. Verwaist steht die Peterskirche, aber desto gefüllter ist der Platz davor. Fußgänger und Equipagen treffen hier pünktlich um 12 Uhr ein, Kunstsinn, Begier und Schaulust vereinigen hier alle Nationen. Und nur in der kurzen Spanne Zeit, nur während drei Stunden öffnet sich der vatikanische Palast, der 11,000 Säle, Zimmer und Kapellen enthält, dessen Verschönerung fast alle Päpste seit Martin V. eifrig getrieben haben, und der trotz seines großen Umfangs keine Facade hat und nur ein Anbau der Peterskirche ist, dessen Eingangspforte man nur durch die Schweizerwache auffindet. Wir wenden uns gleich nach dem Theil des Gebäudes der das Museum enthält, das im dritten Stockwerk gelegen ist. Wer das Museum des Louvre gesehen, der glaubt schon große Räume zu kennen, die kaum das Auge durchmessen kann. Die Galerieen im Vatikan, die

Galeria Lapidaria, das Museum Chiaramonti, die zusammen 400 Schritt lang sind, übertreffen an kolossaler Ausdehnung alle ähnlichen Bauwerke. Und wie charakteristisch tritt uns hier die ewige Stadt entgegen, die sechstausend Jahre über sich hinweg ziehen sah! Die Galeria Lapidaria, so genannt, weil sie nur aus Denksteinen, Grabschriften und Reliefs von Sarkophagen besteht, ist ein versteinerter Kirchhof, der dreitausend Inschriften enthält; auf der rechten Seite sind die heidnischen, auf der linken Seite sind die christlichen. Es scheint als ob die Manen der Verstorbenen in diesen Räumen schwebten, überall finden wir das D. H., das diis manibus, das zur Versöhnung der Schatten dienen soll. Die Fremden durcheilen mit ziemlicher Theilnahmlosigkeit diesen großen Korridor, dessen Wände nur von der Vergänglichkeit sprechen. Die Engländer haben nur ihr curious auf den Lippen, dagegen weilt der antiquarische Forscher mit innigem Behagen und schöpft aus den Leichenreden neuen Lebens- und Forschungsmuth. In den Wänden des Korridors eingemauert, schauen hier die Inschriften auf uns herab, halb verwittert, halb leserlich, halb zertrümmert. Da beklagt einer sein verlornes Lebensglück, während ein anderer seinen Ruhm als Erbauer einer Wasserleitung eines Theaters, eines Tempels mit den hochtönendsten Worten anpreist. Die Kaiser konnten immer eine große Portion von Lobeserhebungen vertragen und die

größten Tyrannen werden als fromme und glückliche und Glück spendende Wohlthäter der Menschheit bezeichnet. Postamente und Statuen sind eine Menge vorhanden; es war in dem Reich, das seinem Verfalle nahe war, Sitte geworden, daß jeder vermögende Bürger, der einmal dem hungernden Volke Brod oder Spiele veranstaltet, sich gleich eine Bildsäule zum ewigen Angedenken errichten ließ. Schon Cato klagt über diese Lächerlichkeit, er lehnte jede steinerne Ehrensäule ab indem er sagte: es wäre weit ehrenvoller für ihn, wenn die Nachkommen fragten nicht warum er eine, sondern warum er keine Statue bekommen habe. Jetzt kommt uns diese Sucht nach Monumenten trefflich zu statten, das Privatleben der Alten wird dadurch nach vielen Seiten hin aufgedeckt und die tiefe Gelehrsamkeit und der Scharfsinn eines Mommsen und Henzen hat „die erloschenen Züge des kalten Marmor" zu neuem Leben beseelt.

Durch Grabesnacht zum Licht, so schreiten wir vor und treten in den neuen Flügel, in den braccio nuovo ein, der unter Pius VII. nach dem Plan des Architekten Raphael Stern erbaut wurde. Hier empfangen uns die ewig heitern griechischen Götter, die, von oben beleuchtet, wie verklärte Gestalten uns anschauen und mit den modernen Wesen, die zu ihren Füßen sich tummeln, einen seltsamen Kontrast bilden. Die schöne „**Pudicitia**" scheint ihr in reichen Wellen-

linien herabfließendes Gewand noch enger zusammenzuziehen und der Silen mit dem kleinen Bachus offenbart die süßeste Freude.

Wie anmuthig und naiv sind die Kinder, die auf dem lang hingestreckten Flußgott, auf dem Nil, ihre Spiele treiben, und mit welcher innern Seelenruhe läßt der riesige Held die Schaar der Kleinen auf sich herumtrampeln! Doch die Uhr und die knapp zugemessene Zeit von nur drei Stunden zwingt uns auch hier nur im Fluge zu genießen; der eben verlassene Korridor hat an seiner äußersten Grenze noch manche Schönheiten, und so schwer es auch ist in diesem Walde von Büsten sich schnell zu orientiren, der jugendliche Kopf des Augustus, der durch unzählige Abgüsse bekannt ist, leuchtet hier hervor. Der echt römische Ernst, die scharf geschnittenen Züge, die Stirn auf der Gedanken thronen, lassen hier den Mann der Zukunft ahnen. Es ist diese Büste eine Lieblingsbüste der Fremden, und in den Bildhauer-Ateliers ist stets der marmorne Augustus für 50 bis 60 Skudi ein sehr gangbarer Artikel, und die jungen Anfänger in der Plastik haben zu dem jungen Kaiser eine besondere Zuneigung.

Wir sind die Galerie zu Ende, eine Vorhalle empfängt uns jetzt, in der der berühmte Torso des Herkules stets eine Menge von Bewunderern um sich versammelt: Ex ungue leonem, das ist hier die Ar-

heit der Kritiker. Wo ist noch ein ähnliches Fragment, das ohne Kopf, Arme und Beine den wunderbarsten Zauber der Schönheit offenbart, die männliche Kraft mit der höchsten Eleganz vereinigt und den menschlichen Scharfsinn seit Jahrhunderten beschäftigt. Kein Künstler wagte es diesen Rumpf zu ergänzen, die Kraft späterer Zeiten erlahmte beim Anblick dieser großartigen Schöpfung. Stahr nennt in treffender Weise den Torso des Herkules „die plastische Transfiguration des heidnischen Gottmenschen“ und Winkelmann schildert so geistvoll wie prägnant die ideale Natur dieses Kunstwerks. „Der Künstler,“ ruft er aus, bewundere in den Umrissen dieses Körpers die immerwährende Ausfließung einer Form in die andere und die schwebenden Züge der gewaltigen Muskeln, die sich doch mit den sanftesten Umrissen in einander verlieren, wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer neblichen Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der andern verschlungen und aus derselben wieder hervorgewälzt wird.“

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, die Kunstwerke des Vatikan ausführlich zu schildern und zu würdigen. Das ist Sache der Aesthetiker und Archäologen, die jeder Statue eine Monographie widmen können. Wir folgen nur der Fremdenschaar, die auf der kurzen dreistündigen Wanderung so schnell wie möglich den Honig aus den Blumen saugen will. Schon tönen

die Fragen an unser Ohr: Wo ist der Laokoon? Wo der Apollo von Belvedere? Wir passiren den achteckigen luftigen Hof des Bramante, in dessen Mitte ein kleiner, murmelnder Springbrunnen in vollster Thätigkeit sich befindet. Dieser Hof ist von Hallen umgeben, von denen jede einem Gotte geweiht ist.

Da ist Laokoon, Apollo, Antinous. Kanova hat das dornenvolle Glück genossen, noch eine dieser Hallen füllen zu können, aber obgleich er durch die Quantität gesiegt hat, indem er drei Figuren, einen Perseus und zwei Faustkämpfer aufstellte, so ist ihm doch die Nachbarschaft schlecht bekommen. Nur ein Thorwaldsen, der wirklich vom hellenischen Geiste erfüllt war, wäre würdig gewesen diesen Olympiern zur Seite zu treten, wogegen die süßliche Kanova'sche Sentimentalität in der Nähe der versteinerten Tragödie des Laokoon, der majestätischen Hoheit des jugendlichen Apoll uns unangenehm berührt. Der Laokoon ist die Quintessenz des höchsten Schmerzes, die furchtbare Vereinigung der körperlichen und der geistigen Leiden, das Märtyrerthum mit allen seinen Qualen. Das zur Seite sich beugende Haupt, die Seelenqual die sich in dem brechenden Auge ausspricht, das ergebungsvolle Dulden zeigt uns das tragische Geschick. Denn Dulden und Handeln ist, wie in einer Tragödie, in der Gruppe des Laokoon vereinigt, man sieht hier die zerstörenden Kräfte und ihre Wirkung, während in der Gruppe

der Niobe nur die Wirkung aber nicht die Zerstörung selbst dargestellt ist. Der Kaiser Titus, der „die Freuden des menschlichen Geschlechts" genannt wurde, hat den Leiden des Laokoon ein Denkmal gesetzt; im Jahre 1506 wurde auf dem Esquilin unter den Ruinen des kaiserlichen Palastes das herrliche Kunstwerk gefunden, das Plinius an demselben Orte gesehen hat. Den Leiden des menschlichen Geschlechts, dem Kaiser Nero, verdanken wir wenigstens einen Hochgenuß. Die Zierde seines Palastes in Antium, dem heutigen Porto d'Anzo, war das Ideal männlicher Kraft und göttlicher Schönheit, der weithintreffende Pfeile entsendende Gott, der unsterbliche Apoll, der nach Jahrhunderten aus dem unterirdischen Grabe in unverletzter Schönheit wieder auferstand. Und mit welcher Andacht wird heute der Jüngling verehrt; dicht gereiht stehen Männer und Frauen um ihn her und machen trübselige Vergleiche mit ihrer nächsten Umgebung, ja manchen Frauen wird erst an dieser heiligen Stätte klar, wie wenig ihre eigene Wahl den Gesetzen der Aesthetik entspricht. „Der ewige Frühling, der, wie Winkelmann sagt, die reizende Männlichkeit dieses Gottes umkleidet," mag manche Illusionen, die aus geschnürter Unnatur hervorgegangen, siegreich zerstört haben, und wir sehen es mit Freuden, wie Slaven, Angelsachsen, Franzosen, Deutsche vor diesem, aus karrarischem Marmor gefertigten Götterbilde, ein einig Volk von Brüdern wur-

den. Der Papst im Vatikan muß seinen Nachbar, den Apoll, beneiden, dem es gelingt, allein durch seine imponirende Persönlichkeit so viel Gläubige um sich zu versammeln, und selbst der Merkur und der Jupiter von Otrikoli können sich solcher Triumphe nicht rühmen. Wer die Suprematie des Geistes kennen lernen will, der die Materie wie spielend überwindet, das Siegesbewußtsein, das auf der Stirn thront, während die Lippe noch von Unmuth, von Verachtung schwillt, der betrachte diese ideale Gestalt, die uns ebenso anzieht, wie überwältigt.

Der Sala degli Animali, der Saal der Thiere, der sich hier anschließt, bringt uns auf andere Gedanken. Wir werden plötzlich auf die Erde herabgezogen und zwischen dem Realismus dieser Reiher aus Rosso antico, dieser schlanken Windhunde, dieser Hirsche und Störche ist ein mit Epheu bekränzter Eselskopf eine höchst drollige humoristische Erscheinung. In Museen jagen sich die Eindrücke noch schneller wie auf einer Reise. Den Thieren folgen wieder eine Reihe von Göttern, Feldherrn, Dichtern, auch die berühmte schlafende Kleopatra, das Haupt auf den Arm gestützt, ist hier in einer Nische aufgestellt, und am andern Ende des Saales der Statuen schwingt der Jupiter Verospi den Blitzstrahl, und Menelaus ausdrucksvoller Kriegerkopf, der mit dem Helm geziert ist, ruft uns mit noch

größerer Macht zur Bewunderung herbei, wie einst die Griechen zur Hülfe.

Im folgenden Saal der Musen erwartet uns die Blüthe des Griechenthums. Wir finden hier die Hermen von Zeno, Demosthenes, Alcibiades, Sokrates; ihnen gegenüber zeigen sich Aspasia und Perikles. Der Vatikan hat allein eine Büste der Aspasia, in deren Zügen sich weniger Schwung und Begeisterung, als eine gewisse pikante spöttische Ironie sich ausspricht. Der Jupiter von Otrikoli, so genannt von dem Ort, wo er gefunden wurde, ist die Zierde der herrlichen Rotunde (Sala rotonda), in deren Mitte eine riesige Porphyrschale prangt, die in den Bädern des Titus gefunden wurde. Wir haben schon auf unsrer Wanderung vielen Göttern in's Antlitz geschaut, aber vor der Majestät dieser Erscheinung müssen wir uns beugen; ja fast flößt uns der Beherrscher der Welt ein Gefühl von Furcht ein, denn er ist mehr, als der strenge züchtigende Gott dargestellt, wie als Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Wir steigen wieder vom Olymp zur Erde herab und bewundern in der „Sala della biga" die ästhetische Gymnastik der Alten, die in dem so kräftigen wie graziösen Diskuswerfer die wunderbare Schnellkraft und Elastizität der Glieder offenbart.

Wir sind endlich mit dem Alterthum zu Ende. Die galleria geografica, die ihren Namen nach den

Landkarten der italienischen Provinzen führt, die an den Wänden gemalt sind, trennt die alte Zeit von der neuen. Das Griechenthum verschwindet, die alten Götter treten vom Schauplatz ab und eine neue Epoche beginnt, die mit überwältigender Macht aus der Grabesnacht der Barbarei und des Mittelalters zur Sonnenhöhe der Kunst sich emporschwingt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man aus der bunten Farbenwelt der Griechen und Römer aus dem Sagenkreis der Olympier und der Heroen in das Reich der Entsagung und der Demuth tritt, wo nicht mehr das Kämpfen und Siegen, sondern das Dulden und Harren die Krone des Lebens gewinnen sollte. Die Raphaelischen Tapeten, die nach Raphaels Kompositionen gewirkt wurden, machen selbst in ihrer Verstümmelung durch den Gegensatz gegen das früher Geschehene die mächtigste Wirkung.

Obgleich die Tapeten an vielen Stellen zerfetzt sind, indem sie nach der französischen Revolution in die Hände von Barbaren kamen, die das eingewirkte Gold verkauften, so ist doch ein Genie, wie Raphael, unzerstörbar.

Die Einfachheit und Klarheit der Komposition, die Zeichnung der Figuren, die Bewegung, Haltung und der Ausdruck in den Köpfen, das zeigt uns sogleich den hellen Blick, bei dem Erfindung und Ausführung innig verwebt war. Die Auferstehung Christi, der Fischzug, die Predigt des Apostel Paulus sind so ge-

niale Schöpfungen, daß sie über alle Wunder der Zeit gesiegt haben.

Unsre Begleiter, die nur flüchtige Reisende sind, verlangen jetzt noch die Raphael'schen Stanzen zu sehen; wir stehen dicht vor dem Thore der Offenbarung, aber wer kann in wenigen Stunden so viel Kunstgenüsse verdauen? Und doch zwingt uns die römische Regierung und speziell die Direktion der Museen durch ihre Engherzigkeit uns den Magen zu überladen. Es ist bald 3 Uhr und die Disputa, die Schule von Athen und die Schlacht des Konstantin warten noch unserer. Wer kennt nicht diese großartigen Wandgemälde aus Zeichnungen und Kupferstichen, die eben so geistvoll erdacht, wie aus einem Guß ausgeführt? Leider scheint man auch diese köstlichen Kunstwerke vor dem Eindringen von Schmutz und Staub nicht gehörig zu wahren; wir waren selbst Zeuge, wie man beim Ausbessern des Mosaik-Fußbodens im Saale der Disputa nicht die geringsten Vorkehrungen traf, um den Staub zu löschen, und man konnte in Verzweiflung gerathen, wenn man es ansah, wie gewissenlos die herrlichsten Schätze behandelt wurden. Ueberdies ist die Beleuchtung den Zimmern nicht günstig, und ist der Tag nicht ganz klar, so hat man Mühe, die in den Wolken getragenen Figuren, wie in der Disputa, zu erkennen. Und wie characteristisch ist der Kampf der gottbegeisterten Männer und der Kampf der Philosophen! Dort schei-

nen alle, trotz widerstreitender Meinungen, im Lichte der göttlichen Botschaft sich zu sonnen, während in der Schule von Athen die Geister auf einander platzen, Plato und Aristoteles als Heerführer sich gegenüber stehen, und der Cyniker Diogenes, die Tafel in der Hand, mit seiner eigenen Weisheit sich begnügt. Göthe hebt dies besonders hervor, mit wie tiefer Erkenntniß Raphael seine Vorkämpfer des Wissens gruppirt hat. „Wie die Völker, sagt er, so theilen sich auch Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Aristoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerstreit; und es ist als ein großer Vorzug des unsrigen anzusehen, daß die Hochschätzung beider sich im Gleichgewichte hält, wie schon Raphael in der sogenannten Schule von Athen beide Männer gedacht und gegeneinander über gestellt hat.“ Wir werfen noch einen Blick auf die Stanza d' Eliodoro, in das Zimmer des Heliodor. Der Kirchenräuber wird durch den himmlischen Reiter zu Boden geworfen; diesem mit Helm und Panzer bewaffneten Himmelsboten sieht man seine göttliche Abkunft an, es ist eine der schönsten idealisirtesten Gestalten, vor dessen Seelenadel die Gemeinheit zu Boden sinkt. Das an Umfang größte Freskogemälde, Konstantins Sieg über Maxentius, hat Guilio Romano nach Zeichnungen Raphaels ausgeführt, der in dem Augenblick der Welt entrissen wurde, als er dies Werk beginnen wollte. Wahrscheinlich hat sein Schü-

ler hier viel sein eigenes Erfindungstalent walten lassen, denn der Komposition mangelt die Klarheit, und in dem großen Schlachtgewühl am Ponte Molle vermissen wir den Ariadnefaden des Künstlers, der uns sicher durch die wogenden Massen hindurch führt. Die Römer haben nicht das Sprüchwort, daß die Zeit Geld ist, aber der fremde Besucher des Vatikan muß es haben. Er muß mit der Zeit geizen, da sie ihm so karg zugemessen ist. Schon wird das Publikum von den Kustoden und Schweizern gedrängt, die Säle, die leer geworden, gleich geschlossen und ein künstlerischer Rückzug nicht gestattet. Immer vorwärts, ist die Parole der vatikanischen Beamten, obgleich sie sonst im Vatikan nicht maaßgebend ist. Man erlaubt uns noch durch die besondere Gunst eines der Directoren, eines bekannten Bildhauers, wenigstens die Loggien zu sehen, und wir bemerkten mit Freuden, daß Rom selbst auf diesem Boden Ausnahmen von der Regel gestattet. Die erste Arkadenreihe im zweiten Stockwerk des vatikanischen Palastes führt den Namen der Loggien Raphaels. Früher waren diese nach dem Hofe zu liegenden Hallen geöffnet und den Einflüssen der Witterung ausgesetzt; unter der napoleonischen Herrschaft wurde endlich diese Barbarei aufgehoben, es wurden Fenster vorgezogen, und jetzt wenigstens vermag Regen und Wind nicht mehr die Raphaelsche Bibel vor den Augen der Welt stückweise zu vernichten. Aber leider

war es schon zu spät: Im Ganzen sind nur noch der herrliche dekorative Schmuck, die Verzierungen und Arabesken, die Blumen und Fruchtgewinde einigermaßen erhalten; von den Figuren sind nur noch die Umrisse zu erkennen, und nur durch die unzähligen Plagiate und Vervielfältigungen, die diese anmuthige Schöpfungen der ganzen Welt zugänglich machten, ergänzt sie das Auge. Schon Göthe klagt darüber und ruft aus: „Das Vergnügen des ersten Eindrucks ist unvollkommen, es ist, als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloschenen beschädigten Handschrift herausstudiren sollte." Und seit der Zeit sind noch 70 Jahre über die Loggien hinweggezogen! — Die Deckenstücke, die mehr gegen die Elemente geschützt waren, strahlen noch immer in unverwelklichem Glanze, und die Farben sind noch wohl erhalten. Wie herrlich muß früher der Anblick gewesen sein; keinen reizendern dekorativen Schmuck, der doch so leicht hingeworfen erscheint, kann man ersinnen, es ist, als ob die Phantasie von Blumenduft berauscht, ihre bunten Träume gemalt hat. Und wie passen zu dieser reichen feenhaften Ausschmückung jene biblischen Anstalten, die uns in das Reich der Mythe versetzen. Loth mit seinen Töchtern, Lea beim Brunnen offenbaren die natürlichste und edelste Auffassung. Gott Vater, der das Chaos bändigt, erinnert etwas an Michel Angelo, und dieser soll behauptet haben, daß Raphael trotz des Verbots in die sixti-

nische Kapelle gegangen und von dort den ihm eigenthümlichen Gott Vater entführt habe. Die heilige Inquisition mischte sich nicht in diese Eigenthumsfrage, wie überhaupt das Papstthum darin liberal war, daß es damals den Künstlern den weitesten Spielraum in ihrer subjectiven Auffassung ließ. Raphael zeigt uns Götter, Engel und Madonnen so einfach natürlich und menschlich, daß sie dem Kinde wie dem Manne gleich verständlich sind. — Was Boccacio von Dante sagte, kann man mit noch größerem Recht auf Raphael anwenden: „Es ist ein Strom, durch welchen ein Löwe schwimmen und ein Lamm gehen kann,“ es ist Tiefe und Einfachheit, es ist die erhabenste Idee und der schönste Schein, es ist das Unendliche und das Endliche, die hier im Brennpunkt eines Genius ihre Vermählung feiern.

Vasari, der in seinen Biographien ausgezeichneter Künstler sich geflissentlich bestrebte, den Michel Angelo auf Kosten Raphaels zu feiern und zuerst ihn als einen Plagiator hinstellte, ist doch beim Anblick der Loggien so begeistert, daß er entzückt ausruft: man kann nichts Schöneres machen, noch ersinnen. Und obgleich er sein Gegner ist, so war doch Raphaels Persönlichkeit so hinreißend, daß selbst alle seine Neider ihm gegenüber ihre üble Laune verloren und wie von zauberischer Macht ergriffen, vor ihm sich beugten. Wie Nebel vor der Sonne flieht, so zertheilte sein

Genius die trüben Wolken kleinlicher Künstlereitelkeit. Vasari sagt: „Raphael ist überall lieblich erschienen und hat überall Wohlgefallen erweckt. In seiner Gesellschaft waren alle einig, was sonst wider die Natur der Künstler streitet; nicht nur die unbedeutenden waren es, sondern auch diejenigen, welche den Anspruch machten groß zu sein. Alle üble Laune schwand, wenn sie ihn sahen, und jeder niedrige gemeine Gedanke war aus ihrer Seele verscheucht. Sie fühlten sich überwunden durch seine Freundlichkeit, seine Kunst, und mehr noch durch die Macht seiner schönen Natur."

Wer selbst weiter nichts als die Loggien gesehen, in denen in Form und Gedanke die höchste Anmuth sich ausspricht, wird diese Worte Vasari's unterschreiben. Aber im Vatikan hat Raphael noch ein schöneres Denkmal sich erbaut. Die vatikanische Gemäldegalerie, obgleich sie gewiß die kleinste der öffentlichen Galerien in Europa ist, enthält doch so reiche Kunstschätze, daß sie allein mehrere Montage in Anspruch nimmt. Fünf Raphael's sind in dieser Sammlung, die nur 38 Nummern zählt. Die berühmte Madonna di Fuligno, die Krönung der heiligen Jungfrau, eines seiner ersten Werke, die Transfiguration sein letztes, das geistvolle, so innig komponirte Bild, das die drei theologischen

Tugenden darstellt, und endlich eine Predella zu der Krönung Maria's, die in der Zeichnung noch ganz die überkommene, etwas ängstliche Manier seines Lehrers Perugino zeigt. Es stammen diese Werke fast alle aus verschiedenen Epochen, aber ein Raphael'scher Zug geht durch alle, das ist die Grazie und der feine Schönheitssinn, der in allen, mehr oder weniger entwickelt, sich kund giebt. Titian, Perugino, Domenichino, Sacchi, Murillo, das sind in diesen Räumen Raphaels Hausgenossen, die alle durch vortreffliche Werke repräsentirt, mit ihrem Meister um die Krone zu ringen scheinen.

Haben wir die römische Regierung wegen ihrer Engherzigkeit getadelt, mit der sie dem Publikum nur einmal in der Woche den Anblick so herrlicher Schätze gestattet, so müssen wir die Urbanität der römischen Patrizier um so mehr anerkennen, deren Galerien täglich oder wenigstens mehreremal in der Woche und immer auf viele Stunden geöffnet sind. Die Säle des Fürsten Borghese, die eine der werthvollsten Sammlungen enthalten, sind kaum mehr Privatbesitz zu nennen; alltäglich ist hier der Eintritt ohne jede weitere Formalität gestattet, und an Raphaels herrlicher Grablegung kann man zu jeder Zeit sich erheben. Das Portrait eines Kardinals und das Cäsar Borgia's, in dem noch mehr Blasirtheit als Wollust und Grausamkeit sich ausspricht, sind auch Raphael'sche Werke, in denen namentlich beim Kardinal die lebensvollste Auf-

fassung sich ausspricht. Eine Corregio'sche Perle glänzt hier, die um so höher hier anzuschlagen, weil in Rom so wenige Werke dieses Meisters zu finden, es ist die Danae, der Jupiter in Gestalt eines Goldregens erscheint. Eins der berühmtesten Gemälde des Domenichino: Diana mit ihren Nymphen auf der Jagd, zeigt uns in schöner Landschaft die anmuthigsten Gruppen der jagenden Götter. Bilder von Gerofalo, die gut gemalt, aber nüchtern komponirt sind, sind in großer Menge vorhanden; auch von Andrea del Sarto hat man eine reiche Auswahl.

Mit der Galerie des Fürsten Borghese wetteifern an Quantität die des Fürsten Doria, aber an Qualität muß sie bedeutend nachstehen. Anibale Caracci ist hier durch Meisterwerke vertreten, einer der vorzüglichsten Claude Lorrains, eine reizende Landschaft, fesselt unser Auge; das Portrait des berühmten Andreas Doria, durch die feinste Charakteristik sich auszeichnend, zeigt uns die große Meisterschaft Sebastians del Piombo. Noch eine Menge sehr beachtenswerther Gemälde finden sich, aber die noch größere Masse des minder Guten schwächt den Eindruck. Die kleine Galerie des principe Sziarra ist ein wahres Schmuckkästchen, das mit den strahlendsten Edelsteinen eingefaßt ist. Der berühmte Violinspieler von Raphael ist hier der größte Anziehungspunkt; neben ihm die Kartenspieler von Caravaggio und die beiden Frauen in hal-

der Figur, die die Eitelkeit und die Bescheidenheit darstellen von Leonardo da Vinci. Endlich sind noch die Galerie Barberini wegen des Portraits der Fornarina und Cenci der Beachtung werth, die leidende engelreine Unschuld und ihr Gegensatz die glückliche von seliger Freude erfüllte Geliebte, sie bilden hier ein vis-à-vis, bei dessen Betrachtung uns die Frage Warum? auf den Lippen schwebt, diese Frage an das Schicksal, das so verschieden seine Güter austheilt. Aber „ein Narr wartet auf Antwort.“ Auch jenseits der Tiber in dem stillen Trastevere haben noch die Künste ein Domizil und der Fremde muß auch dorthin pilgern. Am Abhang des Janiculus in der Villa Farnesina, die über den Gärten des Kaisers Geta erbaut ist, finden wir das herrliche Freskogemälde der Galathea, das Raphaels Meisterhand ausgeführt hat. Die Tochter des Nereus erscheint hier in einer von zwei Delphinen gezogenen Muschel, umgeben von Nereiden, Tritonen und Liebesgöttern. Wie wenig Raphael sonst von Künstlereitelkeit erfüllt und nur im fortdauernden Arbeiten und Streben seinen innern Frieden fand, das zeigt uns ein Brief, den er gerade über dieses Werk an einen seiner Gönner, den Grafen Balthasar Kastiglione schrieb. „Was die Galathea betrifft, so würde ich mich für einen großen Meister halten, wenn nur die Hälfte der schönen Sachen drin wäre, von denen Sie mir schreiben. In Ihren Worten erkenne ich Ihre Liebe. Da eine Theurung ist an guten Richtern und

an schönen Weibern, so bediene ich mich einer gewissen Idee, die mir vor den Sinn kommt. Ob diese etwas von Trefflichkeit für die Kunst habe, das weiß ich nicht, wohl bemühe ich mich sie zu haben. (Ma essendo carestia e dé buoni giudici e di belle donne, io mi servo di certa idea, che mi viene alla mente. Se questa ha in se alcuna eccellenza di arte, io non so, ben m'affatico d'averla.)

Der Farnesina gegenüber ist der schöne großartige Palast Corsini, wo einst Christine, die Königin von Schweden, ihre letzten Tage zubrachte. Seine Kunstschätze füllen eine Reihe von Sälen, jedoch ist die Echtheit vieler Bilder sehr zweifelhaft. Drei ecce homo finden wir hier von Guercino, Guido Reni und Carlo Dolce, die zu interessanten Vergleichungen Veranlassung geben. Ein sehr lebensvolles Portrait Philipp II. von Titian läßt schon in den noch jugendlichen Zügen den finstern Despoten ahnen. Sehr interressant sind elf kleine Bilder von dem französischen Maler Callot, die alle Gefahren des Soldaten-Lebens in der frappantesten Weise darstellen. Dieser malende Gozzi, wie ihn Jean Paul nennt, weiß die misères et malheurs de la guerre von der lebendigsten Seite aufzufassen und stellt mit phantastischem Humor den lagernden Soldaten vor so wie denjenigen, der um ein Exempel zu statuiren, zur Exekution geführt wird. Eins der letzten Zimmer enthält die Perle der Sammlung, eine lebensgroße

Maria mit dem Kinde im Charakter einer spanischen Bäuerin von Murillo. Der zum Palast gehörige Garten erstreckt sich bis zu den Höhen des Janiculus, die das reizendste Panorama vor uns erscheinen lassen.

Fliegen wir von hier aus auf einen andern der sieben Hügel, auf den Monte Pincio, so können wir, wenn wir dem Portier eine von seinem Herrn ausgestellte Karte vorzeigen, durch die große Eingangspforte in die Villa Ludovisi unsern Einzug halten. Hier stehen wir unter dem Schutze der Juno. Ihr herrlicher Kopf ist eben so erhaben wie majestätisch und weht uns an, wie Göthe ausrief: „wie ein Gesang Homers.“ Die Gruppe eines Galliers mit seiner Frau, der sich und sie tödtet, um nicht in Knechtschaft zu fallen; dieses unter dem Namen Arria und Pätus bekannten Kunstwerk ist in demselben sogenannten Kasino, das wegen seiner verfallenen schmutzigen Mauern kein würdiger Aufenthalt für Götter und Helden ist. Der Garten dagegen, wo einst Sallust promenirte, ist vortrefflich gepflegt, nur passen zu den alten Erinnerungen nicht die geschorenen Hecken, die uns ganz in die Zopfzeit versetzen. Es war in den letzten Tagen des Januar, als hier die Pfirsich- und Mandelbäume, die Lorbeerbäume, die Orangen, die Akazien in vollster Blüthe standen. Die Veilchen durchwürzten die Luft und die Anemonen prangten. Durch herrliche Laubgänge kamen wir nach dem kleinen Casino, das die Fresken von Guercino, die Mythe

der Aurora enthält. Die Aussicht vom Belvedere ist eine der schönsten, und Gebirg und Campagna entfalten, von diesem Punkt gesehen, den ganzen Zauber ihrer Herrlichkeit. So wetteifern in Rom immer Kunst und Natur um den Preis der Schönheit, ja sie ergänzen sich gegenseitig, und wenden wir uns von der wirklichen Welt zur idealen, so haben wir nicht erst nöthig, uns zu sammeln, oder in eine höhere Stimmung zu versetzen. Die Kunstwerke erscheinen hier wie Früchte, die aus dem Boden erwachsen sind, nicht wie Treibhauspflanzen, die nur bei künstlicher Wärme gedeihen.

Aber bei unserer schnellen Wanderung durch Roms Villen und Museen, durch die Galerien der römischen Großen haben wir den Besuch bei der berühmtesten Familie bis zuletzt aufgehoben. Noch müssen wir das Geschlecht der Cäsaren kennen lernen, die in einem der berühmtesten Paläste auf dem Kapitol in marmornen Ebenbildern residiren. Mark Aurels Reiterstatue, die auf dem Platz vor dem Palast steht, bereitet uns in würdiger Weise auf den Empfang vor. Wir treten in den Hof ein, der mit der kolossalen Bildsäule eines Flußgottes, Marforio benannt, geschmückt ist. Auf der Treppe, die nach dem obern Stockwerk führt, finden wir in den Wänden die Pläne des alten Rom eingemauert, die aus der Zeit des Septimius Severus herrühren sollen. Durch die ganz mit Statuen angefüllte Galerie kommen wir in ein Seitenzimmer, das das

berühmte antike Mosaikbild enthält, das unter dem Namen der kapitolinischen Tauben bekannt ist, die schon zu Hadrians Zeiten auf dem runden Wassergefäß saßen, und noch heute in voller Jugendfrische prangen. Von einer Taube zu einem Nero ist hier der Sprung nur ein kleiner; wir treten in die „Stanza degli Imperatori“ ein und befinden uns im Angesicht der gesammten römisch-kaiserlichen Familie. In der Mitte steht die Bildsäule der auf einen Sessel ruhenden Agrippina und an den Seiten die Büsten der Cäsaren Julius Cäsar, August, Tiberius, Kaligula, Nero, Titus, Antonius Pius, Lucius Verus nebst Gemahlin, Septimius Severus nebst Gemahlin, Geta, alle Majestäten sind hier vereinigt. Ein Kopf des Kaligula ist durch den Stein von grünem Basalt eben so ausgezeichnet, wie durch die schöne Arbeit, wie überhaupt die Büsten der Tyrannen, die sehr eitel auf ihre Züge waren, geschmackvoller und sorgfältiger behandelt sind, als diejenigen, die den Titel „pater patriae“ mit Recht verdienten. So ist Neros Andenken noch im heutigen Rom nicht vergessen; ein Thurm, eine Straße führt noch heute seinen Namen, und der Räuber und Mordbrenner lebt noch frischer im Gedächtniß des Volks, als Trajan und Titus. Der Mensch vergißt leichter seine Freuden als seine Leiden und die Tragödien haben eine längere Lebenskraft, als die heiteren Spiele der Phantasie. Achtzig Marmorportraits von Julius Cäsar bis auf Juli-

anus Apostata sind hier in historischer Reihenfolge aufgestellt; ein Physiognomiker kann hier ebenso interessante Studien machen, wie der Kunstfreund, der den allmähligen Verfall der Kunst hier schrittweise verfolgen kann.

Innocenz X., der diese Sammlung anlegte, muß der Meinung gewesen sein, daß das Diadem und der Lorbeer gewöhnlich in keiner Verbindung stehen, denn er legte dicht neben das Kaiserzimmer das Zimmer der berühmten Männer, die „Stanza degli Uomini illustri.“ Hier finden wir drei Büsten des Sokrates, die alle an der aufgestülpten Nase und der hervortretenden Stirn leicht kenntlich sind und an die Schilderung seines Schülers Platon erinnern, der ihm den Kopf eines Silen zuschreibt. Drei Büsten Homers zeigen uns die edlen Züge des blinden Sängers, Euripides steht neben ihm und der Stifter der epikuräischen Schule offenbart hier die höchste philosophische Ruhe. Die Büste des Cicero ist von vortrefflicher Arbeit und seinen Lippen scheint das beredte Wort zu entströmen. Auch Szipio Afrikanus mit der bezeichnenden Narbe und Mark Aurel glänzen hier unter den Dichtern und Philosophen. Wir kommen nun durch den großen Saal, der uns Herkules als Knaben und als Mann zeigt und aus dem Kinde das Alter erkennen läßt, zu dem Zimmer des Faun. Die Statue eines Faun, die in der Villa Hadrians gefunden wurde, ist in der Mitte aufgestellt. An einem ausgezeichneten Sarkophag sehen wir

die Amazonenschlacht in den lebendigsten Gruppen dargestellt. An der Wand ist auf einer Metalltafel die sogenannte „lex regia“ eingemauert. Sie war früher in der Lateran-Kirche und Cola Rienzi erklärte aus ihr in öffentlicher Versammlung die dem römischen Volke übertragene Souverainetät. In einem Seitenzimmer, das nur gegen ein Trinkgeld geöffnet wird, befindet sich die berühmte Statue der kapitolinischen Venus. Zugleich mit der Leda und mit der Gruppe Amor und Psyche hat die Behörde, wie man sagt, aus Prüderie diese Göttin eingekerkert, und aus der Tochter des Olymps eine Aphrodite gemacht, die für ein Trinkgeld jedem zugänglich ist. Aber selbst dies schlecht beleuchtete Zellengefängniß, zu dem sie schon seit 20 Jahren verurtheilt ist, hat der Venus nichts von ihrer Schönheit rauben können. Der fast durchsichtige parische Marmor erhöht noch den Reiz ihrer üppigen Formen, die mehr entwikkelt als die der Medizäerin sind, und indem sie sich zum Baden anschickt, tritt uns die imposante Gestalt in voller Majestät entgegen. Wie mit einer schmerzensreichen Elegie schließt die kapitolinische Sammlung mit dem sterbenden Fechter. Der „gladiatore moribondo“ macht sein Schild zu seinem Sterbebett und haucht mit brechendem Auge seinen letzten Seufzer aus. Es sind in diesem Zimmer außerdem alle die Kunstwerke aufgestellt, die nachdem sie Napoleon nach Paris entführt

hatte, im Jahre 1816 auf den klassischen Boden wieder zurückgekehrt sind, unter denen der berühmte graziöse und schalkhafte Satyr eine Nachahmung des Praxiteles den ersten Rang einnimmt. In Rom haben die Bücher keine Schicksale, höchstens das alltägliche verboten zu werden, aber fast alle bedeutenden Kunstwerke haben ein bewegtes Leben geführt.

## XIII.

### Die Kirchen.

In der Villa Albani steht ein marmorner Kandelaber, dessen reiche Verzierung die Horen bilden, die im Kreise tanzen. Den Rundtanz des Jahres, dessen Erscheinungen so regelmäßig verlaufen, wie die Sonne ihre Bahn innehält, stellen diese Göttinnen dar, die auch im heutigen Rom noch verehrt werden. Auch für die Beherrscher des heutigen Rom ist das Jahr noch immer ein rundes und für die ewige Stadt ist Alles schon dagewesen und kehrt Alles wieder. Rom schleudert noch immer seine Bannstrahlen und Bullen, obgleich ihre Wirkungen nicht mehr so mächtig sind; Rom sendet noch immer in demselben weltbeherrschenden Tone seine Rundschreiben und Hirtenbriefe, obgleich die Welt sich durchaus nicht bessern will, Rom schließt die glücklichsten Konkordate ab und doch sind die Ideen der Zeit siegreicher, als diese Bestimmungen.

Man hätte glauben sollen, daß das Dogma der unbefleckten Empfängniß auf die Gemüther der Gläubigen

irgend eine sichtbare Wirkung äußere, aber weder freudige Zustimmung noch laute Opposition machte sich kund, und so feierlich es verkündet wurde, so stillschweigend ward es hingenommen. Das Jahr, in dem das Dogma eingesetzt wurde, verfloß noch runder wie die früheren, und die Horen tanzten weiter ohne Unterbrechung im Kreise. Glückliche Stadt, in der Alles beim Alten bleibt und die alltäglich ihr bestimmtes Pensum durchmacht. Heureux le peuple dout l'histoire est ennuyeuse! sagt Montesquieu. Der Papst weiß von Tausenden seiner Unterthanen, was sie täglich treiben und was sie über's Jahr thun werden. Es sind dies die in der Klausur lebenden Mönche, die, um dem Himmel gefällig zu sein, sich schon auf Erden pensioniren ließen und nicht mehr in das Rad der Weltereignisse eingreifen wollen. Was Cäsar beim Cassius fürchtete, nämlich seine Magerkeit, die auf Energie und Thatkraft deutet, diese Angst flößen uns selbst die beschaulichen Bettelmönche nicht ein, die doch ihren Gelübden nach die enthaltsamsten und mäßigsten sein müssen. Sie sind größtentheils wohlgenährt, vom behaglichsten Aeußern, und haben so kugelrunde Formen, wie man sie hier, wo schlanke Gestalten bei weitem überwiegend sind, sehr selten findet. Nunquam scientia reperitur in ventre crasso, sagt der heilige Chrysostomus. Die armen Jesuiten, die bleich und mager sind und tiefgefurchte Denkerstirnen haben, müssen die ganze Last der

Wissenschaft auf sich nehmen, während Franziskaner und Kapuziner das schöne Rom so recht von Herzen genießen und den ganzen Tag im beschaulichen Betteln lustwandeln. Auf allen Landschafts- und Architekturbildern finden wir fast immer einen glücklichen Weltverachtenden Bettelmönch als malerische Staffage, der nicht müde wird, sich ewig dasselbe Bild zu betrachten. Nach Reumont waren im Jahre 1845 in Rom 2479 Mönche, 1550 Nonnen und 1654 Weltgeistliche; von 29 Einwohnern ist nach der Berechnung von Raumer immer einer ein Geistlicher. Müssen wir da nicht mehr an das glückliche Himmelreich als an die unglückliche Erde erinnert werden?

Und doch, wenn man Rom von einem Höhenpunkte betrachtet, sieht es aus, als ob die Erde hier gar nichts nach dem Himmel frage, im Gegentheil sich vor ihm zu schützen suche und sich förmlich vor seinen Segnungen fürchte. Wer aus Deutschland kommt und noch Schnee in den Augen und Ohren hat, dem erscheint die Kuppelform der vielen Kirchen wie eine bombenfeste Bastion, die gegen den Himmel aufgerichtet ist; dann denkt man sehnsüchtig an die schlanken gothischen Thürme, deren Spitze sich in die Wolken verlieren und die, wie eine Himmelsleiter, bis in den reineren Aether emporsteigen. Rom hat bei 170,000 Einwohner 360 Kirchen, von denen manche mit mehr als einer Kuppel geschmückt sind. Wer die hinlängliche Geduld hat, der kann vom

Neujahr bis Sylvester einen eigenthümlichen Kursus durchmachen, jeden Tag eine neue Kirche besehen, genau der Chronologie folgen und endlich dorthin wieder zurückkehren, von wo er ausgegangen. Das Dogma der unbefleckten Empfängniß, das von allen Altären verkündet wurde, machte diese Rundreise und das runde Jahr, dessen Ereignisse sich wie ein Knäul abwickeln, trat uns wieder deutlich vor die Augen.

Aber man glaube nicht, daß eine so gewissenhafte Rundreise durch sämmtliche Kirchen der ewigen Stadt auch wirklich belohnend sei; mit Ausnahme von ungefähr zehn Kirchen enthalten die übrigen wenig bemerkenswerthe Kunstschätze. Das Museum des Vatikan und die Privat-Galerien haben die vorzüglichsten Gemälde in ihre Räume aufgenommen, und die Architektur der großen Gottestempel erregt bei weitem mehr das Interesse des Reisenden als die einzelnen künstlerischen Arbeiten, da namentlich die Bilder durch die Wolken des Weihrauchs sehr gelitten haben. Wer die drei St. Peter gesehen hat in Vaticano, in montorio und in vincoli, den St. Paul fuori le mura, die verschiedenen Marien, maggiore, della pace, degli Angeli, del Popolo besucht, wer den großartigen und herrlich gelegenen Lateran und die alte Rotunde des heiligen Stephan in Augenschein genommen, der kann für's Erste ausruhen, sie bieten ihm bei weitem mehr als alle übrigen Dome und enthalten das reichste Material für Kunst und Ge-

schichte. Der St. Peter ist trotz seiner Größe der wohnlichste Saal. Wir haben in diesen weiten Räumen das höchste Gefäll der Behaglichkeit und wenn es der Zweck der Kunst sein muß uns ihre Mittel und die Schwierigkeit der Arbeit vergessen zu lassen, so hat der Architekt, der berühmte Bramante hierin Außerordentliches geleistet. Der weite Raum erfüllt uns nicht mit Grauen, es ist keine Oede, keine Leere, die erst die geschäftige Phantasie bevölkern muß, sondern überall finden wir uns wie zum Ausruhen eingeladen, und selbst die zahlreichen Grabmäler der Päpste erinnern uns nicht an den Tod am Kreuze, sondern nur an den schönen Genius mit der umgekehrten Fackel. Fast in allen Sprachen der civilisirten Welt kann man hier beichten, wie die Ueberschriften der zahlreichen Beichtstühle zeigen, und der reuige Sünder, der in diesen lichten Hallen zum Bekenntniß zugelassen wird, muß die Erlösung von der Schuld schon im voraus empfinden. Wird in St. Peter das Gemüth zur Versöhnung gestimmt und scheinen die Engel der Liebe uns zu umschweben, so erfüllt uns St. Stefano mit den gräßlichsten Qualen. Die schöne Rotunde des heiligen Stephan auf dem Monte Celio, die aus dem 5ten Jahrhundert stammt, ist durch die Malereien von Tempesta und Pomerancio so entstellt worden, daß wir beim Anblick ein ähnliches Gefühl wie bei der Seekrankheit haben. Alles was die Phantasie nur an Martern und Folter-

qualen ersinnen kann, jede Art, in der der menschliche Leib nur gepeinigt werden kann, sei es durch Feuer, Schwert, Nägel, Beil; dieses blutige Schlächterhandwerk haben hier die Maler zu Ehren der Märtyrer dargestellt, und es ist noch nicht das Schrecklichste, wenn der heilige Dyonis seinen eignen, eben abgeschlagenen Kopf in der Hand, spazieren geht. Um die Macht dieses Entsetzen erregenden Wunders zu entkräften, soll ein berühmter Mann ausgerufen haben: ce n'est que le premier pas, qui coute. Mit diesem Wort können wir uns trösten über die Wunden, die unserm ästhetischen Gefühl geschlagen werden, und die herrliche Wölbung der Rotunde betrachten, die ein Meisterwerk kirchlicher Baukunst ist. Die Kirche, die seit Gregor XIII. den Jesuiten gehört, ist nur am Stephanstage geöffnet; eine zahlreiche Menge wandelt in den alterthümlichen Räumen und studirt mit großem Eifer die mannigfaltigen Arten, auf welchen furchtbaren Umwegen man vom Leben zum Tode gebracht werden könne. Ein breiter Weg, der sich größtentheils zwischen hohen Mauern hindurch zieht und nur selten die Aussicht auf Gärten und Weinberge frei läßt, führt uns nach einer der bedeutendsten römischen Kirchen, in der häufig die Päpste in eigner Person das Hochamt verrichten, nach St. Johann im Lateran. Auf einem freien Platze gelegen, strahlt uns schon von weitem die stolze Inschrift entgegen: Lateranensis ecclesia, omnium urbis

et orbis ecclesiarum mater et caput, der Lateran, die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises. Von Konstantin gegründet, hat die alte Basilika mannigfache Umwandlungen erlebt. Bis zum 14ten Jahrhundert Begräbnißstätte der Päpste, dann durch Brand zerstört, dann wieder in den größten Dimensionen aufgebaut, strahlt sie jetzt im reichen Glanz und wetteifert in ihren reich dekorirten Kapellen und Grabmälern mit der Pracht des St. Peter. Auf die älteste Kirche hat sogleich die jüngste Geldmacht ihr Auge gerichtet und wo die Häupter der Apostel Petrus und Paulus aufbewahrt werden, da ruht nur wenige Schritte entfernt in einer Familiengruft der Banquier Torlonia, der als erster Gläubiger Roms nicht die Märtyrerkrone, sondern die Herzogskrone davon trug. Aus fünf Schiffen besteht die 200 Schritt lange Kirche, und Pfeiler und Arkaden bringen in die kolossale Masse die schönste Proportionen. Das Aeußere entspricht vollkommen dem Innern. Die Hauptfacade hat 5 Balkone; von dem mittlern ertheilt der Papst dem Volke den Segen. Die breite Vorhalle mit Pilastern, die Sixtus V. errichten ließ, macht schon aus der Ferne eine bedeutende Wirkung. Wie aber der Platz vor der Peterskirche eine künstlerische Schöpfung ist und die großartigen Säulenhallen und Wasserkünste uns erhebend auf den größten Dom der Christenheit vorbereiten, so hat der Lateran durch seine herrliche Lage mehr

natürliche Reize erhalten, und der Gott in der Natur stimmt hier so andächtig und übt eine solche Macht aus, daß wir leicht dem in der Kirche untreu werden. Von den Stufen der Vorhalle aus zeigt sich uns die schönste Scenerie und ein Blick in das poetische, trümmerreiche Chaos der Campagna entzückt das Auge. Das Albaner Gebirge, dessen Gipfel in ein weißes Schleiertuch gehüllt sind, umkränzt die Landschaft. Die Trümmer von Palästen, Villen, Ruinen, von Wasserleitungen, die wellenförmigen Hügel mit einsamen flach abgedachten Pinien und schlanken Cypressen, dieses lebensvolle und lebensmüde Bild breitet sich bunt durchkreuzend vor uns aus, während der blaue Himmel und das Sonnenlicht mit violetten Farben Berg und Thal übergießt.

So führt uns Rom immer wieder an den Busen der Natur zurück. Ein Blick von der Höhe auf dies reiche Farbenspiel der Campagna, und wir vergessen darüber die Verzückungen der Märtyrer, den Pomp der Kirchen, das Elend des Landes. Man kann in diesem Thau gesund sich baden, und selbst die scala santa, die heilige Treppe gegenüber dem Lateran, auf der stets Gläubige auf den Knien mühsam heraufklimmen, erscheint uns in einem mildern Lichte. Diese Treppe, die in dem zur Kirche gehörigen Palast des Lateran sich befindet, besteht aus 28 Marmorstufen; es soll dieselbe Treppe sein, die Christus im Hause des

Pontius Pilatus, als er vom Gericht herabkam, mehremal herauf und herabgestiegen sein soll. Die Stufen führen zu einer reich ausgestatteten Kapelle, und dem Andächtigen, der den Weg kniend zurückgelegt hat, sind die Sünden auf lange Zeit vergeben. Man findet hier immer Büßende aus den untersten Schichten des Volkes, Bettler, Landleute, alte ärmlich gekleidete Frauen, die sich hier den Ablaßzettel verdienen, indeß der Vermögende einen solchen Garantieschein bei dem frommen Bruder, dem Pförtner der Kapelle, für ein beliebiges douceur und noch dazu in allen Sprachen käuflich erhalten kann. Wie würde man in andern Ländern über solche Dinge Zeter schreien, aber auf römischen Boden empfangen wir durch die großartigen Eindrücke von Kunst und Natur so viel paradiesische Ruhe, daß wir solche Scenen der Ausbeutung des Aberglaubens wie den Ablaßzettel mit in den Kauf nehmen, Wir müssen uns darin Göthe zum Muster nehmen, der sich um alle diese Dinge sehr wenig kümmerte, weil so viel ursprüngliches Licht vorhanden ist, daß diese vorüberziehenden Schatten nur auf wenige Augenblicke den Genuß stören. Sein Freund, der Rath Grüner, wollte sich einst Auskunft über die römische Geistlichkeit erbitten und schrieb ihm: „Es mögen nicht die besten Sitten in Rom herrschen, denn wenn ich dem Boccaccio trauen darf, so soll sich ein Jude deshalb haben taufen lassen, weil, wie er behauptete, die christliche

Religion göttlichen Ursprungs sein müsse, sonst wäre sie längst wegen der schlechten Sitten in Rom gänzlich vertilgt worden. Eure Excellenz können hierüber den besten Aufschluß geben." Und die Excellenz erwiderte hierauf ebenso vorsichtig, wie treffend: „Ich kann freilich nicht billigen, daß die Geistlichkeit in Rom sich so sehr mit weltlichen Dingen befaßt, aber um dergleichen habe ich mich nicht gekümmert, sondern bin mehr meiner Leidenschaft, Kunstgegenstände dort genauer zu betrachten und mich auszubilden, nachgegangen. Bei jedem Tritte in Rom stößt man auf Gegenstände, die zu ernsten und angenehmen Betrachtungen Anlaß geben. Wir haben daher von der Geistlichkeit nur diejenigen besucht, in deren Palästen Kunstgegenstände zu sehen waren."

Die Gedanken, die uns mit der jüngsten Gegenwart verknüpfen, sind überdies so schwer hier festzuhalten, da das alte Rom mit der Kraft eines Riesen spielend, die Kette zerreißt. Wir sahen hier auf dem Platz vor dem Lateran eine ganze Schaar von Knaben, die in geistliche Gewänder gekleidet waren; es sind dies die Prediger der Zukunft, die Kadetten der Hirarchie, und es ließe sich ein Langes und Breites über die heranwachsende geistliche Miliz sagen; ihre ehrwürdige Tracht steht mit ihrem jugendlichen Alter so in Widerspruch, daß sie fast unwillkürlich den Spott über diese geschmacklose Dressur herausfordern, aber sie spielen Ball

um den Obelisk des Lateran, den größten ägyptischen Koloß in Rom, und dieser Koloß läßt uns sogleich die schwarzen Zwerge übersehen, die am Boden sich vergnügen. Der Obelisk, der erst am Sonnentempel zu Heliopolis in Aegypten stand, ward im Jahre 357 von Konstantin nach Rom gebracht, wo er in der Spina des Cirkus Maximus aufgerichtet wurde. Hier fand er durch die Zerstörungen der Barbaren ein mehr als tausendjähriges Grab. Sixtus V. ließ ihn wieder an's Licht der Welt befördern, und der Wiedergeborene, der einst der Sonne geweiht war, ist bis heut der Sonne nicht wieder gewichen; er hat sich zum Christenthum bekehrt, und das metallene Kreuz, das von der Höhe von 150 Fuß die ewige Stadt betrachtet, bildet mit der Geheimschrift der Hieroglyphen, die den ganzen steinernen Leib bedecken, eine Siegestrophäe, deren Bedeutung trotz der mystischen Zeichen so leicht verständlich ist. Wie das Christenthum dem heidnischen Kultus die Spitze geboten, das ist hier sinnlich wahrzunehmen; bei allen Obelisken und Säulen in Rom wird das Kreuz von einem heidnischen Piedestal getragen. Und diese Monumente, die plastisch jene Vermischung von Gott und Götze darstellen, sie sind die beste Erklärung für manche Dinge, die uns in der frommen Stadt so absonderlich vorkommen.

Von hier aus führt uns ein gut erhaltener mit Bäumen besetzter Weg nach einem andern der sieben

Hügel, nach dem Esquilin. Solche grade Straßen findet man wenig, weder in der Stadt noch vor den Thoren; die Schlangenwege sind weit beliebter, und die Bäume, wenn sie nicht ganz vernichtet werden, wachsen wie's Gott gefällt. Kehren wir dem Lateran, der auf dem einen Endpunkt der Straße gelegen ist, den Rücken, so prangt auf dem andern die herrliche Basilika St. Maria Maggiore. Von 26 Kirchen die in Rom der Jungfrau Maria geweiht sind, ist sie die größte. Mehr als 30 antike römische Säulen theilen die Kirche in drei Schiffe und diese herrlichen Säulengänge verleihen ihr einen Charakter der Ruhe und Erhabenheit, der, ohne jedes andere Beiwerk, die Seele in eine andächtige Stimmung versetzt. Fresken und Mosaikbilder zieren die Wände. Der Baldachin über dem Hochaltar wird von vier Porphyrsäulen getragen, die mit goldnen Palmenzweigen geschmückt sind. Der Plafond, eine flache Decke, ist ganz mit Gold ausgelegt, und dieses Gold war das erste, das unter Papst Alexander VI. (Borgia) aus Amerika nach Europa kam.

Eine andere der Maria geweihte Kirche, die durch ihre originelle Architektur sich auszeichnet, ist die St. Maria degli Angeli. Die Straße Quatro Fontane, die wie eine Rutschbahn ihre Höhen und Tiefen hat, und ganz wellenförmig angelegt ist, führt uns in einigen Windungen dorthin. Als Michel Angelo die sixtinische Kapelle malte, da soll Paul III., oder vielmehr

sein Ceremonienmeister Cesena, entsetzt über die Nuditäten, ausgerufen haben, daß diese Bilder mehr für ein Badezimmer, als eine Stätte der Andacht sich eigenten. Michel Angelo rächte sich in empfindlicher Weise, indem er auf seinem Bilde den spießbürgerlichen Cesena in die Hölle brachte. Aber sollte nicht die Erbauung der Kirche Maria degli Angeli eine edlere Rache gewesen sein? Michel Angelo, der das Pantheon auf die Peterskirche setzte, der die Statue des Moses schuf und das jüngste Gericht komponirte, er machte aus den Ruinen des Badesaal der diokletianischen Thermen eine der großartigsten römischen Kirchen. Acht Säulen von bedeutender Stärke aus orientalischem Granit, die noch an ihrer ursprünglichen Stelle stehen, 42 Fuß hoch und 20 Fuß stark, zieren das zweihundert Schritt lange Querschiff. Wenn diese Kirche nicht purificirt und kanonisirt ist, so ist es keine! Könnten diese Mauern sprechen, die den schwelgerischen Luxus der Kaiserzeit in der höchsten Blüthe sahen, und heute nur Andächtige vor den Altären kniend erblicken, oder Kunstfreunde aller Nationen, die den heiligen Sebastian des Domenichino verehren, welche Wandlung ist hier im Laufe der Zeiten vor sich gegangen, und wie sind die Qualen der tausenden von Christen gesühnt worden, die wegen ihres Glaubens zur Zwangsarbeit verurtheilt, einst die Steine zu diesem Riesenbau aufthürmen mußten! Welche Leiden mögen hier erduldet, welche Thrä-

nen hier geflossen sein! Heut zu Tage ist die Seligkeit weit leichter zu gewinnen; der Glaube wird nicht mehr in Versuchung geführt, und wer diesem Traktätlein folgt, das uns bei unserm Austritt aus der Kirche ein kolportirender Bettler anbietet, der geht gegen alles Böse und Unheil gewaffnet durch dieses Leben, um dann noch eines schönern theilhaftig zu werden. Es enthält dieses kleine Blättchen eine Rede Christi, die er an die heilige Elisabeth, die Königin von Ungarn, und die heilige Mathilde gerichtet haben soll, und lautet wie folgt in der deutschen Uebersetzung: „Wisset, meine Theuern, 125 bewaffnete Soldaten dienten mir zur Bewachung, die Zahl meiner Henker war 33, sie gaben mir 30 Schläge auf den Kopf, 105 Fußtritte, zogen mich 23 mal an den Haaren, und spieen mir 30 mal in's Gesicht. Ich vergoß dabei 3,800,430 Blutstropfen." Nun kommt die Nutzanwendung. Wer jeden Tag 7 Paternoster und ave Maria 12 Jahre hindurch betet, um das vergossene Blut zu sühnen, dem verspricht der Erlöser fünffachen Ablaß, vollständig von allen Sünden der Vergangenheit und Zukunft, ferner von der Strafe des Fegefeuers, dann die Gewißheit, daß, wenn er selbst die 12 Jahre nicht erlebt, sie ihm doch vollständig im Jenseits angerechnet werden; viertens soll der Betende wie ein Märtyrer betrachtet, der sein Blut für den Glauben vergossen hat, (come se fosse martire e spargesse il sangue per la Santa

Fede), und endlich wird seine Seele und die seiner Eltern bis zur vierten Generation noch in besondern Schutz genommen werden. Wer nur dieses Traktätchen immer bei sich trägt, wird keines plötzlichen Todes sterben, weder im Wasser noch an einer bösen Krankheit, noch vom Blitz getroffen werden; auch wird er nie ohne Beichte aus dem Leben scheiden. Seine Feinde werden ihm nicht schaden können; nun kommt das non plus ultra: selbst der Arm der Gerechtigkeit wird ihn nicht erreichen, (sara libero del poter della giustizia), und seine eigene Missethaten, selbst sein falsches Zeugniß werden niemals böse Folgen nach sich ziehen. Die Frauen werden so schnell wie möglich gebären, und keine Gefahr zu fürchten haben!

Und solche Worte, die aller Moral, Religion und gesunden Vernunft Hohn sprechen, werden hier in der frommen Stadt am Sitze des Stellvertreters Christi verbreitet, wo die Presse so streng überwacht wird, wie nirgends. Wir zogen nähere Erkundigungen über dies Traktätchen ein, da hörten wir denn wenigstens zu einiger Genugthuung, daß man von oben her den Verkauf zwar nicht inhibiren wolle, aber doch nicht begünstige, wogegen in dem gottseligen Neapel dieses Gebet, das fast ein Pamphlet zu nennen ist, sich des besondern Schutzes der geistlichen Behörden erfreue. Je weniger die Menschen zu arbeiten haben, desto leichter nehmen sie es auch mit der Religion. In seiner rö-

mischen Geschichte sagt Mommsen: „Der Gott der Italiener ist ein Hülfsinstrument zur Erreichung sehr konkreter irdischer Zwecke, Götter stehen dem Menschen gegenüber wie Gläubiger dem Schuldner, und das Gelübde ist ein förmlicher Kontrakt zwischen Gott und dem Menschen." Auch der neue Römer liebt noch, wie wir sehen dies kontraktliche Verhältniß, und aus dem täglichen gedankenlosen Hersagen eines Gebetes, will er die größten persönlichen Vortheile erzielen.

Kommt es blos auf die Werkheiligkeit und den Kirchenbesuch an, um sich die ewige Seligkeit zu erwerben, so müßten fast alle fremden Gäste in Rom sich einen Freipaß für den Himmel erwerben; denn auf unserer kirchlichen Rundschau fanden wir fast immer die Kirchen mehr von Fremden gefüllt, als von Einheimischen. In der Kirche Ara Coeli dicht neben dem Kapitol hatte der wunderthätige Bambino, eine das Christkind darstellende hölzerne Figur, die in den kostbarsten ganz mit Edelsteinen besetzten Gewändern prangt, eine Gesellschaft, die aus allen Nationen bestand, um sich versammelt. Der Bambino wird oft, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, an das Krankenbett getragen, um dort seine heilende Kraft auszuüben. Fast hatten die herrlichen Fresken des Pinturicchio aus dem Leben des heiligen Bernhardin nicht so viel theilnehmende Beschauer gefunden, wie die kleine wunderthätige Figur, der der Kirchendiener eine begeisterte Lobrede hielt. Die Kirche Santa Maria della Pace hat den berühmten Sybillen

von Raphael stets einen Kreis andächtiger Bewunderer zu verdanken, der Moses des Michel Angelo zieht die Beschauer nach St. Pietro in vincoli. Eine herrliche Aussicht über Rom, das zu unsern Füßen sich lagert, führt uns nach St. Pietro in montorio; mit ihm wetteifert in Hinsicht der Lage St. Onofrio, wo zugleich das Andenken Tasso's erhebend auf uns wirkt. Immer aber ist es trotz aller dieser Wunderwerke, die Religion und Kunst geschaffen, St. Peters herrlicher Dom, der alle seine Genossen siegreich überwindet. Auf seinen Riesenbau antwortete die Geschichte mit einer Riesenthat, mit der Reformation, die jeden äußern Schmuck der Kirche verschmähte. St. Peters Kuppel ist ein welthistorisches Werk, vor dem die hunderte von Gottestempeln, die Rom zählt, nur wie Zwerge erscheinen. Wer dieses erhabene Pantheon gesehen, kann seine Kirchenschau für immer beschließen, und wenn Göthe sagt: „die Peterskirche ist gewiß so groß gedacht, und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel," so überbietet ihn noch Winkelmann, indem er ausruft: „Die Alten hielten es für ein Unglück, den Tempel des olympischen Jupiter nicht gesehen zu haben; auch von St. Peter ist dies zu sagen." Auch ohne priesterlichen Beistand empfinden wir hier einen innern Frieden, und da die Pforten der Kirche zu jeder Zeit geöffnet sind, so kann man in Rom zu jeder Zeit glücklich sein.

---

## XIV.

### Deutscher und Römischer Karneval.

Italien ist das Land unsrer Sehnsucht, das Land unsrer Träume. Wenn Metternich in einer seiner letzten Depeschen Italien nur eine geographische Bezeichnung nannte, so sieht man das ausgebrannte Herz des Diplomaten, der jeden höhern Pulsschlag gewaltsam unterdrücken muß. Alle Träume meiner Jugend sah ich nun lebendig, ruft Göthe aus, als er am 1. November 1786 in Roms Mauern eingezogen war. „Es ist alles, wie ich's mir dachte, und alles neu. Nun bin ich hier und wie es scheint auf mein ganzes Leben beruhigt.“ Und Humboldt sagt in treffendster Weise: „Kein Ort verträgt sich so wenig, als Rom mit dem lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinweg zu nehmen strebt und fertig zu sein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe und daß man die Erinnerung der Rückkehr möglichst fern halte. Man muß sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck

still und ungestört überlassen." Es ist der Zug des Herzens, der den Deutschen zum Römerzug treibt, erst an der Tiber findet er sein inneres Gleichgewicht, und erst jenseits der Alpen schwindet der Alpdruck, der auf ihm lastet. Das „Kennst du das Land" tönt so lange in seinen Ohren, bis er wirklich kennen gelernt hat und die deutsche Frage „was ist des Deutschen Vaterland?" wird oft darüber vergessen. Das Land des Südens mit der Seele suchend bleibt der künstlerische Pilger so lange unstät und irrend, bis er es gefunden. Der Italiener weiß nichts von diesen inneren Kämpfen, er hat wohl politische Wünsche, Wünsche des Verstandes, aber keine Wünsche des Herzens, die erst fern von der Heimath zu erfüllen sind. Das Schöne, das so nahe liegt, befriedigt ihn vollkommen, sein heiterer Himmel und seine lachende Sonne läßt keine Sehnsucht in ihm aufkommen, und selbst von jenem halb freudigen halb melancholischen Gefühl, das uns beim Wechsel der Jahreszeiten überfällt, weiß er nichts. Ihm zeigt sich die Natur fast in unverändertem Glanze; die immergrüne Eiche zeigt auch in dem kurzen Winter ihre dunkle, schattige Krone, und das Leichentuch des Schnees hüllt nur die Gipfel der höchsten Berge ein. Cypressen, Pinien, Lorbeern, die in Rom die Gärten und Villen schmücken, trotzen dem Winter und wo er seine Gewalt geltend machen will und die Blätter plündert, breitet liebevoll der Epheu sein schützendes Kleid

aus. Abgehärteter wie bei uns, wo schon ein gelinder Frost die Pflanzen erstarren läßt, gedeihen die Gemüse wie Artischoken, Endivien, Blumenkohl, Rüben den ganzen Winter hindurch, ertragen zwei bis vier Grad Kälte, eine Temperatur, der die Teltower Rübe, diese Grazie der Mark, nicht zu widerstehen vermag. Um die ewige Stadt grünt ein ewiger Frühling.

Während die alten Deutschen ihre Götter in die Wälder verlegten — lucus ac nemora consecrant sagt Tazitus — und den Hain zum Tempel machten, da waren die Zeiten des Cincinnatus schon längst vorüber und der Römer vom Glanze der weltbeherrschenden Stadt so berauscht, daß ein rusticus, ein Landmann, für gemein galt und urbanitas, das städtische Leben, gleich bedeutend mit Höflichkeit und feiner Sitte war. Auch der heutige Römer ist darin noch der Schatten des antiken, daß er keine Lust hat aus seinen Mauern herauszugehen und ein Spaziergang auf's Land nur um sich an der Natur zu erquicken, kömmt ihm immer sehr seltsam vor und wird nur dem „forestiere“ verziehen. Für die Schönheiten seiner Kampagna hat er keinen Sinn, er sieht nicht das malerische in den Kuppen der Berge, in den trauernden Ruinen der Kastelle, in den lang sich ausstreckenden Arkaden der Wasserleitungen, die nach der Stadt zu fliehen scheinen, als wollten sie der Fieberluft entgehen. Was kümmert ihn der Hirt der voller Resignation auf verwittertem Gestein unter

seiner Schaafheerde sitzt, die der unermüdliche Hund von allen Seiten bewacht? Oder der Kampagnole zu Pferde mit spitzem Hut, und mit der Lanze in der Hand, der die wilden Büffel, die fortwährend das eingezäunte Terrain des Weideplatzes durchbrechen wollen, mit Mühe in Ordnung hält? Er sieht hier weiter nichts als Mensch und Vieh, nicht die passendste Staffage für diese Trümmerstätte, die mit ihren Schluchten, Höhlen, Gräbern, ihren verfallenen Aquadukten und einsamen Osterien, und mit ihren Eulennestern zerlumpter Bewohner zu einem Bilde des Elends und des Verfalls sich rundet, der der überall sichtbare hochthronende St. Peter eine welthistorische Weihe verleiht. So wenig, wie die alten Römer fähig waren, aus der Natur eine Stimmung zu schöpfen, oder sie hinein zu legen, so wenig sind es die neuen. Schiller sagt zwar in seinem Aufsatz über das Naive und Sentimentale, daß unsere Empfindung für die Schönheiten der Natur der Empfindung des Kranken für die Gesundheit gleiche, und daß nur die Unnatur unsrer Zustände uns schwärmerisch zur Natur hinziehe, in der wir das wiederfinden, was wir bei uns vermissen. Ist dies wahr, dann hätte der Italiener gerade die meiste Veranlassung durch den Gegensatz zwischen seinem schönen Lande und seinen traurigen Verhältnissen sentimental zu werden und vor Schmerz zu vergehen. Und doch fällt es ihm niemals ein, sich irgend wie von der Natur imponiren und seine

Stimmung beherrschen zu lassen. Wir wollen einen mehr prosaischen Grund für diesen Indifferentismus anführen. Der Nordländer muß mit der Natur ringen, er muß mühsam die Frucht dem Boden abzugewinnen suchen, er sieht in der Natur seinen Gegner und in ihrer Besiegung seine Triumphe; dem Südländer fallen die Früchte in den Schooß und der Himmel schützt ihn wie eine Mutter ihr Kind. Der Wechsel der Jahreszeiten ist nicht so schroff, daß er vor der Natur zu fliehen und sich zu schützen braucht, er bleibt mit ihr im innigsten Verkehr und das naive Naturkind, das nur geringe Bedürfnisse hat, wird nie seine Mutter zum Objekt seiner Bewunderung machen. Von soviel Wundern der Natur und Kunst umgeben, daß ihn nichts mehr verwundert, bleibt er in seiner Naivetät; die goldnen Aepfel der Hesperiden fallen zu seinen Füßen und die Citronen und Lorbeerzweige gebraucht er für sein Kaminfeuer. Auch die alten Römer, wenn sie auch einzelne Götter für verschiedene Naturkräfte hatten, objektivirten sich nicht die Natur im Großen und Ganzen. So bewandert sie auch in den Künsten waren, bis zur Landschaftsmalerei haben sie es nicht gebracht, noch ihre Enkel von heute. Auf der Kunstausstellung an der Porta del Popolo, auf der sehr viel elende Schildereien, größtentheils von Italienern verfertigt zu finden waren, fehlte es nicht an religiösen Bildern, Portraits, Genrebildern, aber kein Römer war vor's Thor gegan-

gen, um sich dort irgend einen landschaftlichen Stoff zu holen. Nicht einmal für einfache Veduten zeigen sie Sinn, noch weniger für die Stimmungslandschaft, diese künstlerische Vermittlung der Natur mit dem menschlichen Gemüth. Auch von der Thiermalerei wissen sie nichts, da sie nicht mit den Thieren so befreundet sind, wie die nordischen Völker. Hunde und Pferde werden sehr gemißhandelt. Jakob Grimm sagt: „die Griechen brauchten die Thierfabel nur als eine Einkleidung für einen didaktischen Inhalt; die Thiersage der Deutschen stammt aus der Vorliebe für die Heimlichkeit des Waldlebens.“ Weit anziehender ist für die Römer ein Spaziergang durch die engen Straßen, und eine Fahrt auf dem Korso im langsamsten Schritt ziehen sie einer freien Umschau über Berg und Thal bedeutend vor. Es ist, als ob die Natur dem Italiener zu ungesellig wäre, und die Blätter der Bäume ihm nichts Interessantes zu sagen hätten. Wenn Montesquieu sagt, daß Deutschland geschaffen wäre zum Reisen, England zum Denken, Frankreich zum Leben und Italien um hier sein Zelt aufzuschlagen, so stimmen die Italiener, was ihr Land betrifft, vollkommen überein; sie kleben so sehr an der Scholle, daß jede Bewegung ihnen verhaßt ist, selbst dann, wenn die Temperatur sie fast dazu zwingt, und entfernen sich von ihrem Lager höchstens eine halbe Stunde bis nach dem Monte Pincio.

Wer sagt den Römern zuerst, daß es Frühling ge-

worden? Nicht die Lerchen, nicht die Nachtigallen, nicht die duftenden Wiesen, nein die Deutschen sind die ersten, die diesen Ruf der verjüngten Natur in Roms Mauern ertönen lassen. Die deutschen Künstler veranstalten das Frühlingsfest, das seit zwanzig Jahren einer solchen Popularität sich erfreut, daß es gleich dem Karneval ein Volksfest geworden ist. Wenn da in der Nähe des Piazza Barberini schon am frühen Morgen ein großes Gewühl ist, wenn Menschen, Wagen, Reiter sich hier zusammenfinden und phantastische Kostüme vom Ural bis zum Aetna, von Indien bis nach Afrika hier zu sehen sind, der Tscherkesse und der Beduine zu Roß oder zu Esel paradiren, und der Puritaner und der mousquetaire de la reine dicht bei Berninis Fontaine berlinische Töne hören lassen, dann sind die Ideen des März vergangen und der schöne Tag ist erschienen, an dem der deutsche Künstlerverein seinen Genossen und den Römern eine Festfreude bereitet.

Der deutsche Künstlerverein, der schon seit einer Reihe von Jahren in Rom besteht, und alle politischen Wandelungen überlebt hat, ist in Rom der Mittelpunkt der öffentlichen Geselligkeit. So leicht es auch für den Fremden ist, in die Familien aller Nationen Zutritt zu bekommen, und jeder Fremde einen Salon eröffnen kann, da die Gesellschaften, wie in Paris, keine langen Vorbereitungen der Wirthin erfordern, so groß ist der Mangel an öffentlichen Festlichkeiten, Bällen, Conzer-

ten. Da treten nun die Deutschen helfend ein, in ihren schönen Sälen im Palazzo Poli veranstalten sie für alle Nationen, die sich ihnen anschließen wollen, mit deutscher Gemüthlichkeit musikalische Soireen, Tanzkränzchen, kostümirte Bälle, und die Engländer, Franzosen, Amerikaner müssen nach ihrer Pfeife tanzen, da es allen drei Volksstämmen, obgleich sie in der ewigen Stadt zahlreich vertreten sind, nicht gelungen ist, einen gemeinsamen, geselligen Vereinigungspunkt zu begründen. Da sieht man, wie die römische Luft den Deutschen ändert; sein Individualismus, seine kleinliche Absonderungssucht verschwindet auf dem klassischen Boden, der keine spießbürgerliche Erinnerungen duldet. Der Deutsche, ohne wie in andern Ländern seine Nationalität zu verleugnen, stellt sich an die Spitze der Nationen, um die die Kunst ein gemeinsames Band schlingt, und am Cervaro Fest an die Spitze der Bewegung zu Wagen, zu Fuß, zu Pferde, zu Esel. Es ist keine Kleinigkeit, die Römer, die das dolce far niente so lieben, aus ihren vier Pfählen oder den Kafés heraus zu locken, aber am Cervarotag beim deutschen Karneval, da dürfen sie nicht fehlen. Nachdem die Steinbrüche von Cervaro auf dem Wege von Albano von einem speculativen Römer gepachtet worden sind, der auf seinem Terrain keine Faschingsfreuden mehr dulden will, mußten die Künstler andere Hügel, Schluchten und Hohlwege aufsuchen, und bei dem großen

Reichthum der Kampagna an koupirtem Terrain entschied sich nach langen Berathungen das Geniekorps des Vereins für einige Landesstrecken, unweit des Ponte Salara vor dem gleichnamigen Thor, wo breite Wiesenflächen zur Entfaltung ritterlicher Künste und amphitheatralisch geformte Hügel für die Zuschauer wie zu festlichen Zwecken geschaffen waren. Bei der Brücke ist das erste Rendezvous. Da steht um 9 Uhr eine unübersehbare Wagenreihe, und die darin Sitzenden bilden eine lebendige Geschichte aller Trachten und Kostüme, vom europäischen Frack, diesem Torso aller Gewänder, bis zu dem faltenreichen afrikanischen Bournus, von der koketten Toilette der Albanerin bis zu dem phantastischen Kostüm der Pretiosa unter den Zigeunern. Und rings um die Wagen kourbettiren die Rosse, der Don Quixote, ein bekannter Landschafter, macht seine Sprünge, und sein dicker Sancho Pansa, ein Bildhauer, kann kaum seinen Esel mehr antreiben. Da entdeckten einige Personen des Fußvolks die Achillesferse des Esels, jene wunde Stelle am Hintertheil, die allein noch den Stachel fühlt, und diese Fontanelle der Faulheit reizt selbst den Esel zu graziösen Wendungen. La necessita fa trottare l'asino, die Nothwendigkeit setzt den Esel in Trab, dieses römische Sprichwort bewährt sich auch hier.

Aber die Cervaro-Ritterschaft — denn dieser Name ist von der alten Lokalität noch beibehalten — muß

den Muth der schnaubenden Vierfüßer noch zügeln, denn erst jetzt naht der Präsident, der König des Festes, und begrüßt in deutscher Rede die versammelten Heerschaaren. Auf einem großen Erntewagen, der wie ein Triumphwagen reich mit Blumen und Laub geschmückt ist, von vier der kräftigsten Ochsen gezogen, an deren Hörnern lange bunte Bänder flattern, da steht der aus freier Wahl hervorgegangene Herrscher. Seine Hoheit in einem langen goldgestickten Krönungsmantel, das Diadem auf dem Haupte, war in Wirklichkeit ein berühmter Aquarellist, für den selbst die heißblütigsten, ungeduldigsten Fürsten Stunden lang gesessen haben, damit sie, wie Narziß, in Wasserfarben ihr Spiegelbild erblicken konnten. In der Kunst der Repräsentation wohl erfahren, deutete der kunstsinnige Regent mehr noch in Geberden als in Worten seine Freude an, die Großen und die Kleinen des Reichs ohne Unterschied des Geschlechts hier vereinigt zu sehen; mit Hinblick auf den bekannten Satz, daß Reden Silber ist und Schweigen Gold, waren sehr viel goldne Worte in der huldreichen Ansprache zu finden und die Pausen erfreuten sich des reichsten Beifalls. Alle Unterthanen, so weit sie Bürgerrechte im Künstlerverein haben und ihre Steuern zu den Kosten des Festes geleistet, sind mit dem Orden des kupfernen Bajokko geschmückt, der am blauen Bande getragen wird. Es ist dies ein Orden, der grade einen Dreier werth und selbst vom

enragirtesten Gegner aller Dekorationen auch dann hochgeschätzt wird, wenn er ihn in großen Massen besitzt. Der Bajokko ist hier keine Scheidemünze, keine Münze der Trennung, er ist ein Symbol der Verbrüderung und wie am römischen Karneval, am Mokkoliabend, dem der kein brennendes Licht in der Hand hat das „senza moccolo“ höhnisch zugerufen wird, so ist hier „senza bajocco“ ein Zeichen des kunstfeindlichen Parias. Selbst König Ludwig von Baiern, der häufig dem Cervarofeste beiwohnte, verschmähte es nicht, den Bajokko-Orden zu tragen und er wies mit Stolz auf das blaue Band, dessen nur wenig gekrönte Häupter sich rühmen können.

Nachdem in einer alten morschen Ruine eine kleine Kollation eingenommen worden, die der Küchenmeister der Cervaro-Ritterschaft servirt hat, wobei man nur, mit natürlichen Werkzeugen versehen, von der Hand in den Mund lebte, setzt sich der Zug unter dem Wirbel der Trompeten, der Staubwolken und dem Schwenken der Fahnen, die mit dem Bilde des heiligen Lukas, des Schutzpatrons der Kunst geschmückt sind, in langsame Bewegung. Der Präsident mit dem Ochsenzuge voran, umbraust von den Vivats der Menge, ein Glas nach dem andern trinkend und nach allen Seiten den Segen spendend. Seine Minister und Generäle, alle in Phantasie-Kostümen, sogar ein Chinese als Minister der Volksaufklärung, begleiten zu Rosse den hohen Herrn;

die Kavallerie so sattelfest als es die Umstände erlauben, das Fußvolk nach Art der Tirailleurs in Bogen schwärmend. Gensdarmen aus allen Herren-Ländern, selbst ein Tscherkesse darunter, halten die Ordnung, die Autorität in der Majorität aufrecht. Die undisziplinirte Minorität aber entfernt sich vom Wege, überschreitet Wiesen, Gräben, um schneller zum Ziele zu gelangen, wo die Künste der Cervaro-Ritterschaft im glänzenden Turnier sich zeigen sollten.

Und die Kampagna sieht heute gar nicht so melancholisch aus. Die bunte Menge giebt den grünen Wiesen ein neues Leben, und die alten Ruinen, die sonst wie aus hohlen Augen uns anstarren, scheinen durch das fröhliche Treiben verjüngt zu sein. Wenn lustige Schaaren über Gräber und Trümmer hinwegschreiten, so vergißt man leicht den Kirchhof der Geschichte, auf dem man wandelt; der Kirchhof, dem die Ruhe fehlt, wird zum Spielplatz. Keine arrière-pensées können hier aufkommen, und kein Ritter denkt daran, wie sehr er dem Theodosius zu Dank verpflichtet sei, der vor mehr als tausend Jahren die ersten kupfernen Münzen, die Ahnherrn des Bajokko in Rom prägen ließ. Und wie viel Wiesenblumen werden unbarmherzig zertreten! Aber die Anemonen und Aurikeln scheinen dem Cerberus ähnlich zu sein; je mehr Köpfe fallen, desto mehr wachsen wieder. Endlich erblicken wir das Ziel unsrer Wanderschaft, ein von amphitheatralisch aufsteigenden Hügeln umge-

benes, friedliches Thal. Einige befreundete Gensdarmen, die, Kunst und Polizei, diese feindlichen Mächte, zu versöhnen wissen, weisen uns und unsern Damen einen Platz auf der Höhe an, wo wir die große Wagenburg im Rücken haben, und man das beginnende Schauspiel frei übersehen kann. Bald ist das ganze natürliche Amphitheater von dichten Gruppen besetzt, die auf dem schwellenden Rasen Platz nehmen. Der König giebt das Zeichen, und das Turnier beginnt. Ein Karoussel-reiten macht den Anfang, wobei Damen in Amazonenkostüm und Herren in den malerischen Trachten vom Indianer-Häuptling bis zum mittelalterlichen Ritter sich betheiligen. Die Zahl der im Galopp eroberten Ringe entscheidet den Sieg, das schöne Geschlecht trägt den Preis davon, und eine kühne amerikanische Bildhauerin, die in der ersten Jugendblüthe noch keinen goldnen Verlobungsring am Finger hatte, gewinnt die meisten stählernen. Unter dem Schmettern der Trompeten überreicht ihr der Präsident den Lorbeerkranz. Ein höchst drolliges Eselreiten schließt sich dem Ringelstechen an, und das Allegro, das hier entwickelt werden sollte, machte aus Mensch und Thier die sonderbarsten Figuren. Es folgt noch ein Wettlauf zu Fuß, an dem hauptsächlich die nordischen Stämme sich betheiligten. Dänen, Schweden, Russen, Deutsche, aber Deutschland trug in der Person eines Schlesiers im rapiden Fortschritt den Sieg davon, wogegen die Römer, die

noch heut wie ihre Vorfahren die Göttin Statina, die Göttin des festen Standpunkts verehren, vom Schnellauf keine Freunde sind. Diesmal aber bestand der Preis in antiken, etrurischen Töpfen, denen man aber nur auf klassischen Boden diesen Namen giebt, während sie bei uns eine mehr prosaische Benennung tragen, die man nur in vertrautesten Kreisen zu erwähnen wagt. Noch üben sich einige Gymnasten und machen Wettkämpfe zu Fuß und zu Pferde, da giebt Bachus mit dem Thyrsusstabe das Zeichen, daß die Stunde der allgemeinen Fütterung für die Cervaro-Ritter gekommen sei und die Bachanalien beginnen. Ein italienischer Künstler, der schon viele Götter geschaffen und selbst den Stein zu beseelen verstand, erschien wie der antike Gott mit Epheu und Weinlaub umkränzt, und führte vom rauschenden „Evoe" der Bachanten begleitet, die Versammlung in ein luftiges Zelt, das alle Schätze einer Feldküche in sich aufgenommen. Auf den Bänken, unter und neben den Bänken wurde Platz genommen, und dann auf vieles Begehren der Morgengesang der Cervaro-Ritter wiederholt, den der Vizepräsident und pensionirter Kohortenführer aus der XXV. Olimpiade, wie er sich auf dem Titelblatt genannt, gedichtet. Die ersten Strophen in der bekannten Rinaldino-Melodie gesungen, lauteten folgendermaßen:

Welch Gewühl auf Romas Hügeln,
Welch Getös am Viminal?

Eseln wiehern dort im Chore,
Und es rasseln durch die Thore,
Küchenwagen ohne Zahl.
Hebt sich eine Völkerwandrung?
Ist ein Markt von Rennern da?
Nein! die Sonne der Cervare,
Sie, die festlichste im Jahre,
Steigt ob der Campagnia!

Der Gesang hatte die Kehlen noch durstiger gemacht, der Orvito floß in Strömen und das am Spieß gebratene Geflügel wurde mit großer Schnelligkeit anatomirt und verschlungen. Fenochi e pane mi basta, sagt der Italiener, Fenchel und Brot ist mir genug, aber der Deutsche liebt doch eine kompaktere Nahrung und kann trotz seines Realismus Wurst und Schinken nicht entbehren, wie denn auch Hans-Wurst eine seiner poetischen Figuren ist. Diejenigen hohen Personen, die die Hofämter des Obermundschenk und Oberlandesvorschneider bekleideten, opferten sich hier wirklich im Schweiße ihres Angesichts für die Masse des Volks und Chamfort, der behauptet, der Adel sei der Vermittler zwischen Monarch und Volk, wie der Hühnerhund zwischen Jäger und Hasen, wurde in der Kampagna von den hochherzigen Großen des Cervaro-Reichs in entschiedenster Art widerlegt. Ja sogar ein Türke, von dieser Aufmerksamkeit und der Schnelligkeit der Bedienung bezaubert, vergaß ganz die Vorschriften des Koran und die seiner Weisen, die da sagen, daß jedem Menschen seine Portion Essen von der Vorsehung

zugemessen sei; wer daher zu große Portionen esse, der werde nur kürzere Zeit essen und existiren können. Und wirklich, der ungläubige Türke wurde für seinen Frevel bestraft, er existirte nur kürzere Zeit und warf sich bald dem Bruder des Todes, dem Schlaf in die Arme. Sein Beispiel fand einige Nachfolger und es war sehr hohe Zeit das Diner zu beenden.

Nachdem die Versammlung noch einen Toast auf den Präsidenten ausgebracht und dieser durch ein Lebehoch auf die Wohlfahrt und das Glück seiner Unterthanen und speziell der Damen, die nur in bescheidener Entfernung sich restaurirt hatten, den Trinkspruch beantwortet, löste sich die Versammlung in zwanglose Gruppen auf. Schon wurden die Strahlen der Sonne milder und milder, ein durchsichtiger Schleier, aus Nebelstreifen gewebt, umspielte die fernen Gebirge und vielfarbige Lichter und schwarze Schatten wechselten auf dem frischen Grün der wellenförmigen Trifften, die, wie ein erstarrtes Meer, sich weithin ausbreiten. Es ist nicht rathsam die Dämmerung in der Kampagna abzuwarten und die Dünste einzuathmen, die aus diesen Grabesstätten aufsteigen. Man rüstete sich bald zur Abfahrt; die Vorsichtigen eilten so schnell wie möglich, die Kühneren machten noch in den Osterien am Wege längere Stationen; nur die Esel sehnten sich am heißesten nach der stolzen Roma und trabten freiwillig aus Herzenslust. Alle diejenigen, die am Feste

nicht Theil nehmen konnten, waren mit Frauen und Kindern vor die Porta Salara gezogen und erwarteten in dichten Schaaren die Heimkehrenden. Spalier bilden, still stehen und bunte Bilder vor sich vorüberziehen lassen, das ist eine der angenehmsten Unterhaltungen der Römer. Mit großem Jubel wurden die Ritter und Edelfrauen empfangen, die jauchzende Freude drang selbst in die stille Stadt ein und bis in die späte Nacht hörte man in der Nähe der Kafés und Osterien die Jubelgesänge aller Nationen.

Das war der deutsche Karneval, der der jüngste Nachfolger des römischen ist. Der römische Karneval dauert neun Tage, der deutsche nur einen, der römische Karneval bewegt sich mitten in der Stadt auf dem Straßenpflaster des Korso, der deutsche Karneval zieht vor die Thore und lagert sich im Grün der Wiesen. Der römische Karneval ist das Fest des Winters, der deutsche das Fest des Frühlings. In Beiden spielen die Verkleidungen die Hauptrolle, aber wie verschieden ist die Wahl der Rollen! Der Deutsche liebt noch immer das Ritterthum und die ritterlichen Spiele. „Wer nicht liebt ein blankes Schwert, ein rasches Pferd, ein schönes Weib, der hat kein Herz in seinem Leib," so sagt der deutsche Sinnspruch des Mittelalters. Bei dem Italiener nimmt das schöne Weib die erste Stelle ein, und nicht durch ritterliche Künste und Turniere, sondern durch Lied und Gesang sucht er ihr Herz zu

gewinnen. Mandoline und Blumen sind seine Waffen der Eroberung, während der Deutsche es liebt vor dem Fenster seiner Schönen hoch zu Roß zu paradiren, nimmt der Italiener die Zither und bringt ein Ständchen. Die Römer haben das Sprüchwort, ein galoppirendes Pferd ist ein offnes Grab; die Deutschen sehen dem Grabe furchtlos in die Augen, und in ihren ritterlichen Evolutionen übertreffen sie an Kühnheit und Gewandtheit die Elitetruppen der päpstlichen Dragoner. Im römischen Karneval läßt man Pferde ohne Reiter laufen, die durch das rasselnde Rauschgold, mit dem sie behängt sind, und den Lärm und das Schreien der Zuschauer wild gemacht werden. Feuerfunken, aus dem Steinpflaster durch die Hufe hervorgeschlagen, sprühen um ihre Füße, die bunten Bänder, mit denen die Mähnen geziert sind, flattern hoch in der Luft, und die armen Thiere laufen wie gehetztes Wild. Das wäre kein deutsches Vergnügen. Im deutschen Karneval trennt sich nur am Schluß der Reiter von seinem Rosse, und oft wider seinen Willen. Der römische Karneval bedeckt seine Theilnehmer mit einem Regen von Blumen, der dentsche Karneval reißt die Blumen nicht aus der Muttererde, sondern sucht sie an Ort und Stelle auf und nimmt mitten unter ihnen Platz.

Am Mokkoli-Abend, wenn der römische Karneval zu Grabe getragen wird, da ist die bachantische Lust auf dem höchsten Gipfel. Jeder sucht sein moc-

colo, das Lichtchen, das er in der Hand hält, gegen jeden, der es ausblasen will, zu vertheidigen. Dieser Kampf um den prometheischen Funken läßt den Korso wie ein Meer hellflackernder Lichter erscheinen, wie funkelnde Sterne, die aufblitzen, erlöschen, im wilden Tanze sich wieder entzünden und schnell wieder untertergehen. Dazu die reich geschmückten Häuser, die mit purpurrothen Teppichen behängten Balkone, und ihre schönste Zierde, die Frauen, in ihren bunten Nationaltrachten, gegen deren Pracht unsre modernen Kostüme nur wie Trauer erscheinen; die feurigen Augen der jungen Römerinnen glühender als je, indeß das Licht, das sie vertheidigen, auf ihre Züge einen magischen Glanz wirft. Und nun die lange dreifache Reihe von Wagen, die auf- und abfahren; aber Niemand hat auf den Sitzen Platz genommen, man steht auf den Sitzen, oder lehnt sich an die zurückgeschlagene Kutschendecke, um sich in jedem Augenblick gegen die kecken Lichtfeinde, die von allen Seiten eindringen und auf die Wagentritte klimmen, vertheidigen zu können. Die herrlichsten Bilder zeigen dann jene niedrigen, reich mit Kränzen geschmückten ländlichen Wagen. Sie haben diesmal die süßeste Last; so schöne Vestalinnen mit griechischen Mützen, die nur den kleinsten Theil des Kopfes bedecken, und das rabenschwarze Haar von allen Seiten hervorquellen lassen, solche kecke Priesterinnen, die die kleine Flamme hoch in die Lüfte heben,

und in jeden, der sich naht, den gefährlichsten Zündstoff werfen, solche Vestalinnen kannte selbst das Alterthum nicht. Die brennende Liebe ist in diesen anmuthigen Gruppen fast wörtlich dargestellt; eine sichtbare Dithyrambe springender Bilder, die die elysäischen Lichtgärten auf die Erde versetzt hat, zieht vor unsern geblendeten Augen vorüber.

Ja mit solchen zauberhaften Erscheinungen, mit solchem Sternenmeer kann der deutsche Karneval, der höchstens eine Sternschnuppe ist, sich nicht messen. Der deutsche Karneval, der nur einige Stunden dauert, bei dem die schönen Römerinnen mehr zuschauen als mitwirken, er offenbart mehr Würde als Anmuth, mehr Kraft als Schönheit, mehr verwegenes Spiel als bachantische Lust. Der deutsche Karneval bewegt sich behaglich zwischen Genuß und Thätigkeit, der römische Karneval, obgleich er dem Fleisch das letzte Lebewohl sagt, zeigt doch keine Tafelfreuden, nur Blumen; „ecco fiori“ werden ausgeboten, aber keine Eßwaaren. Selbst die confetti, mit denen man wirft, sind nicht zu genießen, sind nur weiße Gipskugeln, aber kein weißes Mehl. Der deutsche Karneval, obgleich er nicht die Perspektive der Fasttage vor sich hat, sitzt gemüthlich an vollen Tafeln, auf denen die Flasche prangt. Und am Abend trabt er ruhig auf seinem Esel oder Pferd nach Hause, und wer durchaus illuminiren will, thut es inwendig und das Moccolo steigt bis in seine Ge-

hirnkammern. So zeigt sich auch hier im Karneval die große Scheidewand, die die Alpen bilden. Die Deutschen sind das Volk der innern, die Römer der äußern Erleuchtung. Die Geschichte wird einst zeigen, welche Flamme am längsten brennt!

---

XV.

## Römische Leiden.

„Keine Ruh bei Tag und Nacht“, singt der treue Leporello, und wir werden oft in Rom, selbst in Stunden der Muße, an seine Klagen und Seufzer erinnert. Wenn es auch der Phantasie gelingt uns auf ihren Flügeln in ferne Zeiten zu versetzen, und die Plagen des Erdenlebens zu vergessen, so giebt es dennoch kleine Schmerzen und prickelnde Nadelstiche so empfindlicher Natur, daß wir immer aus unsern Träumen gerissen und die irdische Schwäche der Kreatur in voller Demuth empfinden. Achilles war nur an der Ferse verwundbar; der Fremde in Rom genießt nicht jene göttlichen Privilegien, oft überfällt ihn ein Heer von Feinden und wo er nur irgend eine Blöße blicken läßt, da kann er sicher sein bald das schwellende Brandmal seiner Niederlage zu erblicken. Je kürzere Zeit der Fremde an den gastlichen Gestaden der Tiber verweilt, je mehr klagt er über jene freche Schaar feindlicher Dämonen, die wie ein böses Gewissen ihn Tag und Nacht verfolgen; verweilt

er Monate lang, so wird endlich sein Körper gestählt, seine Haut wird durch die häufigen Verwundungen zu einem festen Leder gegerbt, und er trotzt mit stoischer Ruhe den Waffen seiner Feinde, die durch den natürlichen Panzer nicht mehr durchdringen können und nur noch mühsam an der Oberfläche ritzen. Es ist bekannt, daß der Südländer eine stärkere Epidermis als der Bewohner kälterer Regionen besitzt; der nordische Recke, auf dessen Teint auch die Sonnenstrahlen mehr influiren, muß in jeder Beziehung mit größeren Opfern seine Haut zu Markte tragen. Wenn Moleschott behauptet, daß der Mensch alle sieben Jahre sich mausert und aus der Haut fährt, so ist der Reisende in Italien von dem Gesetz dieser leiblichen Metamorphose ausgenommen; die hesperischen Gefilde haben für neugierige Ausländer besondere Bestimmungen, und verkünden gleich das denkwürdige Wort, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt. Eine Schaar ewig hungriger Wesen, die sich — ein Wunder in Italien — lieber erstechen, als bestechen lassen, schröpft ihn von allen Seiten; mit mephistophelischer Tücke aus dem Hinterhalt hervorbrechend, huldigen sie auch dem Wahlspruch des teuflischen Gesellen, daß Blut ein ganz besonderer Saft sei, nur mit dem Unterschied, daß selbst im heiligen Rom der Körper des Ketzers ihnen weit mehr am Herzen liegt, als seine unsterbliche Seele. Diesen Blutsaugern, die gleich den Eumeniden uns verfolgen, sind wir immer preisgegeben,

im traulichen Kreise, im Theater, im Kafé, selbst in der Einsamkeit. Wenn Sokrates sagt, daß er dann am wenigsten allein ist, wenn er allein ist, so lernt der römische Fremdling die Tiefe dieser philosophischen Wahrheit alltäglich erkennen; einer ist immer der Gefährte seiner Einsamkeit, und Gott sei Dank wenn es nur einer ist. So wie die großen Italiener, die Entdecker des Korso, gesellige Naturen sind, so sind es auch diese kleinsten und doch so mächtigen Ansiedler auf klassischem und fremdem Boden. Daher müssen wir jedem, der den Römerzug antritt, rathen, daß er zu dieser gefahrvollen Reise sich rüste, wie zu einem Feldzug; er nehme Pulver und Blei mit, das schwere Blei der Geduld, das bei dem häufigen Zusammentreffen mit Bettlern, Fachini's u. s. w. nothwendig ist, und dann jenes Pulver, das nicht die Deutschen, sondern die Perser erfunden, und wahrscheinlich, auf direktem Wege von dem Genius alles Guten von Ormuzd empfangen haben. So gerüstet ist der Widerstand ein leichter, und Italien verliert keinen Stein aus jenem Diadem, mit dem die nordische Phantasie es fort und fort schmückt.

Als Nikolai nach Italien pilgerte, muß jener heilende Balsam in Europa noch nicht bekannt gewesen sein, sonst hätte er sein Buch, das weiter nichts als Klagen über die kleinen Leiden des italienischen Lebens enthält, unmöglich schreiben können. Er ruhte nach langen nächtlichen Kämpfen immer erst gegen

Morgen, wie ein Marius auf den Trümmern von Karthago, nur mit dem Unterschied, daß das Karthago sein eigen Fleisch und Blut war, und sein Sieg, wie der des Pyrrhus, einer Niederlage glich. Ueberdies ist seit dieser Zeit durch das Beispiel und die guten Lehren der Fremden die Reinlichkeit bedeutend gestiegen; die größeren Hotels und möblirten Zimmer lassen in dieser Beziehung nur wenig zu wünschen übrig, und Personen, die sich allein zur Beförderung der Reinlichkeit in den Haaren liegen, sieht man wohl in Neapel häufig, in Rom nur selten. Sonst scheitelte bei den Sabinern der Bräutigam das Stirnhaar seiner Braut mit der Lanze, zum Zeichen, daß die Jungfrau ganz in seiner Macht sei; nachdem die Söhne der Wölfin die Sabinerinnen geraubt haben, kommt zwar diese einfache Manipulation nicht mehr vor, aber auch eine mehr verwickelte mit schärferen Werkzeugen scheint nicht mehr nöthig zu sein, und nur sehr vereinzelt sieht man kriegerische Gruppen, die es nöthig haben, den Nagel zum Sarge zu benutzen.

Wie klagt noch über diese Miseren der fromme und vornehme Chateaubriand! In seinen Memoiren d'outre tombe hält er eine Jeremiade über die schmutzigen Straßen der ewigen Stadt und über die Blutsauger aller Art, die selbst das geheiligte Haupt eines bevollmächtigten Ministers nicht verschonten. „Als ich Napoleon's Gesandter in Rom war, erzählt der Vi-

komte, wies man mir die obere Etage des Palastes Lancelotti an. Als ich diese aber betrat, sprangen mir eine solche Menge jener ominösen Wesen aller Gattungen an die Beine, daß mein weißes Beinkleid ganz schwarz wurde." Und der fromme Chateaubriand wollte gewiß Rom nicht ohne triftigen Grund anschwärzen! Die Civilisation hat auch hier bedeutend aufgeräumt, Menschen, Häuser und Straßen sind mehr von der Kultur beleckt, und in den Quartieren wird gefegt und gereinigt, so oft es noth thut. Man kann zwar noch immer sehen, daß die Straßenreinigung eine aus der Fremde versetzte Pflanze ist, und die Römer, deren hauptsächlicher Aufenthalt die Straße, machen, wenn gekehrt wird, ungefähr solche Gesichter, wie die Kinder, wenn sie gewaschen werden, allmälig aber schwindet mehr und mehr der Widerwille, und die Franzosen üben auf die päpstliche Polizei einen heilsamen Einfluß aus. Die verbesserte Straßenreinigung und die Gasbeleuchtung, mit der die Geistlichkeit nicht einverstanden war, ist ein Werk der Franzosen; sie werden endlich das Licht der Aufklärung in alle Winkel bringen. Ist es ihnen doch mit Athen, das sie vor einigen Jahren okkupirten, auch gelungen, und dort hatten sie größere Schwierigkeiten zu überwinden. Sie setzten jedem Hausbesitzer so lange eine Schildwache vor die Thür, die Niemand herauslassen durfte, bis dieser sich bequemte, vor seinem Hause pflastern und eine Laterne

setzen zu lassen. Aber selbst napoleonische Energie kann manche Uebelstände, die sich seit Jahren angehäuft haben, nicht sofort beseitigen. Für die Reinigung eines Augiasstall's muß ein Herkules, ein Halbgott auf die Welt kommen. Ein solcher Augiasstall ist der Immondezajo, der eben so die Nase beleidigt, wie das Auge. Willst Du wissen, lieber Leser, was ein Immondezajo ist, so denke Dir alle Ueberreste der Küche, alle dem Untergang nahen Abgänge der Toilette, alte Kohlstrünke und alte Hüte, abgenagte Knochen und abgelegte Bänder, alte Fetzen aus allen Regionen des Haushalts, kurzum ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer, alles das aufgehäuft und aufgeschichtet, auf offner Straße, zu beliebigem Gebrauch, ein National-Eigenthum, das Jeder vermehren und Jeder plündern kann, das ist, wie die dabeistehende Tafel besagt, ein „Immondezajo". Nicht in den Hauptstraßen, wie am Korso oder der via condotti, aber in vielen Seitenstraßen, an den Ecken, auf Plätzen findet man diese offiziellen, privilegirten Pyramiden des Schmutzes, die nur dann erst abgetragen werden, wenn sie eine ansehnliche Höhe erreicht oder wenn die zahlreichen herrenlosen Hunde dies Geschäft übernehmen. Obgleich die Regierung die materialistischen Theorien haßt, duldet sie doch, daß die besten Apparate für die Lehre vom Stoffwechsel auf offner Straße liegen. Es ist merkwürdig, daß die Römerinnen, die keine künstlichen Parfüms vertragen

können und beim Eau de Cologne fast ohnmächtig werden, die verpesteten Aromen des Immondezajo mit Wonne einathmen. Die alten Römer hatten ein so kunstvolles Kloakensystem, daß noch heut die cloaca maxima, als der letzte antike Ueberrest bewundert wird; die neuen Römer lieben in dieser Beziehung die Oeffentlichkeit so sehr, daß jeder Fremde in diesem Zweige der Verwaltung gern einige Heimlichkeit wünschen möchte, da hier alles überirdische Thun und Treiben der Gesundheit so nachtheilig ist und die malaria mehr und mehr befördert.

Im Ganzen halten die Römer, was ihre eigne Person betrifft, auf Sauberkeit, es ist ihnen aber mehr um Reinheit der Person, als um Reinheit der Dinge zu thun. Man sieht fortwährend, wie alle möglichen Gegenstände der Toilette von fleißigen Händen gewaschen werden, jedes Fenster dient zum Trockenplatz, aber das Fenster selbst ist nicht sehr durchsichtig und die Hemden und Kragen flattern im Winde. Und es wird gewaschen, bis nur noch Spuren von Fetzen übrig sind, und diese letzten Mohikaner gehen dann den Weg des Unsterblichen zum Immondezajo. Was in Rom überhaupt nicht mehr nutzbar ist, dessen sucht man sich so schnell als möglich zu entledigen. Und nicht bloß in Rom, in ganz Italien werden aus eben diesen Prinzipien die Verstorbenen, die nicht mehr zu verwerthen sind, in lieblosester Weise behandelt. Wer mit dem Tode ringt, hat gewöhnlich

nur einen Geistlichen bei sich; die Familie — und gehört sie selbst den bessern Klassen an — verläßt ihn und das brechende Auge sieht keine theilnehmende Seele. Das Begräbniß besorgt eine fromme Brüderschaft, eine confraternita, die in schwarze, blaue oder weiße Gewänder gehüllt sind, woraus nur die Augen gespensterhaft hervorragen; sie setzen unterwegs den Sarg in eine Kirche, lassen eine Messe lesen und senken ihn dann auf dem Kirchhof, der nie durch besondere Gartenanlagen sich auszeichnet, in eine Grube. Hat der Todte keine vermögenden Verwandte, so werden gar keine Ceremonien mit ihm vorgenommen; oft tragen ihn die nächsten Familienglieder nur mit einem Tuche spärlich verhüllt auf einer Bahre bis zum Kirchhof, dort senkt man ihn in eine Kalkgrube, die jeden Abend geöffnet wird, weil mehrere Leichname — um Arbeit zu ersparen — zugleich versenkt werden. Der Tod findet nirgends so harte Herzen wie in Italien, keine Thränen werden seinen Opfern nachgeweint. Wie ganz anders dachten die Alten! Sie suchten dem Tode die sanfteste Deutung zu geben und seine Schrecken zu lindern. Hatte er einen Jüngling dahingerafft, so begruben sie ihn, wenn der Tag graute und die Morgenröthe ihre Strahlen warf, erfüllt von dem schönen Gedanken, daß Aurora die Jugendlichen liebe und sie in ihre Umarmung aufnähme. Vielleicht macht der Glaube, daß der Verklärte im Paradiese ist, die Hinterbliebenen so

kalt und gleichgiltig; gewiß aber ist, daß dieses haufenweise Hinabstürzen der Leichen in die gemeinsame Grube der Armen mit den entsetzlichsten Bildern den Tod umgiebt und es fast keinem verargt werden kann, sich von solchem Schauspiel schaudernd abzuwenden. Stirbt dagegen ein vornehmer Herr, ein principe, ein Kardinal, der eine Familien-Kapelle in einer Kirche besitzt und reich ausgestattet hat, so wird der blendendste Prunk entfaltet. Der Todte wird erst mehrere Tage lang auf einem Paradebett in vollem Ornat oder in Hoftracht ausgestellt; sein Wappen, von schwarzem Flor eingefaßt, prangt an seinem Palaste, während die Mauern der Kirche mit weißen auf schwarzem Papier gedruckten Gerippen und Todtenköpfen bedeckt sind, die die mahnende Umschrift „hodie mihi, cras tibi“ tragen. Der reich geschmückte Sarg wird, von mehreren Priestern und zahlreichen Fackelträgern umgeben, in das Erbbegräbniß geleitet. Hier zeigt sich auch wieder die römische Industrie ohne Arbeit doch etwas zu gewinnen. Das Wachs, welches bei Leichenbegängnissen von den Kerzen herabträufelt, gehört zu den Emolumenten des Küsters. Der schlaue Küster stellt daher hinter jedem Fackelträger einen Gamin an, der mit einem Papier in der Hand das fallende Wachs auffängt. Aber noch mehr, er schlägt vorher in den Docht der Kerzen einen Nagel, und die zahlreichen Kerzen weinen nun Thränen

in solcher Masse, daß das Geschäft wirklich ein einträgliches wird.

Im Kirchenstaat wie in Neapel ist die Sterblichkeit sehr groß. In Rom verlangen die Fieber, die durch die schlechte Luft mancher Stadttheile erzeugt werden, viele Opfer, aber noch mehr die schlechten Aerzte und der Mangel jeder Sanitätspolizei. Es fehlt zwar nicht an Aerzten, aber es fehlt sehr an tüchtigen. Den fremden Aerzten, deutschen und französischen — vertraut sich der Römer im allgemeinen nur selten an, und die italienischen Heilkünstler haben nur zwei Mittel, die für alle Fälle angewendet werden, Ader lassen und Purgiren. Kein Adel, und wäre er selbst der aristokratischste, kann sich an Reinheit des Bluts mit dem Römer, selbst dem aus den untersten Klassen messen. Mag er in vielen Dingen unsauber sein, sein eignes Blut muß so rein sein, daß es als Normalblut auf Flaschen gezogen werden könnte. Schröpfen, Aderlassen, Abführen in bestimmten Zeitabschnitten ist wie Korsofahren und Spazierenstehen der Kreislauf des römischen Lebens. Im Kirchenstaat, wie in Neapel findet man in den kleinsten Städten, und wo nur ein paar gebrechliche Hütten zusammenstehen, einen „salassatore“ d. h. einen Aderlasser, der gewöhnlich auf seinem Schilde zum schnellern Verständniß die Scene des Blutlassers als Genrebild hat darstellen lassen. Nirgends wird so viel Blut vergossen, und wenn Lady Bulver

behauptet, daß im Blut eines Mannes so viel Eisentheile enthalten sind, daß man bequem daraus eine Pflugschaar schmieden könnte, so könnten die Römer die billigsten Agrikulturwerkzeuge aus eignen Mitteln sich herstellen. Ein römischer Arzt ist sehr bescheiden in seinen Anforderungen, er ist so mäßig in seinen Bedürfnissen wie das Volk, das er behandelt, und eine Heiltaxe existirt nicht. Da Niemand es liebt, lange zu Hause zu bleiben und das eigentliche Wohnzimmer, die behaglich eingerichtete Häuslichkeit, dem Italiener fehlt, so ist auch der unbeschäftigte Arzt sehr häufig beim Apotheker zu finden, und der Kranke ist sicher, beim „Farmakopeo“ wenigstens einen Heilkünstler zu finden. Gewöhnlich sind aber mehrere vorhanden und sie warten sehnsüchtig auf die Mühseligen und Beladenen, die ihren Rath begehren. Obgleich Rom eine Universität besitzt, die sogenannte Sapienza, die eine medizinische Fakultät hat, so hat doch die ewige Stadt in der Heilkunde keine neuen Entdeckungen gemacht; weder die Anatomie, noch die gerichtliche Medizin, die beide hier, wo an interessanten Fällen und Kadavern kein Mangel ist, so viele wissenschaftliche Verehrer finden könnten, noch eine andere der ärztlichen Disziplinen hat an der Tiber neue Früchte zu Tage gebracht. Wieviel Beobachtungen könnten hier gemacht werden, wo so häufig Mordthaten, Exekutionen und schwere Verwundungen vorfallen!

Wenn wir den römischen Polizeiberichten Glauben schenken, denen man doch gewiß Uebertreibung nicht vorwerfen darf, so sind in den Jahren 1850 bis 1852 248 Mordthaten vorgekommen. Nur zwei davon waren Raubmord, alle übrigen hat die Liebe, die Eifersucht, das Spiel, der Wein, ein lebhafter Wortwechsel zur Folge gehabt. Im April 1858 waren allein in der Hitze der Leidenschaft zwölf Personen durch Dolchstiche gefallen. Alle Polizeiberichte schließen mit den Worten: Der Schuldige hat sich der Strafe durch die Flucht entzogen. Und die Flucht wird bedeutend erleichtert durch die vielen Kirchen, Klöster, Kapellen, die sämmtlich Asyle sind, wo kein Verbrecher verhaftet werden darf; ja selbst die Tiber ist ein Asyl und ein guter Schwimmer entgeht der Strafe. Schon der Rock eines vorbeigehenden Geistlichen, den der Mörder oder Dieb erfassen kann, schützt vor Verfolgung. Es ereignen sich dann sehr komische Scenen. Die Gensdarmen verfolgen den Geistlichen und bitten ihn flehentlich, doch den Verbrecher los zu lassen, aber der fromme Bruder erwidert: ich kann nicht, er hält mich fest, ich bin selbst gefangen. So kommt der Missethäter bis zu den Thüren eines Klosters und in diesen heiligen Mauern darf ihm nichts geschehen. Die Franzosen, wenn sie einen Verbrecher auf frischer That ertappten oder einer von ihnen bestohlen wurde, haben sich nie an das Asylrecht gekehrt, den Verbrecher oft aus der Kirche geholt, und

es entstanden dadurch häufig Reibungen zwischen der weltlichen und der geistlichen Gewalt. Der Papst erließ daher am 20. August 1856 ein Rundschreiben zur Regelung des Asylrechts, woraus wir folgende Punkte hervorheben.

1. Wenn die im Asyl eines Klosters, einer milden Stiftung, oder sonst eines immunen Ortes oder dessen Territorial-Umhegung aufgenommenen Verbrecher sich mit neuen Missethaten besudeln und des Asyls dadurch unwürdig machen, so sind sie in den geistlichen Gefängnissen zu verwahren. Falls die Kompagnie ihre Auslieferung an die weltliche Strafgewalt beschließt, so soll doch noch so viel Rücksicht genommen werden, daß man ihnen drei Tage Zeit giebt zu freiwilliger Flucht.

2. Bei den in der Asylumhegung vorkommenden Mordthaten, sollen die Ordinarien den weltlichen Behörden keine Schwierigkeiten in den Weg legen, bei Diebstählen schreitet der Sachwalter der bischöflichen Kurie ein, der weltliche nur nach ausdrücklicher Genehmigung der Kongegration für die kirchliche Immunität.

Und das sind die strengsten Bestimmungen, Gesetze, die dem, der ein wiederholtes Verbrechen begangen, noch drei Tage Zeit geben, um sich aus dem Staube zu machen. Wie muß erst früher der Schutz des geweihten Asyl beschaffen gewesen sein? Ist es da noch ein Wunder, daß unter dem heißblütigen Volk, das immer mit Mes-

sern bewaffnet ist, so oft Blut fließt? Im Gegentheil sogar, wir behaupten, die Römer können noch andern Völkern als Tugendspiegel dienen. Wo die Gesetze so lax gehandhabt werden, wo Straflosigkeit selbst noch Wohnung und Nahrung dem Missethäter im Kloster als Preis seiner Mühen winkt, wo die Erziehung so sehr vernachlässigt wird, muß da nicht das römische Volk sehr moralisch sein, wenn nur die kleinste Minorität der Verlockung wiederstehen kann? Man richte einmal in andern Ländern Asyle ein, verkünde an Stelle der Todesstrafe einen sichern Zufluchtsort, und die bestialischste Anarchie würde ausbrechen. So ist es nur eine „göttliche Anarchie." Diebstähle kommen im Ganzen sehr selten vor; der Römer ist so mäßig in seinen Bedürfnissen, daß er sich nicht viel Mühe giebt, fremdes Eigenthum gewaltsam anzugreifen; ein wohlüberlegter strategisch berechneter Einbruch, woran in andern großen Städten kein Mangel ist, der mit List ausgeführt wird, geschieht fast nie. Die Räubereien in der Umgegend, die Plünderungen der Reisenden geschehen immer nach Art des Fra Diavolo, so weit es die Umstände erlauben, mit einer gewissen Höflichkeit; die deutschen Raubritter im Mittelalter waren gegen Damen nicht so galant. In der Lombardei, wo die Oestreicher die Ordnung aufrecht erhalten, fallen keine Räubereien vor, im Kirchenstaat, dem Staat der Asyle, der Priester und der geistlichen Privilegien, sind sie nicht selten, obgleich das

Publikum nichts davon erfährt, da die censirte Presse dergleichen Dinge nicht besprechen darf. Nach Alfred von Reumonts treffender Bemerkung wird die Statistik noch immer in den päpstlichen Staaten als eine „Hochverrätherei" betrachtet, doch gelingt es manchem, das geheimnißvolle Siegel der Kriminalacten zu lösen. So behauptet Jarini in seiner Brochüre über das Räuberwesen im ganzen römischen Staat, daß dasselbe seit 1849, seit der Wiederherstellung der geistlichen Regierung, und speziell während des Kriegszustandes zugenommen habe. Im Jahre 1850 waren 10,436 Personen wegen Raubanfalls im Gefängniß, 1851 betrug die Zahl 11,767, 1853 12,035 und 1854 13,006. Zu dieser denkwürdigen Skala liefert Graf Tournon, der während der napoleonischen Zeit von 1811—1813 an der Spitze der römischen Verwaltung stand, einen interessanten Beitrag. In seiner sehr lesenswerthen Schrift: „Etudes statistiques sur Rome," diese einzige nach allen Seiten ergiebige statistische Quelle über die ewige Stadt, berechnet der Verfasser, daß auf 14,000 Personen in Rom ein Verbrecher kommt, während in Frankreich, das Verhältniß wie 1 zu 32,000 und in Holland 1 zu 35,000 ist. Da in Rom, sobald ein Verbrechen auf offner Straße geschehen ist, alles auseinanderstiebt und Niemand sein Zeugniß abgeben will, um mit den Behörden nichts zu thun zu haben, so ist die Ermittelung eines Verbrechens immer mit großen

Schwierigkeiten verbunden. Im Frühjahr und in der düstern Fastenzeit, wo Rom einem ewigen memento mori gleicht, sollen die meisten Verbrechen geschehen. Immer aber genießt der Fremde, der nicht in zu intime Berührung mit römischen Familien kommt, auch in dieser Beziehung eine priviligirte Stellung. Er mag die Reize der kapitolinischen Venus, die Schönheit der Venus von Knidos bewundern; er wird niemals bei diesen antiken unsterblichen Schönheiten, die Eifersucht eines Nebenbuhlers erregen; nur bei den sterblichen Grazien, die ihre nationalen Verehrer haben, kann leicht ein zu nahes Verhältniß als ein Eingriff in die Rechte der Nationalität betrachtet werden, und zu einem Konflikt mit den Sitten des Landes führen. Der Unterschied zwischen der Schönheit eines Menschen und der eines Gottes wird in der an Idealen so reichen Stadt streng aufrecht erhalten. An der höchsten, plastischen, unveränderlichen Vollkommenheit dürfen sich die Fremdlinge ohne Furcht vor Concurrenz erbauen, und gewinnen einen mühelosen Sieg, während die Einheimischen, bescheiden wie immer, nur jene reizende Gestalten, die mit den Prädikaten des Irdischen behaftet, noch schwanken zwischen dem Wunsch und der Scheu durch alle ritterlichen Mittel zu gewinnen suchen. Und eine Eroberung ist in einem Lande nicht leicht, wo die jungfräuliche Keuschheit mit der größten Strenge bewahrt und bewacht wird, im Gegensatz zu der Ehe, die sich manche

Freiheiten erlaubt. Trotz der vielen Cölibataire und der Findelhäuser ist die Zahl der unehelichen Geburten bei weitem geringer als fast in allen andern Ländern, und Rom kann in dieser Beziehung als ein Muster der Sittenstrenge gelten.

Man sollte glauben, daß bei dem herrschenden Faustrecht, bei den häufigen Realinjurien und groben körperlichen Verletzungen die Kriminalrichter sehr beschäftigt sind. Dies ist aber nicht der Fall, da der Missethäter gewöhnlich nicht vorhanden und nur in contumaciam verurtheilt wird. Ist er aber verhaftet, so dauert die Untersuchung Jahre lang, und der Unglückliche sieht den Tod auf dem Schaffot wie eine Erlösung von seinen Leiden an. Wird er zu einem lebenslänglichen Kursus auf den Galeeren in Civita vecchia verurtheilt, so steht ihm ein ziemlich behagliches Leben in Aussicht. Seine Arbeit ist nicht schwer, und hat er einige Bekanntschaften, so erhält er sogar einen Freischein, kann am Tage ein Geschäft in der Stadt betreiben, nur muß er des Abends wieder in das Gefängniß zurückkehren, um dort Obdach und Kost zu erhalten. Wir hatten selbst die Ehre, die angenehme Bekanntschaft eines ehemaligen Galeerensträflings zu machen. Er betreibt jetzt ein einträgliches, bürgerliches Gewerbe, und der tödtliche Stich, den er einst in der Hitze des Gesprächs, als die geistigen Waffen nicht mehr genügten, einem Bekannten versetzte, hat so wenig seinem Rufe geschadet, als das Bagno. Er versicherte in vol-

lem Ernst, daß die fünf Jahre Galeeren, wo er auch einen Freischein besessen, zu den angenehmsten seines Lebens gehöre, da er dort auf Staatskosten ernährt worden sei.

So summarisch wie die Kriminalprozesse behandelt werden, d. h. wenn der Verbrecher nicht zu finden ist, so langsam geht es mit den Civilprocessen. Die Advokaten plaidiren nie mündlich, sondern stets schriftlich in lateinischer Sprache, und alle Akten werden gedruckt. Die Verwirrung des Civilrechts ist ziemlich groß, da eine Menge Particularbestimmungen vorhanden sind, und die päpstlichen Verordnungen sehr unsystematisch gesammelt. Es ist schon unendlich schwer, in vielen Fällen den kompetenten Gerichtshof zu entdecken. Charakteristisch ist, daß, sofern ein Priester in irgend einer Sache betheiligt ist, sofort kanonisches Forum eintritt, was, wie mir ein Römer mittheilte, seinen langjährigen Proceß, den er endlich für gewonnen hielt, gänzlich wieder umwarf. Fällt Schnee, so hat die Justiz und die Verwaltung in Rom aufgehört, alle Tribunale und Bureau's sind geschlossen, auch die Erziehung hört auf, und die Schulen haben Ferien. Wir haben einen dreimaligen Schneefall erlebt am frühen Morgen, der fast immer eine Stunde dauerte; die Römer betrachteten von ihren Fenstern mit großer Freude die seltnen und schnell zerrinnenden Flocken, aber Niemand wagte sich heraus, da der Boden schlüpfrig geworden,

und selbst die Pferde haben Ruhetag. Nur die glückliche Schuljugend benutzt ihre kurzen Ferien, um die Kunst des Gleichgewichts zu erlernen, wozu sie bei ihrem glücklichen Klima so selten Gelegenheit haben.

Die römische Schuljugend zeigt schon den Ernst und die kontemplative Ruhe, die die Väter charakterisirt. Sie sind nicht so ausgelassen, wenn sie aus der Schule kommen, wie die nordischen Jünglinge, und unterhalten sich in anständiger Weise. Sie kommen nicht aus der Schule so froh und tobend, als kämen sie aus dem Gefängniß. Es wird ihnen im allgemeinen das Lernen nicht schwer, und die Schule erscheint ihnen nicht wie eine Strafanstalt. Bei ihrer schnellen Auffassung, die ein Erbtheil des Römers ist, und ihrem lebhaften Geist, lernen sie spielend, und die Lehrer brauchen selten Zwangsmittel anzuwenden. Die bessern sogenannten Regionair-Schulen, die von Laien geleitet werden, „scole regionarie“ sind ziemlich theuer, und steigt das Schulgeld monatlich von 5 bis 10 Paul, ein bis zwei Gulden. In dem einen Schulreglement fand ich einen die Disciplin betreffenden Paragraphen, worin den Lehrern die größte Milde anempfohlen war: Magistri cum judicaverint aliquem discipulorum poena afficiendum esse, id facient admodum moderate, et omnis animadversio et castigatio, iracundia, verborum que contumelia prorsus vacet. Die Zeit des Unterrichts ist gewöhnlich drei Stunden vor Mittag und

zwei nach dem Essen. Im Sommer, während der großen Hitze, wo Lehren und Lernen unmöglich ist, sind die Schulen geschlossen, gleich den Museen, Bibliotheken und öffentlichen Instituten. Ja, bei der großen Hitze, die noch stärker ist als das Feuer der Leidenschaft, tritt selbst in der Liebe eine Dispensation ein; Juli und August ist vollständige Siesta, und das Sprüchwort sagt: Mese di Guiglio e d'Agosto, moglie mia, io non ti conosco. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die römische Jugend in den Ferien eben so sehr ihre Kenntnisse bereichert, wie zur Schulzeit. Denn die 387 Elementarschulen sind in jeder Beziehung so mangelhaft, daß ein glänzend hergesagtes Abc, ein Lesen ohne eingetretene Hindernisse, und ein Gebet ohne Souffleur schon zu den höchsten Errungenschaften der ersten Klasse gehören. Bete und buchstabire ist die Forderung der Lehrer und Lehrerinnen, deren eigene Kenntnisse nicht weit über diese Grenzen hinaus gehen, und mit dem Kreislauf von A bis Z, diesem Alpha und Omega jugendlicher Vollkommenheit, sich in Demuth begnügen. Die Lokale sind ebenso schmutzig wie ärmlich, und die Göttin der Weisheit lebt hier in einer Atmosphäre, in der selbst ein geistiges Licht nicht lange brennen kann. Zwar soll die Erziehung der Unschuldigen dem Rosenholz ähnlich sein, das Blumenduft ausstreut, wenn man es formt, aber von solchem Duft ist hier nichts zu merken. Von den Römern und Rö-

merinnen zartern Alters unter 12 Jahren, die bei einer Bevölkerung von 176,000 Einwohnern nach Abzug der kleinsten ungefähr in der Stärke von 34,000 hoffnungsvollen Seelen vorhanden sein mögen, empfängt nur nach statistischen Angaben der dritte Theil Unterricht; nach Serristoris Meinung wäre sogar das Verhältniß noch schlimmer, und der populus Romanus im schulpflichtigen Alter ein noch kleinerer Bruchtheil. Obgleich ganz genaue Angaben hierüber nicht existiren, und die Verwaltung es nicht der Mühe werth hält, Untersuchungen anzustellen, so ist soviel gewiß, daß die päpstliche Regierung überhaupt nur für die Volksbildung und Unterricht den siebzigsten Theil ihrer 14 Millionen Skudi betragenden Einnahmen verwendet. Da mögen denn viele wild aufwachsen, und der Gott, der die Lilien und Rosen gedeihen läßt, muß auch für ihre geistige Entwickelung sorgen. Wie Stahr erzählt, können selbst viele junge Damen aus den bessern Ständen nicht schreiben, ihre geistlichen Erzieher haben ihnen nie diese schwarze teuflische Kunst gelehrt, damit — sie keine Liebesbriefe schreiben. Das ist freilich ein Radikalmittel! Auch unter den Männern giebt es weit mehr redselige als schreibselige, und das Dintenfaß wird so viel wie möglich vermieden.

Eine der vorzüglichsten Unterrichtsanstalten ist die Schule, die zum collegium romanum, zum Jesuitenkollegium gehört. Die reichen Bürger und der ultra-

montane Adel aus allen Ländern — namentlich aus England und Irland — schicken dort ihre Kinder hin. Wir wohnten durch die freundliche Vermittlung eines Jesuiten dem mathematischen Unterricht bei, und staunten nicht wenig, nicht allein über die Kenntnisse der Kinder von zehn bis zwölf Jahren, sondern über die rege Theilnahme, ja Liebe zur Sache, von der alle erfüllt schienen. Alle Mittel werden in Bewegung gesetzt, um den Wetteifer der Knaben anzuregen, wobei leider Eitelkeit und Ostentation schon früh in die Gemüther gepflanzt wird. Sie erhalten nach den Rangstufen, die sie einnehmen, alle möglichen militairischen Titel. Der vorzüglichste Schüler führt den Titel generale, vielleicht ein künftiger Jesuiten-General, dann folgt der colonello, der capitano u. s. w. Am ersten jedes Monats ist eine öffentliche Preisvertheilung, dann werden Sterne, Ordensbänder, Schleifen an die Fleißigsten vertheilt, und die Sterne haben eine Dimension, die noch die größten Cottillon-Orden an Umfang und Glanz übertrifft. Die drei ehrwürdigen Väter der Jesuiten, der Direktor und die ersten Lehrer, in ihren langen schwarzen Gewändern, das Käppchen auf die Tonsur gedrückt, vollziehen die Ceremonie mit dem feierlichsten Ernst, und jeder besternte Knabe ist verpflichtet, die Hand des Direktors demüthig zu küssen.

Der Lektionsplan der ersten Klasse (Calendarium collegii Romani societatis Jesu) zeigt schon ein aus-

gedehntes Feld. Neben Cicero, Livius, Catull sind schon der Logik, der Ontologie, der Kosmologie und der Theologia naturalis viele Stunden eingeräumt, und selbst „de Romano pontifice“ und „de conciliis“ ist der Gegenstand zweier Lektionen. Hier wird alles in lateinischer Sprache vorgetragen, und kein Schüler verläßt die Anstalt mit dem Zeugniß der Reife, der nicht der lateinischen Sprache vollkommen mächtig ist, und jeden Klassiker ohne weitere Vorbereitung übersetzen kann. Wie die Geschichte vorgetragen wird, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Im Anfang des Jahrhunderts existirte ein Lehrbuch der Jesuiten, worin Napoleon nur als General Ludwigs XVI. dargestellt war, der große Eroberungen in allen Ländern machte, dann aber wegen Subordinationsvergehen auf Lebenszeit nach der Insel Elba verbannt wurde. „Il faut corriger l'histoire“ sagen die Jesuiten. Heute, wo die Napoleoniden ihren Fuß auf das Kapitol gesetzt haben, wird wohl die Geschichte ein mehr den gegenwärtigen Umständen angemessenes Kleid empfangen haben.

Wenn wir hier auf unserm Wege vom Immondezajo bis zu den Volksschulen, die in so fern sich ähnlich sind, als sie beide nicht im besten Geruch stehen, manche Dinge hervor gehoben, die der ewigen Stadt nicht zur Zierde gereichen, so müssen wir zugleich anerkennen, daß Pius IX., soviel er allein vermag, die grellen Uebel-

stände in jeder Weise zu lindern sucht. Wenn nicht mehr geschieht, so liegt dies an der zwitterhaften Stellung des Papstes, der zugleich geistlicher und weltlicher Herrscher, und wie das Gesetz über die Asyle zeigt, fortwährend zwischen zwei Klippen, zwischen der Scylla und Charybdis, durchschiffen muß. Wo er dagegen selbstständig verfahren, und die Prärogative seiner Krone in Ausführung bringen kann, da folgt er nur der Milde seines Herzens. So hat er vielen Exilirten die Rückkehr in die Heimath gestattet, und schenkt an jedem Neujahrstage einer großen Zahl von Gefangenen die Freiheit. In seiner schwierigen Lage kann er nur die Leiden lindern, aber sie nicht heben. John Maguire, ein eifriger Vertheidiger des römischen Wesens und Mitglied des englischen Parlaments, sagt in seiner Schrift über Rom, daß der Papst selbst die Einführung der Gasbeleuchtung nur mit der größten Mühe durchsetzen konnte, und den Widerstand „gelehrter Männer“ und einflußreicher Personen bekämpfen mußte. Ja, diese Obskuranten, wie zähe sind sie! Sie gönnen dem mäßigen, einfachen, römischen Volk gern den Ruhm des Diogenes, aber nur nicht die Laterne, um die Dinge bei Licht zu besehen! Eine Regierung, die noch gegen solche Tröpfe zu kämpfen hat, kann umfassende Reformen unmöglich ausführen. Auch bei der Verbesserung der Schulen soll der Papst auf arge Widersacher in seinem Rathe ge-

stoßen sein. Es denken diese Herren noch immer, zu viel Licht schadet den Augen, und wer zuviel hört, kann leicht taub werden, wie dies oft bei Kupferschmieden der Fall ist. Das Volk aber, das ohne Erziehung aufwächst, hat wenigstens das Gute, daß es vor dem andern Extrem geschützt ist, daß es nicht gedrillt und dressirt wird. Das „pas trop gouverner“ gilt in der Politik wie in der Erziehung, und häuft man, wie Jean Paul sagt, Samen auf Samen, so wird wohl ein Kornspeicher daraus, aber kein Erntefeld. Die Römer sind noch immer die ungezogenen Lieblinge der Grazien, und wissen sich in der harmlosesten Weise über ihre Ignoranz zu trösten. Sie haben eine Menge Ausdrücke, die sie einschieben, wenn ihnen der Faden der Weisheit ausgeht. Das che so io, was weiß ich? das ha capilo, haben Sie verstanden? das chi lo sa, wer weiß das? hört man fortwährend, und manche Gespräche scheinen nur aus diesen Fragen zu bestehen. Und wollte man nach dieser langen Betrachtung über römische Leiden noch nach anderen Schattenseiten fragen, ich könnte weiter nichts erwiedern, als das echt römische: che so io?

## XVI.

### Ein Ausflug in die Umgegend.

Wir sind in den letzten Tagen des April, und doch ist die Hitze schon sehr bedeutend. Das Thermometer beim Optikus in der via Condotti zeigt 26 Grad, der Scirokko wirkt lähmend auf die Nerven, und da in Rom alles konservativ ist, selbst der April, so ist an eine baldige Aenderung der Temperatur gar nicht zu denken. Nur Fremde und Hunde, sagt das römische Sprüchwort, sind jetzt auf der Straße sichtbar; die Stadt erscheint öde und ausgestorben, und muß der Römer die Straße passiren, so schleicht er längs den Häusern hin, als wollte er den Schatten einsaugen, den die Mauern werfen. Auch am Himmel ist keine auf Wechsel deutende Wolke sichtbar, er sieht immer aus, wie ihn Goethe gesehen, „wie ein hellblauer Tafft, der von der Sonne beschienen wird.“ „Es ist nichts so schwer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen;“ wohlan denn, suchen wir, bevor wir Rom verlassen, die erfrischenden Höhenpunkte seiner Umgebung auf, die wie ein grüner Kranz die öde

Kampagna einfassen! Da ist Fraskati, Albano, Ariccia, Tivoli, alle von balsamischer Bergluft durchwürzt, geschmückt mit Parks, Gärten, Villen, und auf die ewige Stadt herabschauend, die zu ihren Füßen im fernen Hintergrund sich ausbreitet. Wählen wir Fraskati, das in einer Stunde zu erreichen ist. Wir sind am Abhang des Sabiner Gebirges in einem kleinen nur von 2000 Einwohnern bewohnten Städtchen. So ärmlich wie die Stadt aussieht, die keine glänzenden Hotels aufzuweisen hat, so stolz thronen die Villen auf den anmuthigen Höhenzügen, die einen natürlichen mit den schönsten Spaziergängen geschmückten Wall bilden. Als Rom noch eine reiche Stadt war und die Schätze der gläubigen Seelen in den Seckel des Papstes und seiner Nepoten flossen, da entstanden diese großartigen ländlichen Schlösser, die, obgleich jetzt vernachlässigt und verfallen, doch durch ihre herrliche Lage und ihre imposanten Formen das Werk der Zerstörung gänzlich vergessen lassen und uns so recht in die Seligkeit einer entzückenden Villegiatur versetzen. Da ist die Villa Aldobrandini, Eigenthum der Familie Doria; nur wenige Minuten von der Stadt entfernt, befinden wir uns in den herrlichsten Laubgängen; von allen Seiten rauschen die Quellen und Kaskaden, und Götterbilder bewachen den stillen Frieden, der über diese liebliche Schöpfung ausgegossen ist. Hier auf einer Bank ausgestreckt ruhen, im kühlen Schatten immergrüner Eichen, in einer bal-

samischen Luft, die mit den Düften der Orangen geschwängert ist, mit dem Blick auf das Farbenspiel der Kampagna, das ist ein Dolce farniente, wie es sich Horaz in seinem „beatus ille“ geträumt hat. Auch Cicero kannte die Reize dieser süßen Einsamkeit. Auf der Anhöhe, wo jetzt die Villa Ruffinella sich erhebt, mit der köstlichsten Aussicht auf den zauberischen Umkreis, wo das Panorama von Rom, Ostia, Marino, Albano, Tivoli vor unsern Blicken sich ausdehnt und in der Ferne das Meer im Spiegel der Sonne glänzt, hier auf dem höchsten Punkte ragen noch die Ruinen des alten Tuskulum hervor, und von diesem luftigen Wohnsitz aus schrieb Cicero seine schwerfälligen tuskulanischen Untersuchungen. Dieser Gedanke ist der einzige, der den Reizen dieser Gegend schadet. Hier auf diesem paradiesischen Flecken konnte nur ein Heuchler den Stoiker spielen.

Wir blieben die Nacht in Fraskati, wo der trotz seines Namens nur sehr bescheiden eingerichtete „Albergo Inglese“ noch grade zwei Zimmer für unsere Gesellschaft übrig hatte. Die Engländer, die stets viele Räumlichkeiten in Beschlag nehmen, schienen jetzt schon zum Sommeraufenthalt sich einrichten zu wollen, und der italienische Wirth konnte des Morgens nicht genug Fleisch und Eier herbeischaffen. Beim herrlichsten Wetter, in dem Nebel und Sonne um den Preis des Tages rangen, bis endlich die Morgenstunde das Gold der

Sonne in vollen Zügen trank, brachen wir von Fraskati auf und schlugen die Richtung nach dem zwei Miglien entfernten Grotta Ferrata ein. Ein herrlicher Waldweg führt dort hin, und die Kastanien und Ulmen nickten uns freundlich zu. Der Gesang der Vögel ertönte als Morgengruß, und der spottende Triller der Grasmücke vereinte sich mit dem Loblied der Lerche. Grotta Ferrata ist eine Abtei griechischer Mönche, die zum Orden des heiligen Basilius gehören. Nicht nur die schöne Lage des Klosters, sondern hauptsächlich seine Kunstschätze ziehen hier alltäglich so viele Fremde nach diesem stillen beschaulichen Plätzchen. Der Meister Domenichino entfaltet hier in den Fresken der Kapelle, die die wunderbare Lebensgeschichte des heiligen Basilius darstellen, seinen naiven Schönheitssinn, der in den anmuthigen Bildern mit so nüchternem Realismus sich ausspricht, daß wir selbst den bedeutenden Mangel an Phantasie ganz darüber vergessen. So treibt der Heilige den Teufel aus einem Kinde, indem er ihm wie eine Medizin einen Tropfen Oel in den Mund gleiten läßt, und zwar Oel von der Lampe, die vor dem Marienbilde brennt.

Von Grotta Ferrata gingen wir nach Castel Gandolfo. Auf dem Wege dahin begegneten wir einem jungen Bauer, der ein lustiges römisches Volkslied in die Lüfte schmetterte. Das war wieder ein Tenor, wie ihn unsere Theaterdirektoren mit Gold auf-

wiegen würden. Die Natur schenkt den Italienern alles in Fülle, und sie wissen gar nicht, was sie besitzen. Würden alle diese Stimmen gepflegt und geschult werden, so würde man nach Italien ebenso sehr, um zu hören, wie um zu sehen pilgern. Die alten Römer sorgten weit mehr für die Ausbildung ihrer melodischen Kehlen als die neuen. Wie Sueton erzählt, war Nero auf seine Stimme sehr eitel und er wandte alle Mittel an, damit ihr Klang immer reiner würde. Damals gehörte zu diesen Mitteln, daß man lang auf dem Rücken liegend, eine Bleiplatte auf der Brust tragen mußte. Er befolgte genau, wie auch Tazitus sagt, die Gesetze der Bühne. Ja er ging sogar noch weiter, um seine Stimme ganz der Kunst zu erhalten, redete er nie seine Soldaten an und hielt sich immer ein Tuch vor dem Mund, da er selbst die Einflüsse der milden italienischen Luft auf sein zartes Organ fürchtete. Heut zu Tage haben die Kaiser die höchste Redefreiheit als Standes-Privilegium und würden nie den Mund vor den Soldaten halten, nur allein um die zweifelhaften Lorbeeren der Virtuosität einzuernten. Von allen Souverainen ist es nur noch der Papst, der wirklich eine schöne Stimme, die vox Dei haben muß, wenn er seine geistlichen Funktionen mit Würde verrichten und die Messe in erhebender Weise vortragen will. Und Pius IX. besitzt diese Gabe in hohem Maaße. Hält der oberste Priester das Hoch-

amt ab, so dringt sein melodischer Ton bis in die Kuppel der Peterskirche. Nur italienische Stimmen können diese kolossalen Räume ausfüllen und nordische rheumatische Lungen, die nur die heisere vox populi besitzen, haben schon deshalb bei der Besetzung des päpstlichen Stuhles keine Aussicht.

In dem Augenblick, wo wir uns in Betrachtungen über die künstlerischen Anlagen des Pontifex maximus vertiefen, liegt auch sein Lustschloß vor uns. Das ist Castel Gandolfo, die Sommerresidenz des Papstes, herrlich gelegen auf einer Anhöhe am Ufer des Albaner Sees. Das Schloß selbst enthält wenig bemerkenswerthes und hat nur seine Berühmtheit den verschwenderischen Reizen der Natur zu verdanken, die ihr Füllhorn über diese Gegend ausgeschüttet. Der Weg von hier nach Albano, im Schatten der ehrwürdigsten immergrünen Eichen, am Ufer des krystallnen Albaner Sees, bietet ein wechselndes Panorama dar, das in der Welt nicht seines Gleichen hat. Der See von bewaldeten Hügeln umkränzt, glänzt im Sonnenlicht zu deinen Füßen, die Zinnen von Castel Gandolfo, spiegeln sich in seinen Fluthen; Fraskati mit seinen Villen schließt auf der einen Seite das Bild ab, auf der andern Seite erheben sich terassenförmig gelagert die kleinen Städte Albano, Ariccia, Genzano und schweift dein Blick noch weiter, so hast du die trümmerbedeckte Fläche der Kampagna vor dir, über die die verfallenen Bogen der

Aquadukte wie gespenstische Riesen dahinschreiten. Und am äußersten Ende des Horizonts weit über die Kampagna hinweg, siehst du die weißen silbernen Streifen des tyrrhenischen Meers, während nach Nordosten hin die Appenninen ihre zackigen Häupter stolz in die Lüfte erheben. Fast ist dies Panorama zu mannigfaltig, um es mit einem Blick zu genießen, aber glücklicherweise bietet der schattige Weg nach Albano so viele Durchsichten dar, daß wir die Schönheiten mit Muße aufnehmen können und immer die reizendsten Perspectiven das Auge erfreuen. Die in Duft verschwimmende Kampagna mit ihren tiefen schwarzblauen Schatten, mit den sonderbaren Formen ihrer zahlreichen Ruinen, die in violette Schattirungen zerfließend, wie eine Fata morgana, die abentheuerlichsten Gestalten uns vorgaukeln, diese wüste unbebaute Fläche steht im grellsten Gegensatz zu dem üppigen Baumwuchs, der auf den Höhen von Albano die größte Kraft der Vegetation entfaltet und in den knorrigen Stämmen der Steineichen, Ulmen, Kastanien, mit ihren starken saftstrotzenden Armen, die höchste Lebensfülle des Organismus offenbart. Man hat so häufig im Norden das Vorurtheil, daß jenseits der Alpen die Natur wohl eine größere Mannigfaltigkeit zeige und mit einem bunten Blumenteppig die Erde bedecke, daß dagegen die Bäume nur verkrüppelt seien und des schützenden Blätterdachs einer undurchdringlichen Laubkrone, die den Typus kälterer

Zonen bezeichnet, fast ganz entbehren. Wer einmal Albano und Ariccia gesehen und in seinen schattenreichen Promenaden lustwandelte, wird anderer Meinung werden. A. v. Humboldt sagt in seinen „Ansichten der Natur": „Das Malerische italienischer Gegenden beruht vorzüglich auf dem lieblichen Contraste zwischen dem unbelebten öden Gesteine und der üppigen Vegetation, welche inselförmig darin aufsproßt. Wo dieses Gestein minder zerklüftet die Wasser auf der Oberfläche zusammenhält, wo diese mit Erde bedeckt ist, wie an den reizenden Ufern des Albaner-Sees, da hat selbst Italien seine Eichenwälder, so schattig und grün als der Bewohner des Nordens sie wünscht."

Wie frisch und kühl ist es in diesen duftenden Laubgängen! Der beste Beweis, daß hier die dichten Baumgruppen mit Erfolg gegen die Kraft der glühenden Sonne sich vertheidigen, liefern die Thautropfen, die jetzt noch an den Blättern zittern, obgleich die Sonne schon hoch am Himmel steht. Albano, ein kleines Städtchen mit 5000 Einwohnern, dem das alte jetzt verschwundene Alba longa, das heutige Palazzuolo den Namen gegeben, ist die eigentliche Villegiatur der Römer. Aber die Römer sind noch daheim geblieben, nur die Fremden haben schon ihren Einzug gehalten. Die Albanerinnen standen schwatzend vor den Thüren und schienen sich zu freuen über jede neue Karavane, die zu Fuß oder zu Wagen anlangte. Albano

ist ebenso berühmt durch seine schönen Frauen, wie durch die himmlischen Reize seiner Lage. Der Monte Cavo, ein alter dreitausend Fuß hoher ausgebrannter Krater, der mit reichen Waldungen bedeckt ist, schützt das Städtchen gegen die ungesunden Dünste, die aus der Kampagna aufsteigen; die Poesie der Kampagna, der Trauermantel, in den Rom eingehüllt ist, hat hier dem anmuthigen, dem Auge so wohlthuenden Kleide, weichen müssen, das eine sorgfältige Kultur über die Gegend verbreitet und wie die Poesie der Kampagna, die aus den nämlichen Ursachen wie ihr Elend hervorgegangen, uns nur melancholisch stimmt, eben so heitere Bilder umspinnen an den lieblichen Ufern des Albaner See's die Seele des Wanderers. Der Oelbaum, der Weinstock und Ackerland, das wie ein Garten gepflegt ist, dazu die herrlichsten Baumgruppen der Pinien und Cypressen, die Parks, die Villen, die auf den Höhen zerstreut liegenden Häuser, der klare Wasserspiegel des Albaner- und Nemi Sees und die weiten Aussichten auf Wiesen, Waldung und Meer lassen uns kaum zur ruhigen Betrachtung kommen. In der That hier lacht die Natur uns an und nöthigt uns das süße Bekenntniß ab, daß wir, so lang wir hier verweilen, keine Wünsche mehr haben.

Ariccia, das Ideal der Landschaftsmaler, ist nur durch eine Bergschlucht von Albano getrennt. Ein Viadukt verbindet die beiden Sommer-Residenzen der

Römer und der Künstler. Herrliche, schattige Alleen, prachtvolle Spaziergänge im Dunkel des Waldes, und der Park des Fürsten Chigi, der fast ein Urwald zu nennen ist, da seit Jahrhunderten keine Axt diesen Bäumen und Schlingpflanzen nahte, und hier die Natur sich selbst leben konnte, machen Ariccia mit seinem Quellenreichthum zu dem glücklichsten Asyl, wenn die schwüle Luft den Aufenthalt in der ewigen Stadt gefahrdrohend macht. Dabei hat Ariccia, das nur 1400 Einwohner zählt, noch ganz seine ländliche Unschuld bewahrt; keine graden Straßen, wie in dem mehr modernen Albano, sind hier zu finden; die Häuser liegen wirr durch einander, und der Boden wurde nicht geebnet, ehe er bebaut wurde. Manchmal ist der Eingang in ein Haus nur durch eine hohe aus dem Felsen gehauene Treppe zu erreichen, und die malerischste Unordnung läßt doch keine Sehnsucht nach dem Ariadnefaden der Baupolizei in uns aufkommen. Wie sich die Schwalben an Felsen anbauen, so hier die Menschen! Auch unser Gasthof, obgleich wir den am meisten empfohlenen gewählt hatten, konnte nur die bescheidensten Ansprüche befriedigen. Und doch war er so mit Fremden gefüllt, daß ein Unterkommen nicht mehr möglich. Wir durchstreiften noch einige Stunden Ariccia, seine Waldwege und Promenaden, erquickten uns an seinen köstlichen Fernsichten und fuhren dann vor Sonnenuntergang auf der via Appia

nach Rom zurück. Die Kampagna war heute noch stiller als gewöhnlich, Hirten und Heerden waren schon zur Ruhe gegangen, und hatten ihre Nachtquartiere, die verfallenen Ruinen der einsamen Kastelle und Burgen, aufgesucht. Falken und Eulen kreisten in den Lüften, und in den einsamen Osterien am Wege unterbrachen nur noch die Hunde die einförmige Ruhe, sobald sich die Schellenglocken der Pferde hören ließen.

In Rom aber hatte selbst ein Gewitter die schwere drückende Luft noch nicht gereinigt. Um wieder an der Bergluft uns zu erfrischen, machten wir am nächsten Tage den Ausflug nach Tivoli, das 18 Miglien von Rom entfernt ist und in das Sabinergebirg uns einführt. Auf dem Wege dahin zeigte uns die Schwefelquelle die Solfatara, deren stickige Dünste weithin sich verbreiten, wie sehr die Geologen mit ihrer Behauptung Recht haben, daß die römische Ebene nur vulkanischer Boden ist, der durch die ausgebrannten Feuer seine hüglige Gestalt erhalten hat. Schwefel, Asche, Tufstein, Meersand, das sind die Bestandtheile der römischen Kampagna. Je mehr wir uns dem Gebirge nähern, desto reiner wird die Luft. Eine viertel Stunde vor Tivoli machen wir die erste antiquarische Station. Die großartigen Ruinen der Villa Hadrians liegen hier, die an Pracht und Umfang wohl alle ähnlichen Bauten und Gärten übertroffen haben mag. Der jüngere Plinius sah noch dieses

kaiserliche Lustschloß, dessen Architekt Hadrian selbst war, im vollen Glanz, und beschreibt ausführlich seine Herrlichkeit. Hier finden wir alles vereinigt, was nur die luxuriöseste, fürstliche Phantasie ersinnen konnte. Theater, Bäder, Wasserkünste, Tempel, Bibliotheken, Cirkus für gymnastische Uebungen, luftige Säulenhallen, mit den schönsten Statuen geschmückt, alles was die größte Stadt der Erde, was Rom nur bieten, das Vorzüglichste, was die Kunst im dekorativen Schmuck leisten konnte, das war auch in Hadrians Gärten, die, nach den großartigen marmornen, über eine halbe Meile weit verstreuten, Trümmern zu urtheilen, wohl nur mit den Zauberpalästen aus der Welt der Märchen zu vergleichen sind. Ja man erzählt sogar, daß der Kaiser neben den Freuden der Oberwelt auch zum Zeitvertreib an die Leiden der Unterwelt denken wollte. Treu nach den Beschreibungen der Dichter wurde ein Tartarus angelegt, und damit das antike Heulen und Zähneklappern recht deutlich versinnlicht sei, wurden Verbrecher im nahen Versteck gemartert, um die Qualen der Seelen auch dem Ohre vernehmbar zu machen. Eine Menge hier gefundener Statuen sind nach dem Vatikan gewandert, aber wie viele unterirdische Schätze mögen hier noch ruhen, die auf ihre Wiederauferstehung harren. Der jetzige Besitzer duca di Braschi ist zu sehr mit den Angelegenheiten der Oberwelt beschäftigt, um in die Tiefe vergangener Zeiten hinabzusteigen;

die römische Regierung bekümmert sich nicht darum, und hat überhaupt das Princip, daß man den Schlaf der Götter und Helden, wie der Menschen der Gegenwart so wenig wie möglich stören müsse; so wird denn einst noch die Villa Hadrians die fruchtbarste Fundgrube für die Alterthumsforscher werden, und unter dem Gestrüpp, dem Unkraut und den wuchernden Schlingpflanzen werden die Repräsentanten einer hohen Kultur an das Licht der Welt kommen.

Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.

Tivoli selbst, das Tibur der alten Römer, ist ein unbedeutendes kleines Städtchen, dem nur seine herrliche Lage und seine klassischen Erinnerungen den europäischen Ruf verschafft haben. Der Anio, aus den Apenninen kommend, stürzt sich hier von einer Höhe von 60 Fuß in den Thalgrund, und seine rauschende Musik giebt der Gegend ein eigenthümliches Leben. Horaz muß diese erfrischende Musik sehr geliebt haben, er feiert „praeceps Anio“ den jählings sich herabstürzenden Strom und die tönende Quelle der Nymphe, und wünscht hier seinen Lebensabend zu genießen. „Tibur Argaeo positum colono, sit meae sedes utinam senectae“ ruft er aus und das einfache Tibur gefällt ihm besser als „regia Roma,“ das königliche Rom. Darin stimmt er aber mit Ovid überein, daß Tivoli

sehr feucht ist, und sie nennen es Beide „Tibur udum.“ Auch die heutigen Römer sind noch derselben Meinung und behaupten, daß es nirgends so viel regne und nirgends so viel Gewitter sich entladen, wie auf diesen bewaldeten Höhen. Doch hatten die alten Römer, die wohl gegen rheumatische Affektionen sich gestählt hatten, grade hier ihre schönsten Landhäuser und Julius Cäsar, Cajus Cassius, Mäcenas, der Gönner des Horaz, sie alle müssen sich hier so wohl befunden haben, wie der Sänger dieser ländlichen Freuden. Auch gebrauchten die Beherrscher des Erdkreises religiöse Heilmittel, deren Erfolg gewiß mit Sicherheit zu bestimmen war, wie denn hier die Ruine eines Tempels gezeigt wird, der dem Katarrh, dem Husten der „tussis“ geweiht war. Wir haben es immer für einen großen Vorzug der Römer gehalten, daß ihr gleichmäßiges und beständiges Klima zugleich auf ihren geistigen Horizont günstig einwirkt und sie vor faden Wettergesprächen und Wetterbetrachtungen schützt, die im Norden so beliebt sind und oft die Leere der Zeitungen und die der Salons ausfüllen; aber in Tivoli war schon der lauernde Verräther erschienen, und der Führer erzählte uns, wie oft es in den letzten Tagen geregnet hatte, und wie lange die trockene Pause und der Sonnenschein dauern würde, dessen angenehmer Gegenwart wir uns zu erfreuen hatten.

Tivolis höchster antiquarischer Schmuck ist der wohl-

erhaltene runde Tempel der Vesta oder der tyburtinischen Sybille. Er steht auf der Spitze eines Hügels, zu dessen Füßen die Kaskade schäumt, indem grade hier der Anio-Teverone seinen bedeutendsten Fall hat. Zehn kannelirte korinthische Säulen stehen noch und bilden den schönsten Portikus. Die Verhältnisse, die Verzierungen der Kapitäle, die Blumen und Fruchtfestons lassen uns aus den Ruinen den ganzen Prachtbau konstruiren, mit dem die umgebende Natur wetteifert. Wohin wir uns wenden, tritt uns ein großartiges Bild entgegen. Die blühende Landschaft, die tobenden Wasserfälle, die malerische Stadt, die Tempelruinen, die grünen Hügel und die engen Schluchten, das formt sich hier zu einen eben so eigenthümlichen wie großartigen und lieblichen Bilde. Da, wo sich der schäumende Fluß unter dem Felsen verbirgt, ist die sogenannte Grotte des Neptun, wo die silbernen Strömungen sich wieder vereinigen, die Grotte der Sirene, überall sehen wir das Wasser, dies Auge der Landschaft, seine glänzenden Strahlen werfen.

Unter den neuen Bauwerken nimmt in Tivoli die Villa d'Este den ersten Rang ein. Im Jahre 1549 vom Kardinal Hippolit von Este angelegt, von den beiden Zucheri's mit Arabesken und Gemälden geschmückt, zeigt sie noch heute trotz ihrer Verfallenheit durch den großartigen Styl des Baues, der sich terrassenförmig erhebt, durch die prachtvollen Gartenanlagen und die zahllosen Wasserkünste, ihren fürstlichen

Glanz und man kann wohl glauben, daß diese Villegiatur dem luxuriösen geistlichen Herrn, wie die Chronik behauptet, 3 Millionen Skudi gekostet hat. Die hohe und vortreffliche Lage des Schlosses gewährt die reizendsten Fernsichten, die Gruppen uralter Cypressen bilden die schönste Staffage, verwitterte Statuen blicken aus den Gebüschen der Orangen hervor, und die lechzenden Fontainen scheinen trauernd nach Wasser zu schmachten. Die Maler finden hier die herrlichsten Studien, und sie bemühen sich, die Villa d'Este, die dem Tode nahe ist, wenigstens auf der Leinwand unsterblich zu machen. Wir schieden mit bewegtem Herzen von dieser verfallenen Größe, aber noch mehr schmerzte uns der Gedanke, daß nicht bloß die Villa d'Este, nicht bloß Tivoli, sondern das ewige Rom für uns auch bald der Vergangenheit verfallen ist.

Am nächsten Tage verließen wir Rom nach schmerzlichen Abschiedsscenen, und ein schweigender Vetturin, der die Melancholie seiner Reisegesellschaft nicht stören wollte, entführte uns in kurzen Tagereisen nach Siena. Als Rom mehr und mehr unsern Blicken entschwand und ganz in Duft gehüllt war, da trat uns die Größe unsres Verlustes erst recht vor die Seele. Welche Genüsse, die nur mit den vergangenen Bildern einen schwachen Vergleich aushalten würden, konnten noch unsrer warten! Roma non e piu Roma, Rom ist nicht mehr das alte, das ist der schwermüthige Gesang der Hir-

ten aus dem Gebirge, die um die Weihnachtszeit nach der Stadt kommen und vor den Madonnenbildern singen. Aber uns war das neue Rom auch entrissen und wir sehnten uns bald selbst nach dem Scirokko und der Malaria zurück, obgleich grade diese bösen Feinde uns vertrieben hatten. Selbst wenn die Erinnerung noch so lebendig ist, sie ist doch nur ein todter Schatten gegen das Leben selbst. Nur der Lebende hat Recht. Rom ist der Höhepunkt für jeden Reisenden, der die Kultur und die Entwickelung des menschlichen Geschlechts kennen lernen will. Er steigt herab von seiner Höhe sobald er die Mauern Rom's hinter sich hat und Properz sagt mit Recht: omnia Romanae cedunt miracula terrae, Rom selbst ist das größte Wunderwerk der Erde!



Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.